

Das Buch denkwürdiger Frauen

Ida von Düringsfeld

Festgabe

für

Mütter und Töchter.

Die zu diesem Bande gehörigen Tonbilder sind zu nachfolgenden Seiten beizuheften:

Auf der Pfaueninsel . . . . zu Seite 241
Portrait der Kaiserin Maria Theresia . . . . „ „ 129
Angelika Kaufmann in ihrem Atelier . . . . „ „ 157
Portrait der Königin Maria Antoinette . . . . „ „ 201
Portrait der Königin Luise von Preußen . . . . „ „ 239
Maria Felicitas Garcia als Desdemona . . . . „ „ 294





Das Buch denkwürdiger Frauen. Titelbild. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Auf der Pfaueninsel.

Das

Buch denkwürdiger Frauen.

In

Lebens- und Zeitbildern.

Festgabe für Mütter und Töchter.

Von

Ida von Düringsfeld.



Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern, sowie einem Titelbilde.

Leipzig,
Verlag von Otto Spamer.

1863.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorwort.

Die aufgeregte Zeit, in der wir leben, mit all' ihren Widersprüchen, Hoffnungen und Enttäuschungen, weist der Frau eine bedeutsame Aufgabe zu. Man erwartet von ihr, daß sie die Bildnerin eines neuen Geschlechtes werde, einer muthigen und zugleich bescheidenen, einer verständigen und zugleich idealeren Jugend, als die heutige Vielen erscheinen will. Aber dies hat seine großen und unläugbaren Schwierigkeiten. Denn die Zerrissenheit des Charakters unserer jungen Leute, ihre vorwiegende Richtung nach den Aeußerlichkeiten des Lebens hängt zusammen mit der Massenhaftigkeit der verschiedenartigsten Eindrücke, welche sie heute von früh auf empfangen, heute, wo gewissermaßen eine Erscheinung die andere jagt; sie hängt zusammen mit der Fülle weltbewegender Erfindungen, welche sie zum Theil haben erstehen sehen und welche oft genug dem älteren Geschlechte verständnißlos entgegentreten. All' jene mit überraschender Schnelle wechselnden Errungenschaften des menschlichen Geistes, die fieberhafte Thätigkeit auf allen seinen Gebieten, bringt eine gewisse Frühreife hervor, und fördert jene Unstätigkeit des Denkens und Handelns, die man von der einen Seite als Anzeichen einer heranbrechenden Zeit allgemeinen Weltbürgerthums hinstellt, während man von der andern Seite her sie als Ursache überhandnehmender Charakterlosigkeit schilt.

Wir glauben, die Sache liegt tiefer.

Die erschütternde geistige Bewegung, welche das vergangene Jahrhundert dem neunzehnten als Erbe hinterließ, diese Bewegung im Reiche der Geister und Ideen, ist noch nicht vorüber; sie vibrirt, bald mehr,

bald weniger bemerkbar, noch fort und läßt sich erkennen in allen neuern Bestrebungen auf den Gebieten geistiger Fortbildung und staatlicher Verbesserungen. Alle Diejenigen, welche die Folgen dieses rastlosen Vorwärtstreibens in der Gegenwart für glückverheißende halten, wie Jene, welche sie fürchten: Alle stimmen darin überein, daß es Aufgabe der Erziehung sei, in dem künftigen Geschlechte Tugenden zu pflegen, welche unsere kreisende Zeit mehr bedarf wie jede andere. Die künftige Generation zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde sowie zur höchsten Stufe der Sittlichkeit emporzuheben, zur Sittlichkeit im Denken und Handeln, welche allein fertige, harmonisch in sich gebildete und nach außen hin harmonisch auf das Ganze einwirkende Menschen möglich macht: diese hohe Mission ist offenbar der Frau, der Mutter, der Behüterin der aufwachsenden Jugend vorzugsweise zugefallen. Die Frau soll in ihr die großen Ideen unserer Zeit pflegen, die jungen Herzen empfänglich machen für duldsame Frömmigkeit, für Achtung vor Gesetz und Autorität, sie soll den aufopferungsbereiten Sinn für Vaterland und Menschenthum dort wecken, wo er träge schläft und nicht die Augen aufthun will. Die Frau soll mitwirken, daß an die Stelle der Zerfahrenheit oder ausschweifender Ideen ein selbstbewußtes Streben sowie ein Erkennen des Erreichbaren, oft Naheliegenden, daß an die Stelle materieller Genußliebe warme Empfänglichkeit für das ewig Schöne, Edle und Wahre im Leben trete; sie selbst soll daher nicht in dem Streben nach der Universalität, sondern in dem Sichbescheiden auf den engeren Kreis des Hauses und ihres eigentlichen Berufes Aufgabe und Ziel aller weiblichen Bestrebungen suchen.

Die Frau, als Vermittlerin des Schönen und Bleibenden im Leben, in ihrem Fortbildungsgang durch Jahrhunderte zu verfolgen, ihre Freuden und ihr Dulden in ihrer Stellung zum häuslichen und öffentlichen Leben während verschiedener Perioden zu veranschaulichen, in ihr und durch sie den Wechsel der Zeiten zu schildern: das ist der Gedanke, welcher den vorliegenden Band Frauenbilder in's Leben

gerufen hat. Es sind Lebens- und Zeitbilder aus verschiedenen Jahrhunderten, von der mittelalterlichen Zeit bis in die Gegenwart, und wir erkennen in ihnen, wenn auch nicht stets unmittelbar ausgesprochen, den allgemeinen Charakter, welchen Zeit und Umstände der Frau in ihrer Stellung zum fortschreitenden Leben aufprägen, ebenso die Wandlungen, welche durch die idealer sich gestaltende Stellung der Frau in der Gesellschaft dieser zugeführt werden. In einem folgenden Bande wird sich das, was wir wollen, noch viel bestimmter entwickeln: denn um die Stellung der Frau in den verschiedensten Zeitläuften vollständig zur Anschauung zu bringen, sind mehr als nur 16 Charakterbilder nöthig. Die leidende Christin, die Märtyrerin der Liebe, die für ihr Recht beharrlich streitende Fürstin, die feinfühlende Gattin, welche in den Wissenschaften Trost für den erlittenen höchsten Verlust sucht und findet, die Beglückerin der Hütten, das Opfer der Politik, die Dulderin des Herzens, das hochdenkende Weib als Stütze des angeklagten Gatten, die unvergeßliche, große Herrscherin, welche nie aufhört eine vortreffliche Gattin und Mutter zu sein, der anmuthige Lebensgang der Künstlerin, wie das blutige Ende der exaltirten Patriotin, die Schicksale der darauf folgenden zwei Märtyrerinnen für das Königthum und das Vaterland, die nimmerrastende Menschenfreundin und zuletzt die viel gepriesene und hochbegabte Tochter der Musen: das Alles sind Charakterbilder reich an Wechsel der Situationen aus mannichfachen Lebensstellungen — aber noch lange nicht ist die Liste, die vom Erhabenen bis zum Bizarren, von einer Louise von Preußen bis zu einer Lady Stanhope hinzeigt, vollständig.

Die Fortsetzung dieses Buches wird nicht lange auf sich warten lassen, wenn unsere deutschen Frauen unser Unternehmen mit Wohlwollen aufnehmen. Den ungefähren Inhalt eines folgenden Bandes haben wir auf der Rückseite des Inhaltsverzeichnisses zu diesem Bande verzeichnet.

Die Frau Verfasserin hat bei Abfassung dieses Buches, das dürfen wir versichern, die besten und zuverlässigsten Quellen zu Rathe ge-

zogen und mit unermüdlichem Fleiße das Werk gefördert, zu welchem wir sie veranlaßt haben.

Ein großer Theil der Illustrationen dieses Buches ist aus der artistischen Anstalt der Verlagsbuchhandlung von **Otto Spamer** hervorgegangen. Vortreffliche und zuverlässige Quellen haben bei Herstellung derselben zu Gebote gestanden. Hier und da sind mit Absicht alte Kupferstiche (meist verkleinert) facsimile wiedergegeben worden, um diesem Buche den Charakter des Mannichfaltigen auch nach der illustrativen Seite hin zu verleihen. Eine kleine Anzahl Abbildungen haben wir aus der Hand befreundeter Verleger erhalten. Das schöne große Portrait der Maria Theresia, sowie die hübsche Anfangsvignette zu dieser Biographie verdanken wir der Güte der Verleger von „Ramshorn's Maria Theresia und ihre Zeit" (Leipzig 1860, Voigt & Günther), eines Prachtwerkes, welches, was artistische Ausstattung betrifft, wenige seines Gleichen haben dürfte.

Leipzig, am 31. August 1862.

Die Redaktion der Illustrirten Bibliotheken.

Das

Buch denkwürdiger Frauen

I.

Inhalt.

Seite

Elisabeth Landgräfin von Thüringen (Ungarn) 1
Geboren 1207. — Gestorben 1231.

Ignez de Castro (Portugal) 20
Gestorben 1355.

Jakobäa von Holland (Bayern-Holland) 31
Geboren 1400. — Gestorben 1436.

Vittoria Colonna (Italien) 67
Geboren 1490. — Gestorben 1547.

Barbara Uttmann (Sachsen) 85
Gestorben 1574.

Lady Jane Gray (England) 93
Gestorben 1554.

Philippine Welser (Augsburg) 101
Geboren 1530. — Gestorben 1580.

Lady Rachael Russel (England) 113
Geboren 1636. — Gestorben 1723.

Maria Theresia (Oesterreich) 129
Geboren 1717. — Gestorben 1780.

Angelika Kaufmann (Schweiz) 152
Geboren 1741. — Gestorben 1807.

Charlotte Corday (Frankreich) 169
Geboren 1769. — Gestorben 1793.

Marie Antoinette (Oesterreich-Frankreich) 189
Geboren 1755. — Gestorben 1793.

Luise von Preußen (Mecklenburg-Preußen) 231
Geboren 1776. — Gestorben 1810.

Amalie Sieveking (Hamburg) 261
Geboren 1794. — Gestorben 1859.

Maria Felicitas Garcia verehel. **Malibran** (Paris) 289
Geboren 1808. — Gestorben 1836.

Inhalt
des nächsten Bandes der denkwürdigen Frauen.

Clemence Isaure. (Toulouse.)
Gründerin der Jeux floraux. (1478.)

Anna von Bretagne,
Gemahlin Ludwig's XII. (1476—1514.)

Elisabeth von England und Maria Stuart.
Vergleichende Lebensbeschreibungen. (1533—1603. 1542—1587.)

Eva Popel von Lobkowitz,
die Antigone von Böhmen. (Ende des 16. Jahrhunderts.)

Christine von Schweden,
Tochter Gustav Adolf's. (1626—1689.)

Marie Sybille Merian, verehel. **Graff,**
Künstlerin. (1647—1717.)

Elisabeth Charlotte von der Pfalz,
Herzogin von Orleans. (1652—1722.)

Marie Beatrice von Modena,
Gemahlin Karl Stuart's. (1658—1718.)

Frieder. Caroline Neuber (die Neuberin),
Schauspielerin und Dichterin. (1692—1760.)

Katharina II., Kaiserin von Rußland,
die Semiramis des Nordens. (1729—1796.)

Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel,
Gemahlin des Großherzogs Ernst August von Sachsen-Weimar,
Urheberin des Dichterglanzes von Weimar. (1739—1801.)

Anna Louise Germaine Necker,
Frau von Staël-Holstein. (1766—1817.)

Juliane Freifrau von Krüdener,
Miturheberin der heiligen Allianz. (1766—1824.)

Rahel Antonie Friederike geb. **Levin Markus,**
Gemahlin von K. A. Varnhagen von Ense. (1771—1833.)

Lady Esther Lucy Stanhope,
William Pitt's Nichte, die Zauberin des Libanon. (1776—1839.)

Mrs. Elisabeth Fry.
Von der Gesellschaft der Freunde. (1780—1845.)

Sarah Margaret Fuller,
Marchesa Ossoli, Schriftstellerin. (1810—1850.)

Helene Herzogin von Mecklenburg-Schwerin,
Herzogin von Orleans. (1814—1860.)



Die Wartburg in der Gegenwart
von der Südostseite.

I.
Elisabeth von Thüringen.

(Geb. 1207, gest. 1231.)

Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Komm in unser Land;
Da ist Wonne viel.
Walther von der Vogelweide.

Wer kennt die Wartburg nicht? Wer hat nicht gewünscht, sie einmal zu sehen, und wenn er sie gesehen hat, sie wieder zu sehen? Die Burg der Sage und der Geschichte, die Burg Elisabeth's und Luther's, „die Königin der thüringischen Burgen", wie Ludwig Bechstein sie ehrfurchtsvoll nennt? „Ernst und still und ehrwürdig", sagt er, „sitzt sie auf ihrem hohen Steinthron und blickt herab auf die regsame und geräuschvolle Stadt zu ihren Füßen, die mit ihr alt geworden, aber öfter als sie die Gewänder getauscht."

Das Gewand hat die Wartburg seitdem auch getauscht, von Fürstenhand ist sie mit neuem fürstlichen Glanz geschmückt worden, aber darum ist sie noch immer die alte, ehrwürdige Burg, um welche her die echt deutsche Schönheit des Thüringerlandes grünt, blüht und duftet.

Im Jahre 1067 war es, daß Graf Ludwig der Salier, vom Volke „der Springer" genannt, einmal auf dem Anstand lag und sich dabei zum Zeitvertreib die reizende Gegend und besonders den einen schönen, kecken Berg ansah. Der gefiel ihm ganz ausnehmend, und bei sich selbst sagte er: „Wart' Berg, du sollt mir eine Burg werden!" Das war allerdings leichter gesagt als gethan, denn der Berg gehörte den Herren von Frankenstein; aber Ludwig der Springer ließ sich durch eine solche kleine Schwierigkeit nicht abschrecken. Er berieth sich mit zwölf Rittern, und das Ergebniß der Berathung war, daß vom Schaumberg, dem Eigenthum des Grafen, Nachts Erde in Körben auf den Wartberg getragen und auf diese Erde eine Burgfriede gebaut wurde, hinter welcher der Graf sich vertheidigen konnte. Das that er denn auch, als die Herren von Frankenstein kamen und ihn angriffen, und da sie ihn nicht vertreiben konnten, so gingen sie hin und verklagten ihn bei Kaiser und Reich. Dieses verlangte von ihm, es sollten zwölf redliche Männer beschwören, er habe die Burg auf das Seine gebaut. Da traten seine zwölf Ritter, von ihm zu Eideshelfern erwählt, auf den Berg und schworen, daß der Boden, in welchen sie ihre Schwerter steckten, der hinaufgetragene nämlich, schon vor Alters zum Lande und zur Herrschaft von Thüringen gehört habe, und folglich ihr Herr auf dem Seinen stehe. Hierauf wurde der Berg ihm zugesprochen, und er baute ritterlich und fürstlich die Wartburg, und legte ihr zu Füßen das heutige Eisenach an.

Anderthalb Jahrhunderte später residirte auf der Wartburg Landgraf Herrmann I., den der Kaiser zugleich zum Pfalzgrafen von Sachsen erhoben hatte. Seine zweite Gemahlin, Sophie, war die Tochter Otto's von Wittelsbach, Herzogs von Bayern. Sie und der Landgraf Herrmann liebten Beide die Poesie und hatten daher nicht weniger als sechs Minnesänger an ihrem Hofe. Das Haupt dieser dichterischen Gesellschaft war Heinrich von Waldeck, landgräflicher Kanzler, der Virgils Aeneide nach dem Italienischen in das Deutsche übertrug und allgemein „der tugendhafte Schreiber" genannt wurde. Von den übrigen Fünf waren Drei Edelleute, Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zwetzen und Wolfram von Eschenbach; Zweie, Bitterolf (Peter Olf), im Hausstand der Landgräfin, und Heinrich von After- oder Ofterdingen, Bürger der

Stadt Eisenach. Diese Meister kamen 1206 auf den Gedanken, einen der damals sehr beliebten dichterischen Wettkämpfe anzustellen, welcher als „der Sängerkrieg auf der Wartburg" geschichtlich berühmt und oft besungen worden ist. Heinrich von Osterdingen hatte sich den Herzog Leopold VII. von Oesterreich, Landgraf Herrmann's Schwager, an dessen Hofe er eine Zeitlang gewohnt, zum Helden erkoren und pries ihn mit solcher Begeisterung, daß seine Gegner, welche den Landgrafen selbst und den König von Frankreich, Philipp August, zu verherrlichen suchten, sich für überwunden erklären mußten. Das erbitterte sie und vorzüglich Walther von der Vogelweide auf das Höchste, sie drangen auf einen neuen Versuch und wußten den unsinnigen und barbarischen Beschluß durchzusetzen, daß der für besiegt erklärte Dichter von Henkershand sterben solle. Wie voraus zu sehen war, traf dieses Schicksal Heinrich von Osterdingen. Der junge Bürger jedoch ergab sich nicht feig in den schimpflichen Tod. Er rief den Schutz der Landgräfin an, behauptete, daß er nicht ehrlich überwunden worden, und verlangte zum entscheidenden Richter den Meister Niklas Clinsor oder Klingsohr aus Siebenbürgen, welcher, zugleich Minnesänger und Sterndeuter, in Rom, Paris, Krakau und Bagdad studirt hatte und jetzt in Ungarn lebte, wo er für seine vortreffliche Verwaltung der Bergwerke den damals ungeheuern Gehalt von 3000 Mark Silbers bezog und „einen Hof hielt wie ein Bischof."

Die Berufung des jungen Eisenachers auf den berühmten Meister in Ungarn wurde angenommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er mit demselben genau binnen eines Jahres in Eisenach erscheine. Heinrich reiste nach Ungarn, Klingsohr erklärte sich freundlich bereit, ihn zu begleiten, und Beide trafen kurz vor Ablauf der Verfallfrist in dem Gasthof ein, welchen Heinrich Hellgrafe am St. Georgenthore hielt. Die Sage, welche in den Geschichtswerken jener Zeit nur gar zu gern ihre bunten Arabesken um die Ränder der Blätter malt, erzählt, Heinrich von Osterdingen habe sich in Klingsohr's Gesellschaft so vergessen, daß unversehens der letzte Abend des Fristjahres dagewesen sei. Als Heinrich nun klagte, er sei wortlos geworden und müßte landflüchtig bleiben, ohne weiter die edle Sangeskunst ausüben zu dürfen, lächelte Klingsohr, beruhigte ihn, wiegte ihn durch einen Zaubertrunk in Schlaf, wickelte sich mit ihm zusammen in eine lederne Decke und gebot seinen Geistern, sie Beide nach Eisenach zu tragen. Als Heinrich am Morgen erwachte, hörte er die Meßglocke von St. Georg, sah die Leute durch das St. Georgenthor hinaus auf die Felder gehen, erkannte des Hellgrafen Haus und rief freudig: „Gelobt sei Gott, daß wir hier sind!"



Minnesänger-Saal der restaurirten Wartburg.
Heinrich von Ofterdingen und Meister Klingsohr.

Die Sage weiß denn auch allerlei Wunderbares von der Art zu erzählen, wie der wieder aufgenommene Sängerkrieg zu Ende gebracht worden sei. Es geschah nach einem großen Gastmahle im Landgrafenhause, in dem Sängersaale, wo zuerst Klingsohr selbst kämpfte. Auf einer schmalen, erhöhten Bühne oder Laube saßen die Sänger auf Steinbänken und warteten, daß die Reihe an sie komme. Einer nach dem andern kämpfte mit der Waffe des dichterischen Wortes gegen Klingsohr, und einer nach dem andern wurde überwunden, nur Wolfram von Eschenbach hielt ihm Stand. Da stellte Klingsohr sich, als wär' er müde, und rief einen Jüngling herbei, der statt seiner singen sollte, aber dieser Jüngling war nicht von menschlicher Natur, sondern ein als Mensch verkleideter böser Geist, welcher N a s i a n hieß. Wolfram brachte jedoch auch diesen zum Schweigen, und so war Klingsohr denn besiegt. Da sandte er in der Nacht den Nasian zu seinem Gegner, damit der Geist erforschen möge, ob Wolfram wirklich ein Gelehrter sei oder nicht. Wolfram war es nicht, konnte dem Nasian auf seine verfänglichen Fragen über die Beschaffenheit des Himmels keine Auskunft geben, und Nasian schrie: „Du bist ein Laie, Schnipp Schnapp!“, schrieb diese wenig höflichen Worte mit feuriger Schrift an die Wand

und fuhr von dannen, indem er Meister Wolfram seinerseits besiegt und wahrscheinlich etwas beschämt zurückließ.

Gewiß ist es, daß Klingsohr den Streit schlichtete, die Minnesänger versöhnte, obwol das keine ganz leichte Arbeit gewesen sein soll, daß Heinrich seinen bedrohten Poetenkopf behalten durfte, und daß dem berühmten Meister aus Ungarn von Jedermann die möglichste Ehre erwiesen wurde. Eines Abends — die Sage meldet, an dem seiner Ankunft — saß er auch mit vielen Herren und vornehmen Bürgern, die gekommen waren, ihn zu hören und zu bewundern, in des Hellgrafen Garten, da bemerkte man, daß er mit ungewöhnlicher *Aufmerksamkeit* den gestirnten Himmel *betrachte*. Befragt, was es dort oben Neues gebe, antwortete er: „Ich sehe einen schönen Stern, der leuchtet von Ungarn bis zu Markburg und von Markburg in alle diese Welt.“ Dann erklärte er, der Stern sei die Tochter, welche dem Könige von Ungarn in dieser Nacht geboren worden sei, Elisabeth heißen, mit dem Sohne des Landgrafen vermählt, heilig sein und die ganze Christenheit erfreuen werde. Diese Weissagung wiederholte er den nächsten Morgen am Hofe, und dann kehrte er, reich geehrt und beschenkt, zu seinem Herrn, dem Könige Andreas II. von Ungarn, zurück, der wegen seiner tapfern Thaten im heiligen Lande auch der Hierosolymitaner genannt wurde.



Aus den Schwind'schen Fresken. Frau Minne. — Walther von der Vogelweide.

Bald erfuhr man in Eisenach, daß in jener Nacht dem Könige Andreas wirklich ein Töchterchen geboren worden sei, und zwar ein wunderbares Kind, welches gleichsam wie die Taube Noah's ihm und den Seinen das Oelblatt, dem Lande Ungarn den Frieden mitgebracht habe. Kaum drei Jahre alt zeigte sie schon Mitleid für die Armen, und that mit ihrer kleinen Hand Wunder. Ein Mönch war durch ihre Berührung von einer Blindheit geheilt worden, die vier Jahre gedauert hatte. Pilgernd kam er nach der Wartburg, und erzählte es. Den Landgrafen verlangte nach dem gottbegnadigten Königskinde zur Braut für seinen Sohn Ludwig, der den 28. Oktober 1200 auf der Wartburg geboren und folglich sieben Jahre älter war als die kleine Elisabeth. Mit vier Wagen und dreißig Pferden ging eine Gesandtschaft, an deren Spitze sich der Graf Meinhard von Mühlberg und der Schenk Walther von Vargel befanden, nach Preßburg ab, wo König Andreas sie feierlich empfing, herrlich bewirthete und ihr sein Kind übergab. Die vierjährige Braut ward in Seide gekleidet, auf seidne Polster in eine silberne Wiege gebettet und mit einer silbernen Wanne, einem silbernen Becher, 1000 Mark Silbers und vielem Geschmeide ausgestattet. Weinend legte ihre Mutter, die Königin Gertrud, sie dem edlen Ritter von Vargel an das Herz. Ihre Amme wurde ihr beigegeben, ihre künftige Hofmeisterin, Graf Meinhard's Gemahlin, war nebst mehreren andern Damen von Thüringen mitgekommen. So wohlgeleitet und wohlgepflegt zog die kleine Versprochene der neuen Heimath zu, kam glücklich dort an, und wurde mit ihrem Knabenbräutigam feierlich verlobt. Die Lilie der Wartburg war in den neuen Boden gepflanzt.

Aber sie blieb fremd darinnen. Mit ihrer künftigen Schwägerin, Agnes, und einem Fräulein Jutta gemeinschaftlich erzogen, wurde sie anders als ihre Spielgefährtinnen. Es war in ihr eine um so zu sagen unbeugsame Demuth, die sie unablässig antrieb, sich vor Gott zu neigen und zu den Armen zu gehen. Noch kannte sie keinen Buchstaben, denn sie war erst fünf Jahre, als sie schon vor dem Altar der Wartburgskapelle knieend ein Psalmbuch in ihren Händchen hielt. Spielte sie mit andern Kindern und gewann dabei, so schenkte sie den zehnten Theil ihres Gewinnstes den Armen. Auch freiwillige Geschenke gab sie armen Mädchen, doch mit der Bedingung, sie müßten das Vaterunser und den Engelsgruß beten. Als ihr der Apostel Johannes durch's Loos zum Schutzheiligen zugefallen war, indem sie aus den Namen der Apostel, die geschrieben und auf den Altar gelegt wurden, den seinigen herauszog, da freute sie sich so, daß sie

gelobte, mit heiterer Freigebigkeit Alles zu gewähren, was man im Namen dieses Apostels von ihr erbitten werde. Beim Tanzen begnügte sie sich stets mit einem Reigen, „denn", sagte sie zu ihren Mittänzerinnen, „eins umgegangen der Welt zu Ehren, ist genug; die andern durch Gottes Willen gelassen, ist das Beste." Sie trug, gleich ihrer Schwägerin, einen goldnen Kranz oder eine Krone; als sie nun einst an einem Festtage mit der Landgräfin und Agnes zu Eisenach in die Kirche der heiligen Jungfrau trat und sich gegenüber ein großes Kruzifix erblickte, nestelte sie ihren reichen Haarschmuck los und sprach: es gezieme sich für sie nicht, mit Gold gekrönt zu sein, während sie ihren Heiland mit Dornen gekrönt sehe. Sophie hatte sie hart angelassen; als sie jedoch sah, wie Elisabeth knieend ihren Mantel mit Thränen frommer Rührung benetzte, da schämte sie sich, kniete auch nieder, verhüllte ihr Angesicht mit ihrem Mantel, und Agnes folgte dem Beispiel der Mutter.

Nicht immer indessen übte die reine Elisabeth solche Gewalt über die weltlich gesinnten Fürstinnen. Für gewöhnlich wurde sie von ihnen gering geschätzt und demgemäß behandelt. Sie schämten sich ihrer. Aus ihrer freiwilligen Erniedrigung schlossen sie auf niedrigen Sinn. „Du, Elisabeth, *hättest nicht* sollen unter die Zahl herrschender Fürstinnen, sondern dienender Mägde gerechnet werden," sagte Sophie einst hart zu ihr. Die stolze Landgräfin war der Braut ihres Sohnes keine Mutter, und doch, wie sehr hätte Elisabeth einer bedurft! Ihre eigene hatte sie, erst sieben Jahre alt, durch einen gewaltsamen Tod verloren: die Königin Gertrud war von aufrührerischen Edlen in ihrem Bette ermordet worden. Ihrem Töchterchen war sie, wie man erzählt, im Traum erschienen, und hatte von ihm Gebete zur Tilgung ihrer Sünden verlangt. Unzweifelhaft ist es, daß der Mutter Geschick die zarte Seele der Tochter trüben mußte, und dazu war sie fern von Vater und Vaterland, einsam und ungeliebt in der Fremde. Mit Recht vergleicht Dietrich von Thüringen, der ihr Leben schrieb, sie damals mit einer Lilie zwischen Dornen, die, von allen Seiten verletzt, doch den süßen Duft der Geduld aushauche.

Ihre einzige Stütze war ihr Verlobter, der seine kindliche Braut zärtlich liebte. Umsonst suchte man ihn von ihr abzuwenden, er behielt sie im Herzen. Auch als er durch den Tod des Vaters des Landes und sein eigner Herr geworden, bewahrte er ihr eine unverbrüchliche Treue. Kam er von irgend einem Ausritt über Land zurück, so brachte er ihr stets etwas mit. Einst jedoch, im Jahre 1220, wo er von einer Fehde gegen den Erzbischof

Siegfried von Mainz heimkam, hatte er es vergessen, und Elisabeth, die es täglich hören mußte, es würde das Beste sein, sie in ein Kloster zu thun oder sie ihrem Vater zurückzusenden, Elisabeth glaubte sich bereits geopfert und klagte ihr bitteres Leid mit Thränen dem Schenken von Vargel. Dieser ritt bald darauf mit dem jungen Landgrafen gegen Reinhardsbrunn, und nahm die Gelegenheit wahr, um seinem Herrn Alles zu erzählen und ihn zu fragen: wie er es noch mit seiner Braut zu halten gedenke? Ludwig zeigte auf den vor ihnen liegenden Inselsberg und sprach: „Wenn ich auch diesen ganzen Berg in feines Gold verwandeln könnte, so wollte ich doch an meiner geliebten Elisabeth keine Untreue begehen. Sie kehre sich an Niemandes Worte.“ Dann nahm er aus einem sammetnen Beutel, den er an der Seite trug, einen doppelten elfenbeinernen Taschenspiegel in schöner silberner Einfassung, welcher auf der einen Seite wirklich einen Spiegel, auf der andern aber das Bild des Gekreuzigten zeigte. Den gab er dem Schenken und sprach: „Sag' das der Elisabeth und bring' ihr, zum Beweise, dieses Kleinod.“ Walther von Vargel that, wie ihm geheißen worden, und Elisabeth drückte das Symbol der himmlischen Liebe, welches ihr als Pfand der treuen irdischen gesandt wurde, getröstet an ihre Lippen und ihr Herz.

Im Jahr 1216 war Ludwig zur Regierung gekommen; 1218, den 6. Juli, wurde er in der St. Georgenkirche feierlich zum Ritter geschlagen, wobei der Bischof von Naumburg das Hochamt verrichtete und dem neuen Ritter das Schwert umgürtete; 1221 fand die Vermählung des thüringischen Landgrafen mit der ungarischen Königstochter statt.

Sie war sehr prächtig. Alle thüringischen und hessischen Grafen waren dazu auf die Wartburg geladen. Die Trauung selbst geschah in Eisenach, wohin der glänzende Zug sich zu Fuß begab. Die beiden Herren, Graf Meinhard von Mühlberg und der Schenk Walther von Vargel, welche einst Elisabeth aus den Händen ihrer königlichen Eltern empfangen, dienten ihr als Brautführer. Die Armen und die Geistlichen wurden nicht vergessen, sondern dermaßen reich beschenkt, daß der junge Landgraf darüber in Schulden gerieth und hundert Mark Silbers leihen mußte. Als er sie später zur gesetzten Frist nicht zurückzahlen konnte, war er genöthigt, dem Kloster Georgenthal einen Hof und zehn Hufen Landes dafür abzutreten.

Die jungen Vermählten hatten inzwischen mehr Freude, als für hundert, ja, mehr als für tausend Mark Silbers zu kaufen gewesen wäre. Obgleich sie einander aus süßer Kindergewohnheit Bruder und Schwester nannten, so liebten sie sich doch wie ächte und rechte Gatten.



Landgräfin Elisabeth von Thüringen.

Elisabeth saß bei Tische stets neben ihrem Herrn, was an anderen fürstlichen Höfen damals nicht die Gewohnheit war. Schön waren sie auch, ebenso wie jung und gut. Von Elisabeth sagt der Hofkapellan Bertholdt: „Elisabeth war vollkommen an Leibe, braun von Angesicht und schön, ernst von Wandel, züchtig von Sitten, gütig von Worten, innig in ihrem Gebete, überaus barmherzig gegen arme Leute, friedsam gegen ihr Hofgesinde, demüthig gegen ihre Mägde und voll Tugend und göttlicher Liebe zu jeder Zeit."

Von Ludwig äußert derselbe Chronist: „Dieser Landgraf Ludwig war sehr anmuthig, seine Sitten waren einnehmend und männlich; in Waffenübungen hatte er viele Gewandtheit; gegen Arme war er mildthätig und freigebig."

Noch ausführlicher und beredter schildert ihn der Chronist Adam Ursinus: „Er war nicht zu lang, doch auch nicht zu kurz, und hatte ein schönes, liebliches Antlitz, war fröhlich, gütig, schamhaftig als eine Jungfrau, reinlich an Leib, Kleidern und allen Dingen, weise, vernünftig, geduldig, männlich, ehrsam und wahrhaftig, und seinen Mannen sehr getreu, und allen Armen barmherzig.“

Ein so vollkommen liebenswürdiges Paar konnte nur glücklich werden und glücklich machen. Auch wurde es in Ungarn, wohin es 1222 reiste, von König Andreas sowol, wie vom ganzen Volke, mit ungemessener Freude und Bewunderung empfangen. Diese Reise mag die schönste Zeit Elisabeth's gewesen sein.

Zurückgekehrt auf die Wartburg, begannen die fürstlichen Gatten ein frommes häusliches Leben. Allerdings zog Ludwig auf ritterliche Unternehmungen aus, aber dann wurde Elisabeth doppelt fromm und still, gleichsam für ihn mit. Sie legte selbst, sobald er die Wartburg verließ, allen Schmuck ab und ging gleich einer Wittwe gekleidet; kam er aber wieder heim, so schmückte sie sich auf das Schönste, um, wie es die Pflicht einer liebenden Gattin ist, den Augen ihres Herrn wohlzugefallen. Daher hat die Sage sowol ihr wie dem Landgrafen Unrecht gethan, indem sie berichtet, Elisabeth sei oft so schlecht einhergegangen, daß ihr Gemahl sich ihrer geschämt, Gott aber, um sie für ihre Demuth zu belohnen, sie bei drei besonders wichtigen Gelegenheiten, einer Gesandtschaft aus Ungarn, einem Besuch des Kaisers, endlich der Vermählung ihrer Schwägerin und des Herzogs Heinrich von Oesterreich, mit köstlichen Gewändern und Kleinodien wunderbar geschmückt habe. Nicht minder fehlt die Sage, wenn sie Ludwig, welcher seiner Wohlthätigkeit wegen der „Gutthätige“ hieß, seine Gemahlin zürnend fragen läßt: ob sie schon wieder in dem verdeckten Körbchen Speise für die Armen forttrage? Elisabeth soll, immer nach der Sage, erschrocken geantwortet haben: es sind Rosen, die der Landgraf, als er das Körbchen aufgedeckt, auch wirklich gefunden. Das wäre eine vom Himmel beschützte und bestätigte Lüge gewesen, in einer christlichen Legende ein übles Ding. Viel schöner und wahrscheinlicher ist die Antwort, welche Ludwig gegeben haben soll, als bei seiner Heimkunft von einem Zuge mit dem Kaiser der Hausmarschall und die Kassenbeamten ihm mit der Klage entgegenkamen: die Wohlthätigkeit der Fürstin arte in Verschwendung aus, und die Kammer werde, gehe das so fort, bald selbst zu den nöthigsten Ausgaben kein Geld mehr haben. „Lasset meine liebe Elisabeth den Armen nur Gutes thun,“ sprach der liebreiche Gemahl; „was sie um Gottes willen der

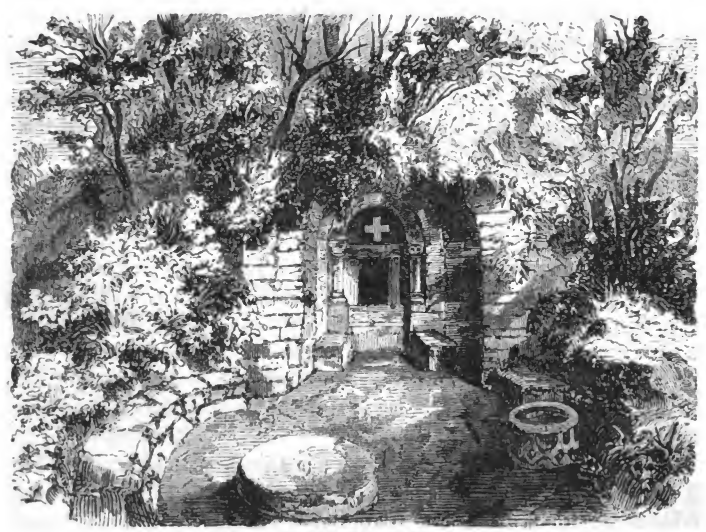
Armuth zu gut thut, da sage Niemand was dawider; wenn sie nur Wartburg, Eisenach und Naumburg nicht verschenkt, bin ich's wohl zufrieden; denn drei Dinge sind's, die mir wohlgefallen: der Brüder Eintracht, des Nächsten Liebe, und Mann und Frau, die gleichgesinnet sind."

So gleichgesinnt aber auch Ludwig und Elisabeth waren, in Allem konnte der zärtliche Gatte ihr doch nicht immer beistimmen. Es war ihm nicht lieb, daß sie sich so gar eifrig kasteite. Wenn sie sich jede Nacht von einer ihrer Hofdamen zum Gebete wecken ließ, bei welcher Gelegenheit einst die eine, Eisentraut, den Fuß des Landgrafen statt den Elisabeth's ergriff und zog, wenn dann das Gebet so lange währte, daß Elisabeth bisweilen aus Ermattung auf den Teppich vor dem Bette hinsank und einschlief, so machte Ludwig ihr wol liebevolle Vorwürfe. Die schwereren Kasteiungen, das härene Hemd unter ihren groben Wollenkleidern, die Geißelungen, welche sie mit sich vornehmen ließ, legte sie sich nur auf, während er abwesend war. Wenn er darum gewußt hätte, würde er sie ihr untersagt haben? Wer weiß. Dem Glauben jener Zeit nach galt nun einmal der Körper für unheilig, man betrachtete ihn gleichsam als den Feind der Seele, und deshalb meinte man, ihm nicht Leides genug anthun zu können, um ihm so mehr und mehr die Kraft der Verführung zum Bösen zu nehmen. Allerdings war Ludwig von der Schwärmerei seiner Elisabeth frei, und seine Frömmigkeit eine gesündere und mehr naturgemäße. Er schlug sich nicht mit Ruthen, er ging nicht unnütz schlecht gekleidet, er glaubte nicht blos für die Armen in seinem Lande da zu sein, und wenn er gleich sehr enthaltsam war, so daß er z. B. nie weder Häringe aß, noch Bier trank, wahrscheinlich damals große Delikatessen, so trieb er es mit der Mäßigkeit doch nie so weit wie Elisabeth, welche an seinem Tische oft sowol hungerte wie dürstete. Aber wenn Ludwig den frommen Wahn seiner Gemahlin auch nicht theilte, so war er doch zu sehr Sohn seiner Zeit und seiner Kirche, um Elisabeth's Thun nicht zu ehren.

Sie ging also ihren Weg, mühsam und schmerzreich, wie er durch die Dornen war, womit sie selbst ihn sich bestreute. Sie besuchte und pflegte Kranke, faßte die Todten an, nähte den Armen ihre Todtenkleider, zerschnitt oft ihre größten und weißesten Vorhänge zu Leichentüchern, besorgte das Begraben und wohnte dem Leichenbegängnisse bei. Bevor sie das Abendmahl empfing, wusch sie zwölf Armen die Füße. Hielt sie nach einem Wochenbette ihren ersten Ausgang, so geschah das nicht in standesgemäßen Gewändern, wie sie auch nicht nach Eisenach in die Kirche ging; nein, in Wolle gehüllt schritt sie,

ihren Säugling in den Armen, mit bloßen Füßen nach einem fern liegenden Kirchlein. Dort opferte sie „nach dem Bilde unserer lieben Frauen, der Mutter Gottes, das Kind mit einer Kerze auf den Altar." Kam sie heim, so schenkte sie Oberkleid und Mantel irgend einer bedürftigen Frau.

Ihre Wohlthaten erreichten bisweilen ein wirkliches Uebermaaß. Zur Zeit einer Hungersnoth mußten täglich 900 Arme von ihrer Tafel gespeist werden. Einst verkaufte sie so viele Aecker, Dörfer, Höfe und kleinere Städte, daß sie daraus 64,000 Goldgülden löste, die sie an einem Tage vertheilte. Das hieß des Guten zu viel thun. Was man dagegen nur loben kann, das sind ihre milden Stiftungen. Sie errichtete deren drei, ein Hospital für arme Kranke am Fuße der Wartburgshöhe; vor dem Georgenthore das der Weibersiechen, und endlich in Eisenach zur Aufnahme alter und armer Leute das zu St. Annen.



Der Elisabethenbrunnen.

Unmittelbar unter dem ersten Hospital ließ sie auch einen Brunnen anlegen, zu welchem sie jeden Tag hinabstieg, um dort ihren Armen gewissermaßen Audienz zu ertheilen. Er hat sich erhalten, ist ebenfalls wieder hergestellt worden und heißt noch heute der Elisabethenbrunnen.

Wer nach Prüfungen sucht und seufzt, der ist sicher, sie nur zu bald zu finden, und zwar schwerer, als er sie gewünscht. Wer sich Schmerzen schafft und einbildet, der lernt binnen Kurzem den wirklichen Schmerz kennen. Es bestraft sich Alles, und erträumtes Unglück haben wollen, wo man eigentlich nur Glück hat, ist eine Undankbarkeit gegen Gott. Die Strafe dafür ist das schreckliche Wahrwerden des Thörichterträumten. Wenn Elisabeth in ihrer religiösen Exaltation darüber klagte, daß es ihr nicht vergönnt gewesen, als Jungfrau dem höchsten Herrn allein zu leben, wenn sie wieder und wieder von der Seite ihres Gemahls entwich, um, wie sie wähnte, allein Gott besser zu dienen, da ahnte sie nicht, wie bald sie ohne die Stütze des starken, liebenden Mannes bleiben, wie entsetzlich schnell ihre selbstgesuchte Einsamkeit sich in die traurige, hoffnungs- und endlose der Wittwe verwandeln würde.

Die Sehnsucht nach dem Höheren, welche in jeder Zeit so gut athmet, wie in jedem Volk und in jedem Menschen, glaubte in jenen Jahrhunderten ein sichtbares Ziel gefunden zu haben. Das Grab des Gekreuzigten war es, das heilige Grab in Jerusalem, in dem verloren gegangenen Zion. Die auserwählte Stadt Gottes war in den Händen der Ungläubigen, sie zu befreien zogen die Kaiser und Fürsten, die Ritter und Sänger Europa's über die Meere und durch die Wüsten. Von dem rothen Kreuze, das sie trugen, nannte man diese Wallfahrten in Stahl und Eisen Kreuzzüge. Ein neuer Kreuzzug war für das Jahr 1227 vom Kaiser Friedrich II. beschlossen worden, wie hätte Ludwig, der tapfere, edle Graf, der von Jugend auf die Heldenlieder der Minnesänger gehört, auf der Wartburg bleiben können, während das ganze ritterliche Deutschland nach Palästina zog?

Er nahm das Kreuz aus den Händen des Bischofs Konrad von Hildesheim, aber er wagte nicht gleich, es Elisabeth zu zeigen, und trug es verborgen in seiner Gürteltasche.

Arglos, das sie Bedrohende selbst im Traum nicht ahnend, faßte Elisabeth eines Abends ihren Herrn am Gürtel, und suchte nach Etwas in seiner Tasche. Das Kreuz kam ihr zwischen die Finger, sie zog es hervor, erkannte es, errieth Alles und sank, vom Schreck der Sinne beraubt, vor Ludwig's Füßen auf den Boden.

Er hob sie auf, seine daniedergeschmetterte Lilie. Und als sie ihn wieder zu hören vermochte, da tröstete er sie. Schön heißt es in einer deutschen Handschrift: „Der süße Fürst sänftigt ihre Betrübniß mit süßen Worten und mit göttlicher Umarmung." Dann gelobten die Gatten, das Kind,

welches ihnen als viertes geboren werden sollte, der Kirche zu weihen. Es war dies Gertrud, die spätere Aebtissin des Prämonstratenser-Nonnenklosters zu Altenberg.

Nun Elisabeth um sein Vorhaben wußte, traf Ludwig seine Anordnungen als Landesvater. Er berief seine thüringischen und hessischen Stände zu einem Landtage nach Kreuzburg, setzte fest, wie Alles während seiner Abwesenheit gehalten werden sollte, versah seine Schlösser mit guten Befehlshabern und hinlänglicher Besatzung, und bereiste endlich noch die thüringischen Klöster, um sich den Segen ihrer frommen Bewohner zu erbitten. Vorzüglich rührend war sein Abschied in Reinhardsbrunn, welches Kloster ihm stets vor allen andern werth gewesen war. Sogar die kleinen Schüler nahm er auf den Arm und küßte sie wehmüthig.

Mit wie viel tieferer Wehmuth mußte er sich von seinen eigenen Kindern, seinem kleinen Herrmann und seinen beiden Töchterchen, trennen! Auch die Kleinen weinten bitterlich, als sie die Worte stammelten: „Gute Nacht, lieber Vater! viel tausend gute Nacht, herzgüldner Vater!" Es war am Johannistage 1227 zu Schmalkalden, dorthin hatte Ludwig seine geheimen Räthe und vertrautesten Freunde berufen, um auch von ihnen feierlich zu scheiden. Seinem Bruder, Heinrich Raspe, übergab er die Regierung, und empfahl ihm die Seinen. Dann zog er aus, nachdem er seiner „allerliebsten Schwester" noch einen kostbaren Ring geschenkt.

Er sollte nicht weit ziehen, nur bis nach Italien. Eine Seuche brach im deutschen Heere aus, von ihr ergriffen starb Ludwig am 11. September desselben Jahres zu Otranto. Er war noch nicht achtundzwanzig Jahre alt.

Der Patriarch von Jerusalem reichte ihm das Abendmahl und gab ihm die letzte Oelung. Der sterbende Fürst, der Fromme, der Tugendsame, der Heilige, sah um sein Bett her einen Schwarm weißer Tauben. Die Andern sahen sie nicht, er aber sprach: „Ich muß mit den weißen Tauben hinwegfliegen!" und er verschied.

Die Trauerbotschaft kam nach Thüringen und auf die Wartburg. Dort war aus dem Ring, welchen Ludwig beim Scheiden seiner Elisabeth geschenkt, der Hyacinth gesprungen, der darein gefaßt war. Elisabeth ahnte nichts Gutes, dachte aber nur an Gefangenschaft und sprach: „Ist mein Bruder in die Gefangenschaft gerathen, so wird er durch Gottes und seiner Freunde Hülfe schon wieder in Freiheit gesetzt werden." Die Landgräfin Sophie jedoch, welche jetzt endlich Herz für sie gefaßt hatte, sprach zu ihr: „Sei

geduldig, du allerliebste Tochter! dein Gemahl ist gestorben!" Elisabeth sank in die Kniee und wiederholte mit gefalteten Händen: „Gestorben! gestorben!" Dann entwich sie, und als man ihr nachging, lag sie am Boden und jammerte: „Nun ist die Welt mir gestorben und Alles, was sich darin liebt!" Und mit hervorstürzenden Thränen fügte sie hinzu: „Ach mir armen, trostlosen Wittwe und elenden Frau! Nun tröste mich der, der Wittwen und Waisen mit seiner Gnade nicht verläßt!" Alle weinten mit ihr.

In Wittwenkleider brauchte sie sich nicht erst zu kleiden, die hatte sie bereits angelegt, als sie nach dem Abschied von Ludwig auf die Wartburg zurückgekehrt war. Wie wir wissen, hatte sie das auch schon früher gethan, wenn Ludwig nicht daheim war. Dann sagte sie wol zu ihren Kammerfrauen: „So will ich gehen, wenn ich einst Betteln und Elend um Gottes willen ertragen werde."

Diese Worte wurden seltsam wahr. So unglaublich es klingen mag: ihr Schwager vertrieb Elisabeth aus der Wartburg. Er wollte die Wittwe seines Bruders, die Mutter des jungen Landgrafen, der sein Mündel war, nicht länger unter dem Dache dulden, welches ihre Kindheit und ihr Glück geschirmt. Weinend wanderte sie hinab nach Eisenach, um dort eine Herberge zu suchen. Das war lange vergebene Mühe; Heinrich Raspe hatte bekannt machen lassen: man würde ihm durch die Aufnahme der Elisabeth keinen Gefallen erzeigen. Niemand wollte ihr die Thüre öffnen, ihr, deren Herz immer jedem Unglück offen gewesen war. Endlich fand sie in einem elenden Gasthofe, auf der Rolle, Unterkunft in einer Stube, in welcher die Schweine des Wirthes ihr erst Platz machen mußten. Hier saß sie, bis um Mitternacht das Glöckchen im Barfüßerkloster die Brüder zum Gebet rief; da eilte sie zum Pater Guardian, und bat ihn: er möge doch mit seinen Brüdern den Gesang: „Herr Gott, dich loben wir!" anstimmen. Sie war bereits zum Danke gegen Gott für ihre Trübsale, seine Schickungen, gelangt.

Elisabeth wagte nicht, in den Gasthof zurückzukehren, sie saß mit ihren vier Hoffräulein in der Kirche der Barfüßer, bis man ihr von der Wartburg ihre Kinder brachte. Nun galt es, Obdach und Labung für die Kleinen zu finden, und zuletzt entschloß ein Priester sich, ihr gegen Pfand beides zu gewähren.

Das Volk in Eisenach behandelte sie schnöde; sie lernte den Undank im vollsten Maße kennen, und war zuletzt, aller Hülfe baar, bereits auf dem Wege nach dem von ihr gestifteten Hospital, als ihre Tante Sophie, Aebtissin zu Kitzingen, die Nachricht von ihrem harten Schicksale erhalten

hatte, sie sammt ihren Kindern in einem Wagen abholen ließ. Von Kitzingen folgte sie der Einladung ihres Oheims von mütterlicher Seite, des Bischofs von Bamberg, Ekbert von Meran, der ihr das Schloß Bottenstein zum Aufenthalt anwies, und ihr einen kleinen Hofstaat einrichtete. Sie hätte dort, nicht froh, aber doch friedlich leben können, hätte der Oheim sie nicht gleich wieder vermählen wollen. Davon durfte nicht mit ihr geredet werden. Lieber, als das thun, erklärte sie, würde sie sich ein großes Leid anthun.

Unterdessen hatten die Ritter Ludwig's sich mit den sterblichen Ueberresten des geliebten Herrn nach Deutschland aufgemacht. Des Landgrafen Gebeine wurden, verschlossen in einer mit schwarzem Tuche überzogenen Truhe, auf der ein silbernes, von Edelsteinen funkelndes Kruzifix lag, durch ein Maulthier von Kloster zu Kloster, von Stift zu Stift getragen. Am Abend nach der Ankunft wurden Vigilien, am Morgen vor der Abreise Seelenmessen gehalten, wofür man sich den Geistlichen dankbar erwies und der Kirche jedes Mal ein purpurnes oder seidnes Tuch verehrte. Auf diese Weise kam der Leichenzug in die Nähe von Bamberg und unter dem Geläute der Glocken, mit Fahnen und Kerzen, mit dem Bischofe, der ganzen Geistlichkeit und sämmtlichen Schülern ging Elisabeth dem Gemahl entgegen, ach, wie anders, als sie von ihm gegangen war!

Am nächsten Tage schloß sie sich der Leichenbegleitung bis Reinhardsbrunn an, wo im Beisein Elisabeths, Sophiens, der beiden Brüder des Todten, Heinrich's und Konrad's, und endlich seines Sohnes Herrmann, die Gebeine in einen steinernen Sarg gelegt und neben den Särgen der fürstlichen Vorfahren beigesetzt wurden. Dann vereinigten sich die zurückgekehrten Herren, um für die von Elisabeth erlittenen Unbilden, die sie ihnen geklagt, Rechenschaft von Heinrich Raspe zu fordern. Viere von ihnen erschienen vor dem Landgrafen, darunter die beiden Vargel, Walther und sein Sohn Rudolph, auch Schenk von Saaleck genannt, und dieser, ein feuriger, furchtloser Mann, redete dem Landgrafen in Gegenwart seiner Mutter, seines Bruders und vieler Edeln so scharf in's Gewissen, daß Heinrich sich mit Thränen zur Genugthuung und zur Versöhnung bereit erklärte. Zu dieser ließ Elisabeth sich nicht nöthigen, sie kam dem Schwager freudig entgegen. Genugthuung begehrte sie nicht, nur ihre Mitgift und das Leibgeding, welches ihr Gemahl ihr ausgesetzt.

Ein Jahr blieb sie noch auf der Wartburg inmitten der Familie, welche die ihrige gewesen, dann wurde ihre Sehnsucht nach Ruhe zu mächtig und sie zog nach Marburg in Hessen, welche Stadt nebst allen dazu gehörigen



Die Wartburg im Mittelalter.

Dörfern, Einkünften und Gerechtsamen Landgraf Heinrich ihr anwies, nachdem er ihr ein jährliches Einkommen von 500 Mark Silbers ausgesetzt hatte. Begleitet wurde sie nach ihrem stillen Wittwensitz von ihren Freundinnen und Hoffräuleins, Jutta und Eisentraut, und von ihrem Beichtvater Konrad von Marburg.

Dieser Mann, welcher Elisabeth während der letzten Jahre ihres Lebens dermaßen beherrschte, daß ein neuerer Geschichtschreiber unwillig sagt: er habe sie zur Heiligen tyrannisirt, war im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts geboren, von edlem Geschlechte und als Magister oder Doktor der Theologie so ausgezeichnet, daß der Pabst, von welchem Elisabeth sich mit Bewilligung ihres Gemahls einen Meister ausgebeten hatte, der sie in der heiligen Schrift unterweisen könne, ihr keinen bessern Lehrer zu geben wußte, als

Konrad, den er von Paris kommen ließ, um ihn nach Eisenach zu senden. Elisabeth war über diese Ankündigung so erfreut, „daß sie aus Dankbarkeit fastete und ihren Leib kasteite"; Konrad kam, sie fiel vor ihm auf die Kniee — eine bedeutungsvolle Begrüßung, denn bald hatte die junge Fürstin an dem Lehrer einen Gebieter. Er bewog sie hauptsächlich, 1229 nach Marburg zu ziehen, und sich ihm so gewissermaßen auf Gnade und Ungnade zu überliefern.

Von da an peinigte er sie mit unerbittlicher Strenge, aber sie gehorchte ihm in Allem, denn sie fürchtete ihn. „Ich fürchte", sprach sie einst, „den Meister Konrad mehr als Alles, und wenn ich ihn schon so sehr fürchte, wie sehr muß ich erst Gott fürchten?" Genug, sie war mehr seine Sklavin, als seine Beichttochter. Auch von ihren Kindern suchte sie sich mehr und mehr los zu machen. Es war keines mehr bei ihr, sogar die kleine Gertrud hatte mit anderthalb Jahren der geistliche Zuchtmeister ihr weggenommen.

Selbst in Marburg blieb sie nicht lange, sondern zog auf das Dörfchen Wehrda in eine elende Hütte, die den Einsturz drohte, trug geflickte Kleider von grobem, ungefärbtem Tuch, zwang ihre Hoffräuleins, sich eben so zu kleiden, wollte von ihnen „Du, Elisabeth!" angeredet werden, aß mit ihnen aus einer Schüssel Hülsenfrüchte in Wasser gekocht, wusch das Geschirr selbst rein, und ließ sich bei dem Allen, so oft es Meister Konrad einfiel, bereitwillig geißeln. Zuletzt entzog er ihr sogar ihre Freundinnen, und sie mußte fortan mit einem Laienbruder, einem geringen und nicht geachteten Mädchen und einer adligen Wittwe, welche ganz taub und von herber Gemüthsart war, zusammen wohnen und Haus halten. Besuchten sie Eisentraut und Judith, wie Jutta später genannt wurde, so wagte sie weder ihnen Etwas vorzusetzen, noch mit ihnen zu reden.

Endlich wurde das Hospital fertig, dessen Bau sie schon 1229 in Marburg hatte beginnen lassen. Später hieß es das Elisabethen-Hospital damals das Hospital zum heiligen seraphischen Franciskus. Eisentraut und Judith traten dort auch ein. Elisabeth ging für ihre Armen selbst Almosen einsammeln, und pflegte mit Vorliebe gerade die Kranken, welche an den widerwärtigsten Uebeln litten.

Lange konnte ein zartes und feines Geschöpf einem solchen Leben nicht Widerstand leisten: Elisabeth starb am 19. November 1231, noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, in ihrem Hospitale. Ihr Tod geschah um Mitternacht, vorher sprach sie die Worte: „Die Mitternacht nahet! Es nahet der Bräutigam, die Braut zu holen zur himmlischen Hochzeit!" Die Sage wob

auch um ihr Sterben bunte Schleier; so z. B. soll ihr Töchterchen Gertrud, damals vier Jahre, im Kloster zu Altenberg, welches neun Stunden von Marburg liegt, zur Zeit von Elisabeth's Hinscheiden gesagt haben: „Ich höre das Todtenglöcklein von Marburg tönen, und in diesem Augenblicke wird meine liebe Frau Mutter verschieden sein."

Elisabeth wurde sieben Tage später in der St. Franciskuskapelle begraben. Bald war ihr Grab eine Wallfahrtsstätte. Konrad von Marburg sammelte und berichtete die Wunder, die dort vorgefallen sein sollten, dem Pabst, erlebte aber nicht die am 17. Mai 1235 zu Perugia im Kirchenstaate erfolgte Heiligsprechung, indem er bereits 1233 von einigen Edelleuten, die er als Ketzerrichter sich zu Feinden gemacht, überfallen und erschlagen wurde.

Die Erhebung ihrer Gebeine, d. h. die Versetzung derselben in ein anderes Monument, fand am 19. November 1326 statt. Die Familie war gegenwärtig, und Friedrich II. wohnte in vollem Kaiserschmucke der Feierlichkeit bei, ja, er legte sogar mit Hand an. Dann ließ er ihr Haupt durch drei Bischöfe mit einer goldnen Krone schmücken. Die prachtvolle Elisabethkirche zu Marburg wurde ihr zu Ehren errichtet. Bei Elisabeth von Thüringen ist der Spruch in Erfüllung gegangen: „Wer sich selbst erniedriget, der soll erhöhet werden."



Das Eingangsthor der Wartburg
(vor der Wiederherstellung).



Coïmbra.

II.

Ignez de Castro.

(1355.)

> Du reine Liebe, die du zum Verderben
> Der Menschen Herzen so gewaltig zwingest,
> Du trugst allein die Schuld von ihrem Sterben.
>
> **Os Lusiadas**, Canto III, CXIX.

Die portugiesische Sprache ist ungewöhnlich reich an Ausdrücken für den Begriff des Gartens. Ein Garten mit einem bestimmten Zweck, etwa ein botanischer, heißt **jardim**, einer hinter dem Wohnhause **quintal**, ein ummauerter Klostergarten **cerca**, ein offener Küchen- oder Nutzgarten **horta**, einer endlich, welcher, seinerseits mit hohen Mauern umgeben, ein Gartenhaus zum Sommeraufenthalt umgiebt, eine **Quinta**, d. h. dasselbe, was eine italienische Villa, oder ein holländisches **buitengoed** ist.

Der Name kommt davon her, daß der sie bearbeitende Gärtner den fünften Theil des Ertrags erhielt. Häufig sind, besonders in der Nähe größerer Städte, die Quintas bloße Landhäuser, mit Gärten, die nur zum Vergnügen dienen, meistens aber umfassen sie Oel- und Orangenpflanzungen, oft sogar Weinberge und Getreidefelder.

Wir haben es für den Augenblick mit einer ganz besondern Quinta zu thun. Sie begegnet uns in einer Reisebeschreibung vom Ende des vorigen Jahrhunderts als Quinta das lagrimas (Quinta der Thränen), in einer, die vor zwanzig Jahren geschrieben wurde, als Quinta dos amores (Quinta der Liebe). Vielleicht, daß sie jetzt noch beide, oder doch einen von beiden Namen trägt, wenn sie überhaupt noch besteht. Damals lag sie Coïmbra gegenüber, unweit von dem alten Kloster von Sancta Clara, auf dem südlichen Ufer des Mondego.

Coïmbra, mit Klöstern und Kirchen in Fülle burghaft imposant die Höhe hinaufgebaut, ist das portugiesische Salamanca. Allerdings war es zu Lissabon, daß König Diniz 1291 die Universität stiftete, aber in wenigen Jahren schon wurde sie nach Coïmbra verlegt, und kehrte von einer kurzen abermaligen Auswanderung nach Lissabon 1537 unter Johann III. definitiv an den Mondego zurück.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts studirte hier, „wo die klaren Wasser des Mondego niederströmen", ein unbekannter Jüngling, welcher als der größte Dichter Portugals sterben und leben sollte. Es war Luis de Camoës, geb. 1524 zu Lissabon, wo er 1579 auch starb. Sein *Leben*, welches halb im Vaterlande, halb in Indien unter Kämpfen zu Land *und* See verfloß, ist selbst wie ein Heldengedicht, nur daß es, leider, durch einen Tod im Elend gleich einer Elegie schließt. Das Werk des „Dichterfürsten seiner Zeit", Os Lusiadas, die Lusiaden, worin er die Entdeckung Ostindiens durch Vasco de Gama schildert, der einzige Schatz, welchen er bei einem Schiffbruch aus den Fluten des Meeres rettete, das große nationale Epos der Portugiesen, wird mit der Iliade und Torquato Tasso's Jerusalem genannt.

Durch den dritten Gesang dieses Heldenliedes klingt wie ein Seufzer der Liebestrauer der süße Name Ignez. Gleich Camoës, nur zweihundert Jahre früher, hatte Ignez „auf dieser blütenreichen Erde" gelebt, welche „fröhlich, frisch und ruhig" war. Wenn der junge Student von Coïmbra auf das andere Ufer des Flusses blickte, sah er die Quinta der Liebe, wo Ignez gewohnt, geweint, geliebt. Die herrliche Gegend mit den großen fernen Gebirgen zu beiden Seiten, mit den Fichten, Eichen und Cypressen auf den näheren Höhen, mit den rauschenden Bächen in den lieblichen Thälern, mochte für ihn gleichsam erfüllt sein von der Gestalt der „Armen, Unglücklichen, welche, nachdem sie ermordet war, Königin wurde."

Die süße Frucht von deinen Jahren pflückend,
Anmuthige Ignez, lebtest du befangen
Vom Wahn der Seele, welcher so beglückend,
Und vor dem Schicksal stets so bald vergangen,
An des Mondego's Fluren dich entzückend,
Der deiner schönen Augen Zoll empfangen,
In deiner Brust den theuern Namen tragend
Und ihn den Wiesen und den Bergen sagend.

Auch in der Seele deines Prinzen lebten
Erinnerungen, welche zu dir zogen
Und treu dein Bild vor seine Augen webten,
Wenn er um deinen Anblick selbst betrogen,
Tags in Gedanken, welche dich umschwebten,
Des Nachts in süßen Träumen, welche logen,
Und was er auch bewegt in seinem Innern,
Es war ein einzig freudevoll Erinnern.

Der Prinz, dessen Seele den Liebesträumen der „anmuthigen Ignez“ mit so zärtlichen Erinnerungen antwortete, war Dom Pedro, Kronprinz von Portugal, der Enkel des Königs Diniz, welcher die schönen Namen Pai da Patria und Lavrador, Vater des Vaterlandes und Landbauer, erhalten hatte. Sein Sohn, Dom Affonso IV., vermählt mit Brites, Infantin von Castilien, hatte am 7. Januar 1325 die Regierung angetreten. Dom Pedro war zuerst mit Blanca, einer Tochter des Infanten Pedro von Castilien, verheirathet. Diese Ehe blieb kinderlos, sie wurde daher aufgelöst, und nicht ohne Schwierigkeiten, indem der Hof von Castilien die Verstoßung Blanca's nicht eben gut aufnehmen konnte, kam eine andere Verbindung zu Stande. Constanza, Tochter des Herzogs Juan Manuel von Villena, war die neue Braut des Prinzen von Portugal.

Es schien jedoch, als sei Dom Pedro nicht dazu bestimmt, in einem Ehebündniß sein Glück zu finden. Nicht daß an Constanza irgend etwas zu tadeln gewesen wäre, selbst nicht Kinderlosigkeit, aber mit ihr als Verwandte und Hoffräulein war aus Castilien Dona Ignez, eine Tochter des Pedro Fernandez de Castro, gekommen, und Dona Ignez war so schön, daß Dom Pedro sie unglücklicher Weise viel schöner fand, als die arme Constanza. Diese errieth, daß sie eine Nebenbuhlerin habe, entdeckte auch, wer sie sei, blieb aber trotz ihrer Trauer darüber weiblich sanft, und suchte nur mit leisen Händen und erlaubten Mitteln die Liebenden, die sich nicht gehören durften, auseinander zu halten. Eines dieser Mittel bestand darin, daß sie Ignez Pathenstelle bei dem Infanten Luiz vertreten ließ, um durch diese

geistliche Verwandtschaft eine Scheidewand zwischen Pedro und Ignez aufzubauen. Es war umsonst, die Leidenschaft Pedro's achtete keines Hindernisses, und, wie man sagt, aus Gram über seine Untreue, starb Constanza den 13. November 1345, noch nicht ganz einen Monat nach der Geburt des Infanten Fernando.

Jetzt war Pedro frei, und bald sagte das Gerücht ihn mit Ignez vermählt. Damals war es, daß sie zu Coïmbra die Quinta bewohnte, die um ihretwillen so poetisch getauft wurde. Auch Ignez hatte, Dank ihrer blendenden Schönheit, einen reizenden Namen erhalten, sie wurde Collo-de-prata, Silberhals, genannt. Die Ueberlieferung läßt sie häufig an einer Quelle sitzen, welche aus einer kleinen Höhle in einer hohen, moosigen Felswand entsprang, und aus einem Becken in einen Kanal floß, auf welchem Ignez ihre Briefe in kleinen Booten zu dem fürstlichen Geliebten hinabgleiten ließ, der sie am Ufer erwartete. Schöne portugiesische Cypressen, welche, von den hohen Bergen von Goa gekommen, sich in der kühleren Luft von Coïmbra heimisch fühlten, beschatteten mit ihrem cedernartigen Gezweige die Quelle, deren Name, **Fonte dos Amores**, Liebesquell, nach Camoës von den Mädchen des Mondego herrühren soll.

> Noch weinten, als schon lange Zeit verflossen,
> Die Mädchen des Mondego an der Stelle,
> Und alle Thränen, welche sie vergossen,
> Vereinten sich zu einer klaren Welle.
> Nach Ignez' Liebe, welche hier geschlossen,
> Benannten sie die silberreine Quelle —
> Die Quelle, deren Wasser heiße Zähren,
> Siehst du mit frischem Thau die Blumen nähren.

Warum die Mädchen des Mondego um Ignez weinten?

Die Mädchen des Mondego hatten Grund, um Ignez zu weinen. Ihr Schicksal war eines von denen, wie junge Mädchen es sich wol in schwärmerischen Stunden, wenn das Bedürfniß der Romantik sie ergreift und gleichsam über sie selbst hinaushebt, heimlich ersehnen können, wie aber keine Mutter es für ihre Tochter, kein Bruder für seine Schwester wünschen wird. So still Ignez lebte, so wenig sie vom Prinzen etwas Anderes verlangte, als seine Liebe, so war sie doch für die Edelleute am Hofe des Königs der Gegenstand einer allgemeinen Erbitterung geworden. Ihre beiden Brüder, Fernando und Alvaro Perez de Castro, waren es, welche der unschuldigen Schwester diesen gefährlichen Haß zuzogen. Die portugiesischen

Großen sahen in ihr die Veranlassung zu dem Einflusse, welchen die beiden Castro unläugbar auf den Infanten ausübten. Für den Augenblick erweckte dieses Ansehen, welches sie bei dem Kronerben genossen, nur den Neid und die Eifersucht der Portugiesen; in der Folge jedoch konnte dasselbe, wie sie behaupteten, der Wohlfahrt des Landes nachtheilig werden. Dazu kam, daß seit der Thronbesteigung Peter's des Grausamen viele Castilianer theils freiwillig nach Portugal gekommen waren, um dort bessere Zeiten abzuwarten, theils sich als Verfolgte in das Nachbarland gerettet hatten. Der Infant nahm, wie es sich von selbst verstand, die Landsleute seiner Geliebten gütig auf, die beiden Castro empfingen sie mit Freuden, und die Portugiesen sahen die Partei der Ausländer bereits gebildet und im Geiste am Ruder. Dem König wurde unaufhörlich vorgestellt, welche Gefahr in der Liebe des Kronprinzen drohe. Eine neue Vermählung lag in den Wünschen des ganzen Landes, und Pedro wies alle Vorschläge dazu, welche der König ihm machte, mit Entschiedenheit zurück. Leider läugnete er eben so hartnäckig seine Ehe mit Ignez, obgleich er bereits drei Knaben und ein Mädchen von ihr hatte. Würde Pedro, hätte er sie als seine Gemahlin anerkannt, das drohende Verhängniß von ihrem Haupte abgewandt haben? Es ist höchst wahrscheinlich, aber er hatte seinem Vater gegenüber nicht den moralischen Muth zu einem offenen Bekenntnisse. Zugleich war er ohne alle Besorgniß über Ignez, obgleich sowohl die Königin, seine Mutter, wie auch der Erzbischof von Braga, Gonçalo Pereira, ihm bestimmte und ernstliche Warnungen zukommen ließen. Seine blinde Sorglosigkeit war ein zweites Vergehen gegen Ignez, denn ihr Verderben war bereits beschlossen. Man hatte dem Könige eingeredet, vor den beiden Castro sei sogar der Infant Fernando, der Sohn Constanza's, nicht sicher. Sie sollten ihm die Nachfolge entziehen wollen, vielleicht sogar ihm nach dem Leben trachten. Affonso IV. war sonst nicht grausam, er hatte sich in dem Kriege, in welchem er Castilien gegen die Mauren beigestanden, von großartiger Uneigennützigkeit gezeigt, auch liebte er seinen Sohn. Es mußte ihm durch gehässige Aufreizungen gleichsam Gewalt angethan worden sein, um ihn bis zu dem Entschlusse zu bringen, in Person Gericht über ein hülfloses Weib zu halten.

Der König befand sich damals eben in Montemor o Velho, einer großen Villa, d. h. einem großen Flecken mit einem alterthümlichen, weitläufigen Schlosse, welcher auf einem Hügel am nördlichen Ufer des Mondego, vier Stunden von Coïmbra, gelegen war. Affonso hatte den Ort zugleich mit Coïmbra und Porto vom Könige Diniz erhalten, als dieser



Ignez zu den Füßen Königs Affonso's IV.

nach Affonso's Erhebung gegen die väterliche Majestät dem Sohne Verzeihung gewährte. Von hier aus brach er nach Coïmbra auf, um an das liebste Gut des Sohnes gewaltsam Hand zu legen. Es war, als triebe ihn ein dunkles Verhängniß, für das, was er einst wider seinen Vater verbrochen, eine angemessene Strafe zu suchen, nämlich seinerseits den Sohn bis zur Empörung wider sich aufzustacheln.

Als er, begleitet von vielen Herren und Rittern, von denen Alvaro Gonçalves, der Oberhofrichter des Reiches, Diego Lopez Pacheco, Herr von Ferreira, und Pedro Coelho seine hauptsächlichsten Rathgeber

in dieser schändlichen Angelegenheit waren, in Coïmbra eintraf, fand er Ignez mit ihren Kindern im Kloster von Sancta Clara. Vielleicht daß Pedro doch einen Schatten von Unruhe gefühlt, und sein Liebstes dem Schutz einer heiligen Stätte anvertraut hatte, vielleicht aber auch, daß Ignez schon länger dort wohnte. In keinem Falle schützte das Kloster sie, der König betrat es wie ein Richter, der seine Henker gleich mit sich führte. Ignez hatte seine Ankunft vernommen, und eine ahnungsvolle Angst sagte ihr, daß es ihr Verderben gelte. Der Infant war seit mehreren Tagen auf der Jagd, kein Freund in ihrer Nähe, keine Aussicht zur Rettung da. Gleich eilte sie dem König entgegen, als er in das Kloster trat, auf den Armen ihre beiden Knaben. Der dritte war gestorben.

Da lag nun das arme hülflose Weib vor dem Vater des Geliebten, und flehte um Erbarmen, noch mehr für ihre Kinder, als für sich selbst.

Du, dessen Blick und Antlitz menschlich scheinen,
(Wenn's menschlich, einem schwachen Weib das Leben
Zu nehmen, einzig darum, weil dem Einen,
Der sie besiegt, das Herz sie hingegeben,)
Sei gnädig gegen diese armen Kleinen,
Kannst du ihr selber keine Gnade geben;
Strafst unbegangne Schuld du an der Armen,
So kannst du doch der Unschuld dich erbarmen.

So innig flehte sie, so unwiderstehlich erregte ihr Anblick das Mitleid, daß der König im Begriff war, das Gnadenwort auszusprechen, woran ihr Leben hing. Aber seine Begleiter drängten in ihn, daß er bei seinem Beschlusse bleibe. Ignez durfte dem Infanten nicht erzählen können, was für ein Schicksal ihr gedroht. Allerdings war seine Rache auch in dem Falle zu fürchten, daß der beabsichtigte Mord geschah, aber dann war doch wenigstens Ignez aus dem Wege geräumt und die castilianische Partei zerrüttet. Wild bestürmten sie Affonso, von Portugal redeten sie, von der Gefahr, die es bedrohte, wenn der König sich erweichen ließe. Hörte man sie, so konnte das Land durch Nichts gerettet werden, als durch den Tod des einen bebenden, weinenden Weibes. „Ah, Senhor!" sagten sie, „sollen wir den Schimpf erleben, daß Portugal wegen dieses Weibes verloren gehe!" Betäubt, ungewiß, in welchem Ausspruch das wenigste Unrecht liege, rief der König endlich: „Thut, was Ihr wollt!" Und wie gemeine Mörder fielen diese Ritter und Edlen über ihr schuld- und schutzloses Opfer her, und befleckten ihre unritterlichen Schwerter mit dem Blute eines Weibes und mit ewiger Schande.

Der Maaßlieb gleich, der schönen, schneeigreinen,
Die, abgepflückt, als kaum sie aufgebrochen,
In's Haar gesteckt von irgend einer Kleinen,
Die sie mit frevlen Händen abgebrochen;
Der Duft verhaucht, erlöscht ihr weißes Scheinen,
So liegt das bleiche Weib vom Stahl durchstochen,
Die Rosen auf dem schönen Angesichte
Erblichen mit dem süßen Lebenslichte.

Dieser Anblick erwartete den Infanten, als er arglos, Nichts ahnend, dem Wiedersehen der Geliebten entgegeneilend, von der Jagd zurückkehrte. Wahnsinniger Schmerz war sein erstes Gefühl, sein zweites glühender Rachedurst. Mit den beiden Castro, mit anderen Verwandten der Gemordeten, mit Allem, was er an Freunden und Streitern zusammenraffen konnte, fiel er in die Provinzen Entre Douro e Minho und Tras os Montes ein, und übte mit Feuer und Schwert da Vergeltung, wo keine Verschuldung war, denn was konnte das unglückliche Land für die verbrecherische That der Großen, für die beklagenswerthe Schwäche des Königs?

Endlich gelang es dem Erzbischof von Braga, den Prinzen in Porto nicht nur aufzuhalten, sondern auch zur Besinnung zurückzubringen. Pedro sah ein, daß er Ignez nicht räche, indem er andere Unschuldige elend mache. Die eindringlichen Bitten und Ermahnungen seiner Mutter vollendeten, was die Vorstellungen des würdigen Prälaten begonnen hatten: Vater und Sohn versöhnten sich. Am 5. August wurde zu Canaveses ein förmlicher Friedensvertrag abgeschlossen, welchen der Infant in Canaveses, Affonso in Guimaraẽs und die Königin zu Porto beschwor, während er zugleich von beiden Seiten durch eine Anzahl Ritter gewahrbergt wurde. Dom Pedro versprach denjenigen, welche am Tode seiner Ignez mittelbar oder unmittelbar Schuld trugen, volle Verzeihung; der König sicherte das Gleiche Allen zu, welche sich mit dem Infanten wider ihn erhoben hatten.

Dennoch ließ der König, als er zwei Jahre später sein Ende herannahen fühlte, Diego Lopez Pacheco, Alvaro Gonsalves und Pedro Coelho vor sich rufen, und ertheilte ihnen den Rath, Portugal, so lange er noch lebe, zu verlassen, indem er an die versöhnliche Gesinnung des Infanten gegen sie nicht glaube. Sie hörten auf seine Warnung und flohen nach Castilien. Affonso selbst soll in seinen letzten Tagen durch die Erinnerung an Ignez schwer geängstigt worden sein. Er starb am 28. Mai 1357 zu Lissabon, und Pedro, geboren am 8. April 1320, bestieg im siebenunddreißigsten Jahre seines Alters den Thron von Portugal.

Daß der verstorbene König den drei Edelleuten nicht umsonst die Flucht gerathen hatte, zeigte sich bald. Nachdem Pedro von Portugal und Pedro von Castilien Freundschaftsversicherungen ausgetauscht und gegenseitig ihre Kinder miteinander verlobt hatten, kamen sie zur Auslieferung der Flüchtlinge, welche auf portugiesisches und castilianisches Gebiet geflüchtet waren, je nachdem ihnen der Boden von Castilien oder der von Portugal gefährlich gedünkt hatte. Mem Rodriguez Tenorio, Ferrand Gudiel von Toledo und Fortun Sanchez Calderon wurden Pedro von Castilien übergeben und in Sevilla hingerichtet. Alvaro Gonçalves und Pedro Coelho führte man nach Santarem, wo der Tod sie erwartete. Pacheco war geflohen. Ein Bettler, dem er oft Almosen gegeben, vernahm, in welcher Gefahr sein Wohlthäter schwebe, und eilte, ihn zu warnen. In seinen Kleidern entkam Pacheco glücklich nach der Grenze von Frankreich, wo er bei dem Grafen von Trastamara eine Freistätte fand.

Coelho und Gonçalves erlitten unterdessen mit frischem Muthe einen entsetzlichen Martertod. „Lege“, sprach Coelho zu dem Henker, als dieser im Begriff war, ihm buchstäblich das Herz aus der Brust zu reißen, „lege mir deine Hand auf die linke Seite, und du wirst ein Herz finden, stärker als das eines Stieres und treuer als das eines Pferdes.“ Seinem Gefährten wurde das Herz durch die Achsel herausgezogen, dann verbrannte man beide Körper auf dem Platze vor der königlichen Burg, vor den Augen des Königs, der eben bei Tafel saß. Damals verdiente König Pedro I. sich zuerst die Beinamen o Justiceiro und o Cru, der Gerichtspfleger und der Grausame, welche seine mitleidlose, obgleich streng unparteiische Handhabung der Gerechtigkeit ihm später erwarb, und daß er seines Sohnes Natur so verdorben hatte, ist das eigentliche Verbrechen Affonso's IV. Ein Unrecht, wie das, welches Pedro durch den Mord seiner schuldlosen Ignez erlitten, kann auf immer eine ursprünglich milde Gemüthsart in eine harte und feindliche verwandeln. Es ist, als früge dann ein solches in seinem eigensten Lebensgefühl getroffenes Herz: „Warum soll ich denn mit Andern Erbarmen haben, da man es nicht mit mir gehabt?“ Zum Glück ist selten ein Verbrechen so groß und in seinen Folgen so tragisch, wie das an Pedro verübte, aber selbst die kleinen Ungerechtigkeiten, welche fast täglich im häuslichen Leben begangen werden, können bittere Frucht und schlimmen Samen tragen, und es würde vielleicht mancher Mensch schonungsvoller gegen seine Umgebungen sein, wenn er früher selbst mehr geschont worden wäre.

Pedro hatte, indem er seine Rache befriedigte, sich selbst genug gethan; jetzt drängte es ihn, auch seiner hingeopferten Ignez gerecht zu werden. Aus ihrem Grabe in Sancta Clara mochte an sein Herz mahnend und vorwurfsvoll die Klage dringen: „Ich habe für dich gelebt und bin um deinetwillen gestorben, und was hast du an mir gethan? Mich verläugnet. Auf meinem Namen ruht noch immer die Schande, daß ich keine Gattin war; an der Jugend meiner Kinder haftet noch der Makel, sie seien nicht deine rechtmäßigen Kinder.“ Und Pedro, o **Justiceiro**, hörte diese Klage nicht umsonst in den stillen Nächten, welche nicht mehr, wie einst, von „süßen Träumen, welche logen“, sondern von der Erinnerung an einen blutigen, schauerlichen Tod erfüllt waren.

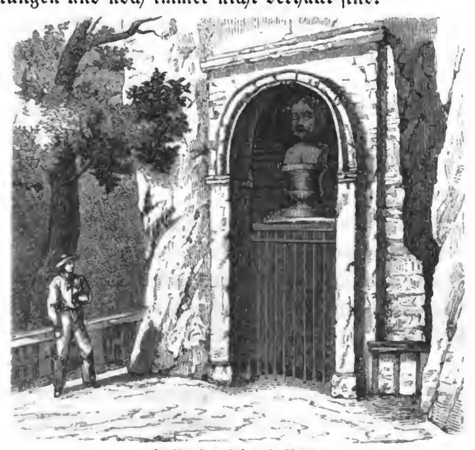
In Gegenwart seines Oberhofmeisters, des Grafen von Barcellos, seines Kanzlers, João Affonso, des Notars Gonçalo Pires und vieler Großen und Ritter des Reiches, schwor der König, die Hände auf das Evangelienbuch legend, mit einem feierlichen Eide, daß er mit Dona Ignez de Castro vor sieben Jahren zu Braganza getraut worden sei. Es war immer noch viel zu spät geschehen, aber doch wenigstens geschehen, und die arme Ignez war als die rechtmäßige Gemahlin ihres Prinzen gestorben. *Drei Tage nach* der Erklärung des Königs, am 18. Juni 1360, wurde zu *Coïmbra vom* Grafen von Barcellos und vom Generalnotar der Bischof von Guarda, Gil, und der Garderobenmeister des Königs, Estevão Lobato, eidlich verhört; der Erstere beschwor, daß er als Dechant des Bisthums, was er damals war, vor ungefähr sieben Jahren in Braganza die Trauung vollzogen habe; Estevão Lopez sagte aus, daß er als Zeuge dabei gedient und daß die heilige Handlung an einem ersten Januar stattgefunden habe. So war *also* Ignez am ersten Tage des Jahres 1354 Prinzessin von Portugal geworden. Ein Jahr später, am 7. Januar 1355, war sie Nichts mehr, als ein armes, kläglich gemordetes Opfer.

Jetzt sollte sie Königin werden. Im königlichen Kloster Alcobaça, wo die Ahnen ihres Tödters und ihres Gemahles ruhten, wurde ihr aus weißem Marmor ein prachtvolles Denkmal errichtet und mit ihrem gekrönten Standbilde geschmückt. Dann geschah zu Sancta Clara, was noch nie geschehen war und schwerlich auch je wieder geschehen wird. Die todte Ignez wurde mit den Zeichen der königlichen Würde geschmückt und mit einem kostbaren Gewande umhüllt, dessen Saum die Großen und Ritter des Reiches küßten und dadurch der Todten als ihrer Königin huldigten. Der Sarg, welcher sie aufnahm, wurde von Rittern siebzehn Stunden weit bis Alcobaça

getragen. Große, Prälaten, Edelfrauen, Ritter und Geistliche folgten ihm, und Tausende von Menschen, alle mit brennenden Fackeln in den Händen, standen zu beiden Seiten des Weges, so daß Ignez „wie zwischen zwei unabsehbaren Sternenreihen" zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht ward, neben welcher Dom Pedro sich die seinige errichten ließ.

Trotz dieser Anerkennung wurde später daran gezweifelt, daß Ignez wirklich Pedro's Gemahlin gewesen sei. Die Geschichte jedoch glaubte Dom Pedro, welcher am Tage vor dem seines Todes, am 17. Januar 1367, Dona Ignez in seinem Testamente abermals seine Gattin nannte, sowie seiner Mutter, der sittlich strengen Königin Brites, welche in ihrem letzten Willen ein Jahr später die Söhne der Ignez eben so gut Infanten hieß und sie eben so reichlich bedachte, wie die Kinder der Infantin Constanza.

Die Söhne der Infantin Ignez vermählten sich mit zwei Infantinnen von Spanien; die Tochter, Beatrix, ward die Gemahlin von Don Sancho, Herrn von Albuquerque; der älteste der beiden Brüder wurde später als João IV. König von Portugal, und von Braganza, dem Orte, wo Ignez ihren Prinzen zuerst gesehen und wo sie dann seine Gattin geworden, nahm das königliche Haus seinen Namen. Die schönste Krone jedoch bleiben für Ignez die Stanzen, welche aus der Grotte im fernen Indien, wo Camoẽs, wie es heißt, sein Epos gedichtet hat, über das Meer herüber erklungen und noch immer nicht verhallt sind.



Grotte Camoẽs' auf Macao.



Auf der Flucht.

III.
Jakobäa von Holland.

(Geb. 1400, gest. 1436.)

> Nieder, nieder, stolzes Herz!
> Hast du sonst von Muth gelodert,
> Kampf geathmet, Kampf gefodert,
> Dennoch mußt du niederwärts.
>
> Moritz Graf Strachwitz.

Wo immer es politische Parteien gegeben hat, da hat es auch bald politische Spitznamen gegeben. So in Holland von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an die Hoeks und Kabeljau's.

Die Hoeks, auszusprechen Huks, der eigentlichen Bedeutung nach Haken, bestanden aus Rittern und Bauern, aus Adel und Volk. Die Kabeljau's waren die reichen Bürger in den großen und blühenden Handelsstädten. Auch sie hatten adlige Geschlechter für sich, wie die Hoeks auch Städte hatten; nur waren die Herren, welche es mit den Kabeljau's hielten, ebenfalls reiche Grundbesitzer, und die Städte, die der Hoek'schen Partei

angehörten, meistens mehr oder minder feudalistisch abhängig von alten Familien.

Es ist bekannt, was der Kabeljau ist. Frisch ein vortrefflicher Fisch, der nur etwas an Werth der Neuheit verliert, wenn man ihn in einem Brüsseler Hotel sechs Monate lang sechs Tage in jeder Woche mit Butter und Kartoffeln nach der Suppe zu essen bekommt; getrocknet der — Stockfisch, ebenfalls ein empfehlenswerthes und anerkennungswürdiges Gericht, wenn es nicht allzuhäufig aufgetischt wird.

Auf welche Weise die reichen Kaufherren von Dortrecht, Delft, Haarlem, Leiden und Amsterdam nun gerade zu Kabeljau's wurden und ihre aristokratischen Gegner zu Angelhaken, darüber lauten die Erzählungen widersprechend. Nach der einen sollen zwei Edelleute an einer Hoftafel sich gegenseitig diese Benennungen zugeworfen haben, nach einer anderen antwortete ein Schiff der städtischen Partei auf den fragenden Anruf eines feindlichen: „Kabeljaus haben wir geladen," und die Antwort: „Ja wohl, Kabeljau's, wir wollen euch Kabeljau's schon haken," verhalf beiden Parteien zugleich zu Namen.

Genug, Kabeljau's und Hoeks waren da und liebten einander, wie man sich liebt, wenn man bei jeder Gelegenheit einander todtschlägt. Daß man nicht etwa durch einen Irrthum einen Freund statt eines Feindes todtschlug, dafür war wenigstens bei Tage gesorgt, denn man erkannte sich schon aus der weitesten Entfernung, und zwar an den Hüten. Die Hoeks prunkten in rothen, ritterlichen, die Kabeljau's thaten unter grauen, bürgerlichen falsch, bescheiden und einfach. War ein Gefecht vorüber und behaupteten die Hoeks das Feld, so schnitten sie den gebliebenen Kabeljau's die Köpfe ab und setzten den grauen Hut auf den blutigen Rumpf; das nannten sie: dem Fisch die Leber ausschneiden. Die Kabeljau's erwiederten diese witzige Artigkeit durch andere ähnliche. Nichts entmenscht mehr, als Bürgerkrieg, weil er der unnatürlichste ist. Ganz wie kein Haß furchtbarer ist, als der zwischen den Nächsten.

Gebildet hatten die Parteien sich schon längst, eigentlich aufgetreten aber waren sie erst mit dem Erscheinen der Wittelsbacher in Holland.

Als die alten holländischen Grafen ausgestorben, wurde am 15. August 1300 der Graf Johann von Hennegau von Kaiser Albrecht mit Holland, Seeland und Friesland belehnt. Auf ihn folgte sein Sohn, Wilhelm der Gute, welcher die eine seiner Töchter an den Grafen von Jülich, die zweite an den Kronprinzen von England, und die älteste, Margarethe, gar an Ludwig den Bayer verheirathete.

Als Schwiegervater des Kaisers genoß Wilhelm der Gute eine Menge Begünstigungen, welche, da er ein tüchtiger Fürst war, dem Lande zu Gute kamen. Sogar die ewigen Rebellen, die Friesen, ließen sich ihn gefallen, und sowol Adel wie Städte wurden durch ihn in Ordnung erhalten. Die Folge davon war Friede, Aufblühen des Handels und Wachsen der Volksmenge.

Ganz entgegengesetzt seiner Regierung war die seines Sohnes Wilhelm's IV. Wenn vom Vater ein Niederländer dichtete:

> Denn er mit Weisheit sehr erwarb,
> Daß all' sein Volk sich wohlbefand,
> So in den Städten wie auf dem Land,

so sagte derselbe Reimchronist, Wilhelm van Hillegaersberch, von dem Sohne:

> Der lebte sehr in Uebermuthe,
> Das that: er war von hohem Blute.

Die Friesen aber vertrugen keinen Uebermuth, selbst wenn er aus hohem Blut entsprang, und nachdem Wilhelm IV. neun Jahre lang mit Kriegen, Abenteuerfahrten und verschwenderischen Festlichkeiten weder sich noch seinen Landen Ruhe gegönnt hatte, fiel er den 27. Oktober 1345 unter den friesischen Streitärten auf dem Felde, das von den Leichen seiner Edlen bedeckt war, und seine Lande blieben in wüster Verwirrung und ohne Erben, denn Wilhelm IV. hinterließ kein Kind.

Hennegau als Frauenlehn kam an die älteste Schwester, die Kaiserin Margaretha. Holland, Friesland, Seeland fielen als Mannslehen an's Reich zurück. Diese letzteren begehrte der englische König als Gemahl der zweiten Schwester Philippa. Es wurde in England gerüstet, der seeländische Adel hatte Nichts dagegen, es ein Mal mit der englischen Herrschaft zu versuchen. Der holländische Adel, welcher unter Wilhelm IV. wieder zu That und Einfluß gelangt war, stimmte für die Kaiserin. Die Städte weigerten sich eines Frauenregimentes. Dazu kamen die Söhne der dritten Schwester, die Jülicher Grafen, ebenfalls mit Erbansprüchen an, und der Oheim Wilhelm's IV., Johann von Beaumont, fand, daß auch er den Bewerber spielen könne, und setzte sich einstweilen im Hennegau fest. Mit einem Wort, es herrschte Wirrwarr an allen Enden.

Der Kaiser entschloß sich kurz und belehnte am 15. Januar 1346 zu Frankfurt seine Gemahlin mit Holland, Seeland und Friesland. Im Winter noch erschien sie persönlich in den Niederlanden. Die Städte fand sie

verschlossen gegen sich, wie gegen Jedermann, den Adel willig. An seiner Spitze standen Johann von Beaumont, Wilhelm van Duivenwoorde, die Brederode und Andere von den ältesten Familien. Im Hennegau wurden mit der Huldigung gar keine Umstände gemacht, und zuletzt folgten auch in Holland und Seeland die Städte dem Beispiel des Adels. Einige der reichsten Herren jedoch, die Egmonds, Arkels und Andere, wurden bald mißvergnügt, weil die Kaiserin sie vernachlässigte, und nun nahmen die Städte wiederum deren Stimmung an und kamen endlich zu dem Ergebniß: „Holland lasse sich nimmer verfrauen.“ Die Kaiserin erkannte, daß sie nicht wirklich, sondern höchstens nur dem Namen nach regieren könne.

So schlug sie den Ständen vor, einen ihrer Söhne zu ihrem Statthalter und Nachfolger zu wählen. Die Stände wollten den ältesten, Herzog Ludwig; der hatte jedoch bereits die Mark Brandenburg und überdies zur Gemahlin die polnische Thronerbin. Herzog Wilhelm, der zweite Sohn, wurde folglich angenommen, er war sechzehn Jahr. Als die Mutter nach Bayern zurückgekehrt war, ging es dem armen Kinde schlecht. Er hatte Widersacher und Widerwärtigkeiten die Menge, dagegen keine Gewalt und kein Geld. Die Gegenpartei spottete über ihn: er sei ja nur ein Graf von Frauengnade. Dazu starb plötzlich sein Vater, und der neue Kaiser, der Luxemburger, Karl IV., war der Feind Bayerns, versprach den Jülichern den vierten Theil von Margaretha's niederländischen Besitzungen und schmeichelte England's Ansprüchen auf Seeland. Man schrieb der Kaiserin aus Holland: es würde besser gehen, wenn Wilhelm erst rechter Graf wäre. Sie überwand nochmals ihren weiblichen und fürstlichen Stolz, und erklärte zu München am 5. Januar 1349 ihren Sohn zum unabhängigen Herrn von Holland, Seeland und Friesland. Nur 6000 Florentiner Gulden jährlich verlangte sie, und die Sicherung ihrer Herrschaft im Hennegau.

Damit glaubte sie Alles gut gemacht zu haben, wie sie Alles gethan hatte, was ihr am schwersten gefallen war. Aber wie könnte wol eine arme Frau es in solchen Zeiten stolzen und ehrgeizigen Männern recht machen!

Die Barone wollten die Entsagung der Kaiserin nicht anders annehmen, als wenn sie dieselbe aus ihrem eigenen Munde hörten. Erbittert darüber, daß man ihm die Anerkennung weigere, schwur Wilhelm, auch unanerkannt zu herrschen. Er hielt sich Wort, aber, leider, weder zu seinem eignen Heile, noch zu dem des Landes. Indem er die Städte übermäßig begünstigte, die Räthe, welche die Mutter ihm bestellt, rücksichtslos ihres Amtes entsetzte, ganz dem Einfluß der Arkels und Egmonds anheimfiel,

seiner Mutter die versprochenen Gelder nicht zahlte, machte er die Häupter der Adelspartei aus bloßen Gegnern zu seinen Feinden. Sie bestürmten die Kaiserin, zurückzukehren und die Regierung wieder zu ergreifen. Der Herzog seinerseits schloß zu Dortrecht am 23. Mai 1350 mit elf Städten und vierzehn Edelleuten eine Fehdegenossenschaft wider dreißig Herren, die seiner Mutter anhingen. Die Kaiserin war eben in's Hennegau gekommen, aber sie zögerte noch, gegen ihren Sohn aufzutreten. Doch mehr und mehr vom Adel gedrängt, mußte auch sie sich zum Handeln entschließen, und am 5. September 1350 verbürgte sie sich zu Quesnoy gegen zwei und dreißig Edle: „daß sie zu ihnen als zu ihren rechten Getreuen stehen wolle, und daß sie Alles verantworte, was Jene wider ihre Feinde gethan." Und so gab es ausgesprochenen und anerkannten Krieg zwischen Mutter und Sohn, Adel und Städten, Hoek's und Kabeljau's.

„Das Loos deutscher Fürsten, welche auf fremden Boden verpflanzt werden," sagt Franz Löher, dem wir in der Geschichte der Wittelsbacherin folgen, „artet gewöhnlich verschieden, je nach Art und Sitte ihrer neuen Völker. Unter Slaven erheben sie sich zu Gebietern, welche Zucht und Ordnung im Lande schaffen. Bei den verwandten Germanen finden sie leicht Verehrung und Anhänglichkeit, weil sie tapfer und redlich dem Wohlstand ihrer neuen Heimath dienen. In romanischen Ländern gestaltet sich ihr Beruf minder sicher. Meist kämpfen sie eine Zeit lang mit dem herzlosen Egoismus, welcher dort eingewurzelt scheint, dann aber gehen sie entweder frühzeitig in Leidenschaft und Ränken unter, oder sie übertreffen in beiden allmälig ihre Lehrmeister. Das Loos der Wittelsbacher an der Nordsee war gemischt aus diesem Allen. Nicht umsonst ist ihre Epoche in der holländischen Geschichte die vorzugsweise romantische."

Vergebens hatte ein Familienrath zu Quesnoy noch ein Mal versucht, Mutter und Sohn zu versöhnen. Die Parteien verglichen sich nicht. Wilhelm vergaß, von der seinigen aufgestachelt, was er seiner Mutter gelobt, als sie krank und dem Tode nahe gewesen. Er entwich aus dem Hennegau, wohin sie ihn gesandt hatte. Zu den Arkels nach Gorkum floh er. Die Kaiserin hielt eben Hof zu Zierickfee in Seeland, sie eilte nach Middelburg und rief ihren ältesten Sohn Ludwig zu sich, während Wilhelm Platz auf Platz in Holland einnahm. In Dortrecht traf sie mit Ludwig zusammen, und unter Beider Augen loderte auch hier der Aufruhr empor. Die Königin Philippa von England kam, um die Vermittlerin zu machen, nach Calais. Die Kaiserin folgte ihrer Einladung, Wilhelm nicht. Er nahm lieber Dortrecht.

Die Kaiserin suchte endlich Hülfe bei ihrem Schwager. Eduard III. verlangte eines ihrer Lande, das gab sie nicht her, nur ihre Einkünfte auf eine Anzahl Jahre. Dafür bekam sie englische Schiffe, mit denen sie zwischen Arnemuiden und Veere die Flotte des Sohnes schlug. Sechs Wochen später, am 4. Juli 1351, wurde sie ihrerseits besiegt. Es war dort, wo die Maas sich mit der See mischt. Drei Tage lang blieb trotz Ebbe und Flut das Wasser am Ufer roth von dem Blute, das auf beiden Seiten geflossen war.

Drei Jahre lang unterhandelte die Kaiserin von England aus mit ihrem Sohne. Er gab nicht nach, sie auch nicht. König Eduard, der ihr nicht genug Zugeständnisse abzudringen vermochte, wurde es müde, für sie zu reden, vertrug sich mit Wilhelm, und gab ihm seine Nichte, Mathilde von Lancaster, zur Gemahlin. Margaretha kehrte, verlassen selbst von England, aber ungebeugt nach dem Hennegau zurück.

Wer wandte das Herz des Sohnes? Gewiß ist es, daß er, der Sieger, vor ihr, der Besiegten, erschien und sie demüthig um Verzeihung bat. Sie hingegen übertrug ihm Holland, Seeland und Friesland mit Mund und Halm, indem sie zum Zeichen, daß sie sich aller Rechte auf jene Lande entäußere, nach altem germanischen Brauch einen Strohhalm von sich warf. Den Hennegau allein behielt sie.

Von nun an wohnte Margaretha in Frieden und mit dem Sohne in Einigkeit auf ihrem väterlichen Schlosse zu Quesnoy. Wilhelm besuchte sie öfter und verehrte ihr auch häufig Geschenke, welche sie, die Besitzerin der wildreichen Wälder des Hennegau, durch lebende Dachse und eingesalzene Hirsche erwiederte. Aber bereits am 23. Juli 1356 starb sie zu Quesnoy. Vielleicht an der Ruhe, die sie endlich gefunden hatte. Es giebt Naturen, die nur im Sturm ausdauern können.

Ein Jahr später wurde ein Wahnsinniger nach Quesnoy gebracht. Wilhelm war es, der nach seiner Rückkehr von einem Ritterfeste in London von Raserei befallen worden war. Man sprach von einem Trank, der ihn wild und irr gemacht. Dem sei wie ihm wolle, dreißig Jahre war er für das Volk „der tolle Herzog“, der in doppelten Fesseln lag, in ehernen und in denen des Wahnsinns.

Die Kabeljau's, welche gegen die Kaiserin Margaretha so laut geschrieen hatten: Holland lasse sich nicht verfrauen, wollten jetzt Mathilde von Lancaster zur Regentin, d. h. sie wollten, auf das sanfte, nachgiebige Wesen dieser Fürstin rechnend, unter ihr und statt ihrer regieren und die Herren spielen. Die Hoeks antworteten: „Ausländerin und kinderlos —

Kampf der Hocks und Kabeljau's. Nach einem alten Kupferstiche.

das wäre eine Schande und wider alles Recht und Herkommen.“ Sie sandten an Herzog Albrecht, Wilhelm's jüngern Bruder, der sowol von Kaiser Ludwig, wie von Wilhelm selbst im Falle eines kinderlosen Absterbens zu dessen Nachfolger bestimmt worden war. Er stand im zwei und zwanzigsten Jahre, und hatte sich bereits in Spanien seine Rittersporen verdient. Im Frühjahr 1358 erschien er mit einem glänzenden Gefolge von bayerschen Herren in Holland, verständigte sich mit seiner Schwägerin Mathilde, wurde zum Ruhwart, d. h. zum Aufseher und Beschirmer des Landes ernannt, besiegte die Kabeljau's in Delft und Middelburg, gewann dann ihr Haupt, den mächtigen Otto von Arkel, und sah sie endlich mit den Hoeks in Einigkeit an seinem Hofe.

Zugleich suchten die Fürsten seine Freundschaft. Eduard III. verzichtete auf alle Ansprüche an das niederländische Erbe, Karl IV. belehnte Albrecht damit. Dieser hätte sich nun Graf nennen können, aber ihm lag, da er die Macht hatte, Nichts am Titel, und so lange sein unglücklicher Bruder Wilhelm V. lebte, nannte er sich nach wie vor einfach Ruhwart.

Neben dem bayerschen Hause war inzwischen das burgundische in den Niederlanden emporgewachsen. König Johann der Gute von Frankreich hatte seinem jüngsten Sohn Philipp alles niederburgundische Land zum Erbe gegeben. Philipp heirathete die Erbtochter von Flandern, und bekam so dieses, Antwerpen und Mecheln. In Brabant regierte die Erbherzogin Johanna, die Wittwe von Wilhelm IV., der gegen die Friesen gefallen war. Sie war jetzt abermals Wittwe, und hatte auch von ihrem zweiten Gemahl keine Kinder, folglich mußte sie sich nach einem Erben für ihr Brabant umsehen, und erkor dazu den zweiten Sohn des Herzogs von Burgund. Zugleich wollte sie, daß der Erbprinz von Holland, der wie ihr erster Gemahl Wilhelm hieß, die Tochter Philipp's heirathen sollte, damit die Niederlande sämmtlich in den Besitz von zwei mächtigen und engverwandten Häusern kommen möchten.

Es herrschte nun schon seit funfzig Jahren zwischen England und Frankreich der bekannte Successionskrieg, der immer nur für eine Zeit aufhörte, wenn man von beiden Seiten vor Erschöpfung nicht weiter konnte. Für England war es folglich so gut ein Aerger wie eine Gefahr, daß Philipp von Burgund, der Bruder des eben verstorbenen Karl's V. von Frankreich und Regent für den zwölfjährigen Karl VI., durch die Heirath mit dem Hause von Bayern-Holland noch fester Fuß in den Niederlanden fassen sollte; daher bemühte der Londner Hof sich eifrig, die Vermählung des

holländischen Erbprinzen mit einer englischen Prinzessin zu Stande zu bringen, und Herzog Albrecht, welcher in dem Burgunder einen Nebenbuhler argwohnte, war auch weit geneigter zu einer englischen Heirath, als zu einer burgundischen.

Aber die Herzogin von Brabant hatte ihren festen und bestimmten Willen, und wußte es bei den Herzoginnen von Burgund und Bayern dahin zu bringen, daß sie dasselbe wollten. Dem vereinigten Willen dreier Frauen mußte Alles sich fügen. Am 10. April 1386 wurde zu Cambray Margaretha von Burgund mit Wilhelm von Bayern-Holland und Margaretha von Bayern-Holland mit Johann von Burgund vermählt. Enger konnten die beiden Häuser gar nicht verbunden werden, als daß ihre Erbprinzen Doppelschwäger wurden. Umsonst waren Gesandte aus London gekommen, um die Doppelhochzeit rückgängig zu machen. Albrecht wurde jetzt, wo Alles abgeschlossen war, auf ein Mal ärgerlich auf seinen Vetter von England, und erklärte, derselbe brauche sich um die Heirath seiner Kinder nicht zu bekümmern. Der französische Hof wohnte der Vermählung mit ihren Turnieren und Festen acht Tage lang bei. Die Neuvermählten speisten allein an des Königs Tafel und wurden durch die obersten Hofbeamten zu Pferde bedient. Der Erbprinz von Holland wurde zum Grafen von Osterbant und zum Statthalter von Hennegau erklärt, und eine Erbverbrüderung zwischen Burgund und Bayern-Holland geschlossen. Zugleich trat die Herzogin von Brabant zum ersten Male offen mit ihrem Vorschlag hervor, den jungen Karl VI. mit Isabella, der Tochter des Herzogs Stephan von Bayern, der Großnichte Albrecht's, zu vermählen, was bereits am 6. Juli zu Amiens geschah. Die so wunderschöne Braut, welche dem jungen Könige von den drei Herzoginnen von Bayern, Burgund und Brabant zugeführt wurde, hieß später die Königin Isabeau, und war der Schrecken ihres irrsinnig gewordenen Gemahls und die erbitterte Feindin ihres Sohnes Karl's VII., dem die Jungfrau von Orleans Krone und Reich rettete.

Das Ritterthum war damals in den Niederlanden in der vollsten Blüte, und nur in ihm lebte und webte der junge Erbprinz von Holland-Hennegau. Löher schildert ihn als „hoch und stattlich von Gestalt, mit Wort und Arm rasch und feurig, lebenslustig und leutselig.“— „Weit vor seinen Augen stand die Welt voll grüner Lorbeeren,“ sagt der geistreiche Biograph Jakobäa's, die eines solchen Vaters ächte Tochter war. „Sie alle begehrte sein heißer Muth zu pflücken, als er im zwanzigsten Jahre den Ritterschlag erhielt.“



Straßenleben in Flandern.

In Flandern waren damals die Klauwaerts, was in Holland die Kabeljau's waren, trotzige, unabhängige Bürger, und, im Gegensatz zu den Leliaerts, welche gleich den Hoek's aristokratische Grundsätze und französische Sympathieen hegten, eben sehr für England geneigt. Die Genter besonders hatten es mit englischer Hülfe ihrem Grafen in der letzten Zeit so gut wie unmöglich gemacht, sie auch nur einigermaßen zu regieren. Bald nach der Doppelhochzeit in Cambray nahmen sie Damme weg. Die Stadt durfte ihnen nicht bleiben, sie war der Schlüssel zu Gent und Brügge, folglich wurde sie vom König von Frankreich und vom Herzog von Burgund belagert, und Wilhelm von Bayern-Holland fehlte natürlich nicht. Als eines Tages das Stürmen auf die Stadt vom Morgen bis zum Abend währte, that er sich so hervor, daß der König befahl, er solle Ritter werden. Sein Schwiegervater gab ihm den Ritterschlag; mit seinem Schwager, Johann, später Jean sans peur genannt, schloß er Waffenbrüderschaft auf Tod und Leben.

Nachdem Damme bezwungen war, fanden die Genter sich willig zum Frieden, und Herzog Albrecht vermittelte ihn. Aber Wilhelm hatte nicht den Rausch des Kampfes kaum kennen gelernt, um sich sogleich in der ruhigen Nüchternheit des Friedens niederzulassen. Was es daheim nicht zu thun gab, das hoffte er draußen im fernen Preußen zu finden, wo die deutschen Ordensritter durch den Großfürsten von Lithauen sehr bedrängt wurden. Leider kam von allen Fürsten, die ihnen Hülfe gelobt hatten, Wilhelm allein wirklich an, er mußte also den Winter über ein Gast des Ordens bleiben und sich begnügen, mit Ungeduld auf den Sommerfeldzug zu warten. Der Sommer kam, der Feldzug nicht, Wilhelm konnte von seinem heißen Blut in Preußen nichts los werden. Da kehrte er lieber wieder heim, begleitete seine Cousine, die schöne Isabella, bei ihrem Einzug als Königin in Paris, begleitete seinen Bruder Johann, der Fürstbischof in Lüttich geworden war, zur Huldigungsfeier in dessen neue Residenz, reiste zu dem großen Turnier, welches in England ausgeschrieben wurde, gewann alle Preise und brachte von seinen königlichen Verwandten in England wahre Lastthierladungen der kostbarsten Geschenke mit nach Mons zurück. Dort wurde denn auch turniert, so weit das Geld, gesungen, so weit die Stimme reichte. Der junge Fürst war der Stern und der Stolz der Hennegauer Ritterschaft; sie hatte seinen Spruch: „Recht bringt Sieg," als den ihren angenommen, und Recht, angestammtes, göttliches Recht, war Alles, was ritterlich, tapfer, tollkühn und vor Allem nicht kabeljauisch war.

Denn die Kabeljau's verabscheute der junge Herzog. Er war die Poesie, sie waren die Prosa; er war die Romantik, sie waren das behäbige Philisterthum — er konnte sie im Innersten seines Herzens nicht ausstehen. Nie hat es einen Hoek gegeben, der es so von ganzem Herzen war, wie Wilhelm von Holland-Hennegau. Und da mußte sein Vater, sein verehrter Vater, mit dem er bisher im Ganzen so gut übereingestimmt hatte, auf ein Mal kabeljauisch werden!

Die Herzogin von Bayern, die Tochter des Herzogs von Brieg und Liegnitz, war gestorben, und obwol Herzog Albrecht sie lebend hoch verehrt und todt tief betrauert hatte, so ließ er sich doch, trotzdem er schon im funfzigsten Jahre stand, bald nachdem er Wittwer geworden, durch die Liebenswürdigkeit des schönen und klugen Fräuleins Adelheid van Poelgeest dermaßen bethören, daß er nur noch durch ihre Augen sah. Da ihre Familie kabeljauisch war, ließen die Folgen sich leicht voraussehen.

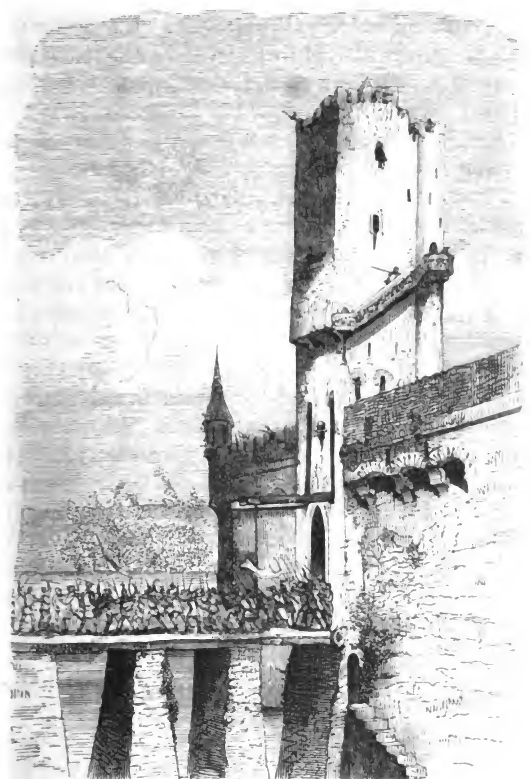
Als nun gar erst Johann von Arkel 1389 zum Statthalter und obersten Kanzler ernannt und in kurzer Zeit am Hofe und im Lande der Allmächtige wurde, da waren die Hoeks abermals aus allen Stellen gedrängt und die Kabeljau's überall voran.

Die Hoeks wandten sich zu dem jungen Erben. Er theilte ihre Entrüstung und verband sich mit ihnen, officiell nur gegen Arkel und dessen Anhänger, eigentlich aber gegen Herzog Albrecht, welcher genöthigt werden sollte, seinen Sohn zum Regenten zu erklären.

Der Kanzler seinerseits schloß im Oktober 1391 mit achtunddreißig Rittern einen Gegenbund, dem Herzog Albrecht beitrat. Der Bund der Hoeks war vierundfunfzig Ritter und Knappen stark. Die Städte betheiligten sich wenig, sowol von dieser, wie von jener Seite.

Ein ganzes Jahr lang hatte keine Partei gewagt, den ersten Streich zu thun; da entschloß sich die Hoek'sche, ihn zu führen, und zwar gleich auf den Gegenstand des größten Hasses, die schöne Adelheid. Am St. Moritzabend, dem 21. September 1392, lustwandelte sie noch vor dem Schlosse im Haag. Da wurden die Pforten des Außenhofes gesprengt, mit mehreren Verschworenen drangen Dirk und Hugo Blote ein und stürzten auf Adelheid zu. Schreiend flüchtete Adelheid dem Schlosse zu, doch bevor sie es noch erreicht, wurde sie von den Wüthenden eingeholt und niedergehauen. Der Hofmarschall Wilhelm Kuser, der sie begleitete und sich zwischen sie und die Mörder geworfen hatte, wurde gleichfalls erschlagen.

Es war eine unritterliche That, um so verdammenswerther, da sie von der Partei ausging, die sich vorzugsweise mit Ritterlichkeit brüstete. Die Hoeks selbst mochten das Bewußtsein haben, welche Schande sie auf sich geladen, denn sie flohen. Die stolzen Ritter, so kühn in Schlacht und Turnier, hatten nicht den Muth, sich zu stellen, als Herzog Albrecht sie vor das gebotene offene Gericht lud, welches drei Mal im Jahre gehalten wurde. Konrad Kuser war aufgetreten, und hatte die vierundfunfzig Ritter und Knappen, die mit dem Erbprinzen verbündet waren, als Mörder seines Sohnes angeklagt, der nicht in ehrlicher Fehde, sondern im Burgfrieden des Herzogs selbst schändlich erschlagen worden sei. Dreimal mußten die Angeklagten vorgefordert werden: es geschah. Sie kamen nicht, sie waren heimlich von ihren Burgen entwichen. Am 18. Oktober 1393 saß Herzog Albrecht zum drittenmal öffentlich in seiner Pfalz zu Gericht, umgeben von seinen adligen Gerichtsschöffen. Sein Zorn war geduldig gewesen, verraucht war er nicht. Albrecht durfte jetzt strafen, und er that es. Der Gerichtshof erkannte, daß dem Herzog



Einnahme einer Burg.

Freiheit und Gut der Angeklagten verfallen sei, und er verhängte über sie Acht und Verfestung. Ihre Burgen und Häuser sollten verbrannt und niedergerissen werden, daß kein Stock und kein Stein mehr davon bleibe. Die Geächteten selbst konnte in den herzoglichen Landen Jeder greifen und einliefern, und wehrten sie sich, so waren sie vogelfrei, d. h. wer sie dabei tödtete, wurde nicht gestraft.

Jetzt kam der Prinz, um Gnade zu erbitten, nach dem Haag. Bei seinem Anblick brach der Zorn des Vaters furchtbar aus. Wilhelm floh und verrammelte sich mit den Seinigen im nächsten festen Hause, denn in jenen

Zeiten der Bürgerkriege und Stadtkämpfe waren viele Häuser so gut wie kleine Festungen. Herzog Albrecht eilte dem Sohn nach und ließ das Haus umzingeln, die Eingeschlossenen wollten nicht heraus. Er befahl Brandstoffe zu bringen. Da kam zum Glück der Statthalter herbei, fiel, vom Prinzen um Vermittlung angerufen, dem Herzog zu Füßen und brachte ihn endlich durch Bitten zum Schloß zurück.

Für den Augenblick gerettet schloß Wilhelm sich in die Burg Altona ein, die der Vater ihm vor einigen Jahren geschenkt hatte. Aber was half es ihm, daß er sie jetzt so stark wie möglich zu machen suchte? Als Herzog Albrecht davor erschien, da entwich der Sohn — persönlich dem Vater gegenüber zu kämpfen, brachte er nicht über sich. Die Hoeks darinnen wären trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr verloren gewesen, wenn nicht Margaretha von Burgund, Johann von Lüttich, des Kanzlers Vater, Herr Otto von Arkel, und die Vornehmsten aus dem Hennegau in das Lager gekommen wären und den Herzog um Gnade gebeten hätten. Auch seine Gnade war hart genug: die Hoeks durften frei in die Verbannung ziehen. Ihre herrlichen Stammhäuser waren unterdessen durch Johann von Arkel und den alten Kuser in Trümmerhaufen verwandelt worden. Von Altona ließ der Herzog ebenfalls nur zwei Thürme stehen.

Wilhelm war, nachdem er eine Zeit lang landflüchtig umhergeirrt, nach Paris gekommen. Sein Schwager und Waffenbruder, Johann ohne Furcht, rüstete sich, um wider die Türken in Ungarn zu ziehen, Wilhelm sollte und wollte mit. Was für Thaten ließen sich da vollführen! Die Ritter und Knappen im Hennegau glühten vor Ungeduld, daß ihr junger Herzog sie gegen die Ungläubigen führe.

Sein Vater indessen war nicht damit einverstanden. Sein Zorn war befriedigt; seine neue Gemahlin, eine Prinzessin von Cleve, stimmte ihn milder. Dabei drohte die Spaltung im Lande sehr gefährlich zu werden. Albrecht dachte, um die Parteien zu einem gemeinsamen Zweck wieder zu vereinen, an einen Krieg gegen die Friesen. Es war eine günstige Zeit, denn Friesland war eben auch in wilden Parteikämpfen gespalten. Ueberdies war die Niederlage, welche die Holländer unter Wilhelm IV. gegen sie erlitten, noch nicht gerächt, und der Leichnam des unruhigen und unglücklichen Fürsten lag noch immer in friesischer Erde. Genug, Albrecht wünschte, der Sohn möge lieber gegen die Friesen, als gegen die Türken ziehen, und Philipp von Burgund, der seinen Schwiegersohn genau kannte und richtig berechnete, übernahm es, ihn zum Kampf gegen Friesland aufzureizen.

Am Dreikönigsabend 1394 saß Wilhelm an des Königs Tafel, als der älteste Wappenherold würdevoll heranschritt und mit dem Schwerte das Tischtuch zwischen dem Könige und dem Erbprinzen von Holland entzweischnitt, indem er zugleich mit lauter Stimme verkündigte: „Ein Ritter ohne Schild und Wappen kann nicht des Königs Tafelgenosse sein.“

Keine größere Schmach konnte einem Ritter widerfahren. „Wer wagt zu sagen: ich sei ohne Schild und Wappen?“ rief Wilhelm glühend vor Zorn. Der Herold antwortete: „Der Großoheim des Grafen von Osterbant liegt mit Schild und Wappen ungerächt bei den Friesen.“

So wußte nun Wilhelm, was man von ihm verlange, und that es. Nachdem er sich im Oktober 1394 im Haag mit seinem Vater versöhnte, kriegte er theils mit diesem, theils mit dem Bruder, Johann von Lüttich, drei Jahre lang gegen die Friesen. Das zweite Jahr führte er die Gebeine Wilhelm's IV. mit sich fort. Das vierte Jahr, während er nach Italien gezogen war, um dem zum Kaiser gewählten Wittelsbacher, Otto von der Pfalz, hundert Lanzen zuzuführen, sollten Brederode und Egmond den Friesenkrieg führen. Zwischen dem Hoek und dem Kabeljau wollte sich keine Einstimmigkeit des Handelns ergeben, der Krieg blieb nicht nur fruchtlos, er hatte sogar einen schimpflichen Frieden zur Folge. Den fand Wilhelm geschlossen, als er zurückkehrte. Sein alter Haß gegen die Kabeljau's erwachte stärker denn je. Besonders ihrer adligen Häupter wünschte er sich insofern zu entledigen, daß sie ihn in seinen Plänen und in seinem Willen nicht mehr hemmen könnten. Johann von Arkel ging bald in's Netz. So ganz ließ er sich von der Erbitterung hinreißen, als ihm Rechnung über seine Statthalterschaft abverlangt wurde, daß er sowol dem Herzoge, wie dem Grafen von Osterbant Fehde ansagte. Vor Gorkum, der Hauptstadt der Arkels, wurde dieses Mal der Streit zwischen den Hoeks und den Kabeljau's ausgefochten. Jene, die Belagerer, diese, die Belagerten, tummelten sich wie auf einem Turnierplatze. Endlich wurde Arkel's Trotz gebrochen. Er mußte vor Albrecht und Wilhelm das Knie beugen, ihre Fahne einen ganzen Tag lang auf seinen Thürmen wehen lassen, und daß er mit dieser Strafe wegkam, verdankte er lediglich der Fürsprache des Lüttichers.

Bald darauf starben in demselben Jahre, 1404, Albrecht von Bayern und Philipp von Burgund, und die Niederlande wurden von vier jungen Rittern beherrscht: Holland und Hennegau von Wilhelm, Lüttich von Johann von Bayern, Burgund und Flandern von Johann von Burgund, und Brabant und Limburg von seinem

Bruder Anton, der 1406 der Herzogin Johanna nachfolgte. Alle hatten einen Willen und einen Zweck: die Erhöhung der Fürstengewalt, die Erniedrigung der Städte.

Inmitten dieser Kämpfe ward am 25. Juli 1401 Jakobäa geboren. Nach dem Apostel Jakobus, dessen Tag es war, erhielt sie den Namen, denn sie schrieb sich nicht Jakobäa, sondern niederländisch: **Jakob bi der genaden Goits Hertoghinne in Beyeren, Gravinne van Hennegouwen, van Hollant, van Zelant ende Vrouwe van Frieslant.** Französisch: **Jaque par la grâce de Dieu Duchesse de Bauvière, Daulphine de Viennois, Comtesse de Hainaut, Hollande, Zelande, Pontieu, et Dame de Frise.** Das würde deutsch heißen: Jakob von Gottes Gnaden Herzogin von Bayern, Dauphine von Viennois, Gräfin von Hennegau, Holland, Seeland und Frau von Friesland. In den Chroniken heißt sie **Vrou Jacob, Madame Jaque,** oder lateinisch **Jacoba.** Sie selbst unterzeichnet ein Mal **Jaqueline,** Jakobäa aber ist sie erst später von deutschen Geschichtschreibern genannt worden. Bevor sie Herrscherin wurde, hieß sie Fräulein oder Tochter von Holland, und officiell an ihres Vaters Hofe **Vrouwe van Toureyne,** d. h. Frau von Touraine. Diesen letzten Titel verdankte sie ihrer Verlobung mit Johann von Touraine, dem zweiten Sohne des Königs von Frankreich, welche zu Compiègne gefeiert wurde, als Jakobäa fünf Jahr alt war. Ihr Verlobter zählte neun. Gegenwärtig bei dieser Feierlichkeit waren die Königin Isabella mit ihrer Tochter gleichen Namens, der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans, mit seinem Sohne, der zugleich mit seiner Cousine verlobt wurde, die Herzogin von Bayern-Holland, der Herzog von Burgund und Johann von Lüttich. Herzog Wilhelm verhieß seiner Tochter die Nachfolge in allen seinen Landen, der König von Frankreich schenkte dem jungen Paar die Grafschaft Ponthieu und die Burgvogtei Cambray. Bei dem Tode seines Oheims, des Herzogs von Berry, sollte Johann auch das Herzogthum Berry und die Grafschaft Poitou erhalten; das Fräulein von Holland als Witthum die Grafschaft Ponthieu, sowie die Herrschaften Crèvecoeur, Montagne und Arloeur. Bliebe sie nicht Erbin — es konnte ja noch ein Bruder geboren werden — so mußte sie ihrem Gemahl einen Brautschatz von einer Viertelmillion Gulden zubringen. In jedem Falle waren es ein Paar ungewöhnlich reich ausgestattete Kinder, welche laut des päbstlichen Dispenses, dessen sie ihrer Verwandtschaft wegen bedurften, vom päbstlichen Legaten in der Hofkapelle zu Compiègne eingesegnet wurden.



Turnier zu Compiègne.

Nachdem genügend turniert, banquettirt und getanzt worden war, auch Herzog Wilhelm's Hofleute die gebräuchlichen neuen Anzüge erhalten hatten, wobei sechs grüne Hüte mit Silberborten besonders theuer kamen, führten die Herzogin von Bayern und Johann von Lüttich die beiden Kinder mit sich nach dem Hennegau, wo sie in Valenciennes und Mons von der Bürgerschaft festlich eingeholt und in Quesnoy von Herzog Wilhelm freudig empfangen wurden. Er ging dann mit ihnen nach Paris, und da gab es neue Feste.

Der junge Bräutigam der Erbtochter sollte im Lande erzogen werden. Herzog Wilhelm hatte es gewünscht, und der König von Frankreich gern eingewilligt. Die Verlobten brachten die meiste Zeit in Quesnoy zu, wo im Walde von Mormal gejagt wurde, doch auch in den Haag kamen sie, um das Meer lieben zu lernen. Die kleine Dame Jaque hatte eine goldene Kindheit. Ihre Wünsche, ja, ihre Launen waren Gesetze für Ritter wie für Diener; die Eltern, kühl gegeneinander, vereinigten sich doch in einer abgöttischen Liebe zu ihr; der Verlobte, sanften Gemüthes, war ihr zärtlich unterworfen. Dabei hörte sie von Nichts als Kämpfen, von Rittermuth und Ritterehre, hatte in sich das Blut der Kaiserin Margaretha, der Königin Philippa von England und Wilhelm's IV., war die Nichte des Burgunders Jean sans peur und des Lüttichers, Jean sans pitié — wenn sie also unruhig und hartköpfig wurde, so war es wirklich kein Wunder; es wäre nur eines gewesen, wenn sie sanft und nachgiebig geworden wäre.

Außer darin, daß man ihr allen Willen that und sie im Eigensinn förmlich unterrichtete, war ihre Erziehung für die Zeit eine sehr gute. Sie lernte Französisch und so ziemlich Lateinisch, den Katechismus und die Psalmen, die Geschichte der Familie und der verwandten Höfe, die Gesetze und das Gerichtswesen des Landes. Ritterromane zum Lesen fehlten auch nicht. Den Zelter lenken und den Falken werfen gelang ihr wohl. Weben und Sticken, Wundbalsam bereiten und Verbände anlegen mußte eine junge Fürstin aus jener Zeit ebenfalls verstehen. Ob die Frau von Touraine in der Etikette gut erfahren gewesen, wird nicht berichtet, läßt sich jedoch annehmen, da ihre Mutter es aus dem Grunde verstand, Fürstin zu sein. Es war damals für eine vornehme Dame gar nicht so leicht, zu wissen, was sie zu thun und zu lassen habe. Wie viel Schritte mußten entgegengethan werden? Was bedeutete der Unterschied zwischen Hermelin und Pelzfutter? Welche Frau mußte Madame genannt werden, welche belle cousine oder belle nièce? Durch wie viel Aufsätze oder Kredenztische, durch wie

viel Querhänge am Himmelbett war der Stand Derer anzudeuten, welche in dem Bett schlafen sollten? Das waren lauter wichtige Fragen, zu deren Beantwortung eine förmliche Wissenschaft gehörte.

Im Sommer 1415, als das Fräulein von Holland und ihr Verlobter „zu ihren Tagen kamen“, d. h. rechtsmündig geworden waren, fand ihre Vermählung statt. Vorher aber, am 6. August, gelobten sie in die Hände des Vaters folgende Stücke:

Er behielt die volle Gewalt, so lange er lebte. Nach seinem Tode fielen alle Lande an Jakobäa, und von ihr gingen sie auf ihren ältesten Sohn oder ihre älteste Tochter über. Der Herzog von Touraine sollte als Jakobäa's Gemahl und Vogt Mitbesitzer und Mitregent sein. Die Lande durften nicht geschieden, zu Räthen und Dienstleuten nur Landeseingeborene genommen, die alten Gesetze und Gerechtsame nicht verändert werden. Zugleich versprach das junge Paar, Herzog Wilhelm's Schulden zu bezahlen und alle Rechte der Frau Margareth von Burgund zu wahren.

Versprechungen, die ohne Zweifel aufrichtig gemeint waren und doch nie erfüllt werden sollten!

Nur wenige Monate war das jugendliche Fürstenpaar vermählt, da starb der Dauphin Ludwig, und Jakobäa's Gemahl war Thronerbe von Frankreich. Beide nahmen den Titel Dauphin und Dauphine von Vienne an, und sollten unverzüglich nach Paris kommen.

Herzog Wilhelm versagte seine Einwilligung. Ihm schien Frankreich zu gefährlich für seine Kinder. In der That sah es dort schlimm aus. Der König war bereits in den Blödsinn verfallen, welchem er in der Geschichte den Namen Charles l'Insensé verdankt. Isabella und Orleans wollten ihn ausschließlich beherrschen und gebrauchen; Johann von Burgund trat wider sie auf und erklärte sich, so wenig volksfreundlich er gesinnt war, zum Vorkämpfer der Volkspartei. Schon sollte auch in Frankreich der Bürgerkrieg beginnen, da fand in Compiègne die Verlobung des Fräuleins von Holland mit dem Herzog von Touraine und zugleich eine Aussöhnung zwischen Isabella, Orleans und Burgund statt. Diese beiden Letztern schlossen Waffenbrüderschaft und tauschten ihre Feldzeichen aus, die sie auf Ordensbänder hatten sticken lassen. Orleans führte einen Knotenstock mit der Umschrift: „Ich begehr's“; Burgund einen Hobel mit der Unterschrift: „Ich halt's.“ Im nächsten Jahre war eine neue Versöhnung nöthig, sie ging vor sich, die Fürsten schliefen in einem Bette. Drei Tage später ließ Burgund seinen Vetter Orleans meuchelmörderisch niederhauen. Seitdem

herrschte der Bürgerkrieg. Johann von Burgund, der Schwiegervater des Dauphins, würde sich ganz zum Herrn gemacht haben, wäre er der Genter sicherer gewesen. Wie die Sachen standen, war er zwei Mal nahe daran, seinem mächtigen Gegner, dem Grafen von Armagnac, dem Schwiegervater des ermordeten Orleans, zu unterliegen. Beide Male trat Herzog Wilhelm für ihn ein, und brachte die Parteien zu augenblicklicher Ruhe. Das zweite Mal geschah es im Anfang des Jahres 1415.

Im Herbst dieses Jahres kam Heinrich V. von England eroberungssüchtig an, und schlug am 25. Oktober den französischen Adel bei Azincourt. Zwei Prinzen von Burgund, der Herzog von Brabant und der Graf von Nevers, fielen dort auch. Johann von Burgund hatte nicht mitgekämpft, dafür marschirte er jetzt mit einem zahlreichen Heere nach Paris und forderte die Regentschaft. Da starb am 18. December sein Schwiegersohn, der Dauphin, und Jakobäa's Gemahl wurde nun der Gegenstand des Wetteifers von beiden Parteien.

Das folgende Jahr kam Kaiser Sigismund nach Paris und ging von dort nach London, um den Frieden zu vermitteln. In Paris hatte er kaiserliche Hoheit ausgeübt, das durfte er in England nicht; aber trotzdem wurde er prächtig empfangen. Auch der Friede schien Anfangs mit von der Gesellschaft sein zu wollen, wenigstens war zwischen den Fürsten große Freundschaft. Sigismund nahm den Hosenbandorden an, und Heinrich V. und Herzog Wilhelm, der ihn bereits als Graf von Osterbant empfangen, saßen dem Kaiser als Ordensritter zur Seite. Unterdessen aber wurden die Armagnac's wieder lebendig. Als der Kaiser zu dem einen Thor hereingezogen war, hatten sie Paris durch das andere verlassen; jetzt kamen sie nicht nur nach Paris zurück, sondern griffen auch zu Wasser und zu Lande Harfleur an, welches Heinrich V. im vorigen Herbst erobert hatte. Das wirkte denn über den Kanal hinüber. Die Fürsten in London wurden plötzlich uneins. Herzog Wilhelm wollte vom Kaiser das Versprechen haben, daß seiner Tochter die Lehnsnachfolge gesichert werden solle. Der Kaiser antwortete: ob er keinen Bruder, keinen Vetter habe? Es sei nicht Brauch im Reiche, Weibern die Lehen zu geben. Wilhelm handelte als Vater, Sigismund als Kaiser. Heinrich V. verfuhr wie ein Fürst, der zu seiner Krone gerne noch eine zweite haben möchte: er suchte den Kaiser in ein Bündniß gegen Frankreich zu verstricken. Herzog Wilhelm, der das königliche Erbe seines Schwiegersohnes bedroht sah, soll, gänzlich uneingedenk der Verpflichtung, welche der Hosenbandorden auferlegt: nie wider England die

Waffen zu führen, dem König Heinrich heftig zugerufen haben: „Wagst du noch ein Mal, in Frankreich zu Felde zuziehen, so soll dir mein Banner in's Gesicht wehen!“ Gewiß ist es, daß er eines Tages scheinbar zur Jagd ausritt, und dann, als er mit den Seinigen an's Wasser kam, auf die Kniee fiel und Unserer lieben Frauen auf Vere in Seeland gelobte: sie wollten, schicke sie günstigen Wind, Alle miteinander Fastenkost essen, bis sie bei der Muttergotteskapelle in Seeland wären. Nach zwei Stunden kam guter Wind, nach vierundzwanzig Stunden war Wilhelm in Seeland.

Sein Erstes war, den gesammten Adel von Seeland, Süd- und Nordholland zu versammeln und die „gnädige Frau Jakob von Bayern“ als rechte geborene Landesfrau anerkennen zu lassen. Jedes der drei Lande verpflichtete sich dazu in einer besondern Urkunde; Herzog Wilhelm fand keinen Widerspruch, denn auch die Abgeordneten der Städte waren für den Augenblick hoekisch gesinnt. Die Finger der einen Hand emporgestreckt, die der andern auf Reliquien gelegt, schworen am 15. August 1416 die Edelleute, Schultheißen, Bürgermeister, Schöffen und Räthe, was ihr Landesherr von ihnen begehrte.

Das Bündniß zwischen Heinrich V. und Sigismund war unterdessen wirklich geschlossen worden, und Beide fuhren nach Calais, wohin auch Johann von Burgund ging, gar nicht abgeneigt, ebenfalls Theil an dem Bündniß zu nehmen. Der englische Fürst verlangte indessen doch gar zu kategorisch, daß **Jean sans peur** ihn als den wahren König von Frankreich und als seinen rechten Herrn anerkenne. Der Burgunder fing an, wieder auf Schwester und Schwager zu hören, und kam, als auch der Dauphin eigenhändig an ihn schrieb, nach Valenciennes, wo die Vornehmsten aus Burgund und aus dem Hennegau sich versammelt hatten. Die Herzogin von Bayern war mit ihrer Tochter im August in Valenciennes eingetroffen, und Frau Jakob hatte beim Uebernachten in Mons von den Stadträthen und Schöffen einen Pokal mit Mundbecher, beides aus Gold und geschmückt mit Perlen und Edelsteinen, zum Geschenk erhalten.

Zu Valenciennes nun wurde im November 1416 ein Schutzbündniß zwischen Burgund, Bayern-Holland und dem Dauphin beschworen, dann feierte man zu Quesnoy ein fröhliches Weihnachtsfest, woran auch die französischen Gesandten Theil nahmen, die den Dauphin nach Frankreich geleiten sollten. Nach dem Dreikönigstage begaben Alle sich nach Compiègne, während Königin Isabeau mit ihren jüngern Prinzen und dem Rathe des Königs nach Senlis ging. Von dort aus besuchten die Prinzen und die

jungen Edelleute in Compiègne den Dauphin und die jugendliche, reizende Dauphine. Die Tochter von Holland konnte, umschwärmt und gefeiert wie sie war, sich vorstellen, was es heißen müsse, einst Königin von Frankreich zu sein. Der gegenwärtigen Königin wurde sie durch ihre Mutter in Senlis zugeführt. Isabeau empfing ihre Schwiegertochter und Verwandte mit vieler Huld. Frau Jakob schien ihren vollen Beifall zu erwerben.

Herzog Wilhelm hatte, wo sein Töchterchen Huldigung und ritterlichen Zeitvertreib fand, eine schlimmere Aufgabe gefunden, als er sie sich erwartet. Nicht mit Unrecht sagte der Burgunder: „Ihr führt den Dauphin nach Frankreich wie das Lamm in die Mitte der Wölfe. Noth thät' es, ein tüchtiges Kriegsheer zur Seite zu haben." Herzog Wilhelm hatte gemeint, Alles im Guten abthun zu können, und fand nun, daß im Guten Nichts vorwärts ging. Endlich begleitete er die Königin nach Paris zurück und stritt sich mit den Armagnac's weiter. Sie wollten den Dauphin nach Paris, den Burgunder aber nicht wieder im Lande haben. Als Herzog Wilhelm im offenen Rathe des Königs erklärte: der Dauphin komme nicht nach Paris ohne den Herzog von Burgund; es sei denn, daß der König und die Räthe vorher Frieden im Lande geschafft, da faßte man den Plan, Wilhelm heimlich aufzuheben und festzusetzen. War er unschädlich gemacht, konnte der Dauphin wol auch allein nach Paris gelockt werden. Der Herzog wurde gewarnt, ritt eines Morgens früh, wie er sagte, auf eine Betfahrt, aus Paris und jagte dann, als er die Zugbrücken erst hinter sich hatte, ohne abzusitzen, mit nur zwei Knappen bis nach Compiègne. Was empfing ihn dort? Der Jammer seiner Tochter, der kaum so gefeierten, stolzträumenden Dauphine. Ihr Gemahl lag, ein Bild des Jammers, vergiftet durch die Armagnac's, auf seinem Sterbebette. Am 4. April 1417, gerade am Palmsonntag, starb er. In der Corneliuskirche zu Compiègne wurde sein bleierner Sarg eingesenkt. So kurz vorher noch Kind, jetzt schon Wittwe, folgte Jakobäa den Eltern nach dem Hennegau zurück. Was für ein Osterfest!

Als Herzog Wilhelm Paris verlassen hatte, wurden dort die Armagnac's mächtiger, denn je. Der König war ganz in ihrer Gewalt, ebenso der neue Dauphin, ein dreizehnjähriger Knabe. Die Königin Isabeau wurde nach Tours in strenge Haft gebracht. Der bayersche Einfluß in Frankreich war völlig zu Ende.

Das wurmte den Holländer bitter. Ueberdies war ihm in Paris sein Adel gegen den Frankreichs gering an Glanz und Zahl erschienen.



Die gnädige Frau von Bayern.

Er bereute es jetzt, daß er die Arkel's und Egmond's gleichsam vernichtet, denn das hatte er gethan. Die Arkel's hatte er dahin gebracht, daß sie Land und Leute an den Herzog von Geldern verkauften. Auch diesen ließ Wilhelm nicht eher in Ruhe, als bis er Gorkum abtrat. Darauf wurde am St. Jakobstage **1412** das Stammschloß der Arkel's eingerissen, einige Jahre später der alte Johann von Arkel, der nach Brüssel zum Begräbniß des Herzogs von Brabant geritten war, von drei Hoeks aufgehoben, nach dem

Haag abgeliefert und dort gefangen gehalten. Die Egmond's hatte Herzog Wilhelm auf eine Anklage von Verrath hin aus ihrer Feste Yſſelſtein vertrieben und dann verbannt. Jetzt fehlten ihm die Arkel's und Egmond's. Er war krank, ein Hundebiß am Knie, den er vernachläſſigt, war geſchwollen und drohte gefährlich zu werden. Auf ſeinem Lieblingsſchloſſe Bouchain, welches mitten in ſeiner Grafſchaft Oſterbant lag, quälte er ſich auf ſeinem Schmerzenslager mit der Angſt um Jakobäa's Zukunft ab. Was ſollte aus ihr werden, wenn er ſtarb und ſie noch ohne den nöthigen Schutz eines Mannes war? Einen neuen Gemahl mußte ſie haben — wer ſollte es ſein? Der Herzog dachte an Wilhelm Arkel, den wahrſcheinlichen Erben ſeines kinderloſen Oheims, des Herzogs von Jülich und Geldern. Es war ein ſchöner, edler, ritterlicher Mann, der für Jakobäa die beſte Stütze geweſen wäre. Aber ihre Mutter und die Hoeks wollten eher Alles, als dieſe Heirath; der junge Arkel ſelbſt zeigte ſich, als Herzog Wilhelm ihn darüber ausforſchen ließ, Nichts weniger als geneigt, und ſo blieb dem ſterbenden Herzog Nichts übrig, als den Neffen ſeiner Gemahlin, den jungen Herzog von Brabant, zu ſeinem Eidam zu erwählen, und die Heirath mit ihm ſeinen Räthen und ſeiner Tochter eindringlich anzubefehlen.

Am 30. Mai 1417 ſtarb Herzog Wilhelm, und Frau Jakob war nun ſo gut verwaiſt wie verwittwet. Und unter welchen Bedrängniſſen!

Kaum war am 2. Juni die Nachricht nach dem Haag gekommen, ſo führte man die Akten und Schätze nach Amſterdam, den alten Arkel nach Gouda. Ueberall, wo kabeljau'ſche Aufſtände losbrechen wollten, waren die Hoeks am Platze, um ſie zu unterdrücken. Jakobäa ſchrieb aus Hennegau, um ihnen zu danken und ihre Anſtalten zu billigen. Nur der Yſſelſtein ging durch Ueberfall an ſeine urſprünglichen Herren, die Egmond's, verloren. Mit ihnen waren die Lockhorſten, die Utrechter Kabeljau's, die, Dank dem verſtorbenen Herzog von Holland, aus ihrer Stadt verbannt waren. Kaum jedoch waren ſie mit den Egmond's in deren Veſte, ſo eilte die ritterliche Partei aus Utrecht, die Lichtenberger, mit den Hoeks zur Belagerung des Yſſelſtein herbei. Er durfte nicht der Herd werden, von welchem aus ſich die Flamme des kabeljau'ſchen Aufſtandes in den Landen verbreiten könnte. Zugleich wurden vier Plakate des Herzogs von Burgund, in denen er ſich für ſeine Nichte erklärte und alle Ritter und Knappen aufforderte, ihr die Treue zu bewahren, von den Hoeks auf's Eifrigſte verbreitet.

Wenige Tage ſchon nach des Vaters Leichenbegängniß hatte Jakobäa, durch die drängende Gewalt des Augenblickes aus ihrem Schmerz aufgerüttelt,

die Huldigungsreise angetreten, denn damals mußte ein Fürst sich von jeder Stadt und von jedem Vasallen persönlich huldigen lassen, sonst war er seiner Städte und Vasallen nicht sicher. Den Zug Jakobäa's erzählt Franz Löher so vortrefflich, daß wir nicht umhin können, seine Schilderung wörtlich mitzutheilen, sowohl als ein lebendiges Gemälde der damaligen Sittenzustände, wie als ein Bild unserer jungen fürstlichen Heldin am Eingang zu ihrem stürmischen und dornigen Lebenspfade.

„Kam der fürstliche Zug vor eine Stadt,“ sagt Löher, „so erschien zuerst der Kastellan von der Burg mit seinen Kriegsleuten, um der neuen Herrin zu dienen. Alle hielten still, bis die Geistlichkeit mit ihren Kreuzen, die Stadtbehörden mit den vornehmsten Bürgern und die Zünfte mit ihren Bannern aus dem Thore wallten, ehrerbietig ihre Fürstin zu begrüßen. War sie schon Abends vorher in die Stadt gekommen, so mußte sie des andern Morgens wieder aus demselben Thore gehen und draußen halten. Im wogenden Geleite, unter Glockenschall und Jubelgeschrei des Volkes ritt Jakobäa nun in die Stadt. Von den Thürmen flaggten die Landesfarben, die Straßen waren mit Blumen geschmückt und die Häuser mit Teppichen und grünem Laube geziert. Hier und da hatte man wollene Tücher in den schönsten Farben, oft mit Gold und Silber gestickt, über den Weg gezogen. An den Fenstern harrten die schönen Frauen, sie sangen und hielten in den Händen Blumenketten, die über die Straße von einem Ende zum andern gingen. Jungfrauen kamen und hingen Blumenkränze in den Arm der Fürstin. Neben ihr aber gingen Unglückliche, die lange Tage und Nächte diese Stunde ersehnt hatten. Es waren Verbannte, welche eilig das Roß oder die Kleider der Fürstin anfaßten, wenn sie ihre Feinde erblickten. Jetzt endlich zogen sie wieder in die Vaterstadt, im Schutz der neuen Herrin, welche sie mit ihren Richtern versöhnen sollte.

„So trat der Zug langsam in die Kirche, wo Jakobäa betete und die Reliquien der Heiligen küßte. Stehend vor dem Hochaltare leistete sie den Eid: „daß sie alle Rechte und guten Gewohnheiten heilig halten, daß sie allen Kirchen und Schutzlosen Schirm gewähren, daß sie überhaupt das Recht stärken und das Unrecht kränken wolle.“

In Mons mußte Jakobäa drei Eide schwören, einen in der Kirche, einen auf der Burg den Edlen und Prälaten, und einen dritten der Stadt. Dann zog Alles zur Kirche zurück, wo die Fürstin, auf einem erhöhten Thronsessel, die Erbämter neben sich, die Huldigung empfing. Zuerst huldigte der Großkanzler oder Grand-bailli, umgeben vom geheimen Rathe.

Dann kamen die Kastellane, d. h. die Befehlshaber der fürstlichen Burgen. Der Vornehmste war der von Mons, ein Enghien. Auf sie folgten die Prälaten, Aebte, Aebtissinnen und Kapitelherren, der große und der kleine Adel, endlich die Städter, d. h. die Schultheißen mit ihren Schöffen, die Bürgermeister mit ihren Räthen, die Patrizier und die Zunftmeister. Alle empfingen ihre Lehen, und darauf gab es Festtafel, Turnier und Abendtanz. So ging es überall festlich zu, und Jakobäa war erst seit Monaten eine Wittwe und erst seit Wochen eine Waise. Ob die äußerlichen Pflichten der Fürsten nicht oft recht schwer zu erfüllen sein mögen?

Am 17. Juni reiste Jakobäa mit ihrer Mutter, begleitet von den Hennegauer Herren, aus Mons nach Holland ab. Dort war kein Festgeräusch, nur Waffenlärm. Die Hoeks erschienen, ihre Herrin zu begrüßen; aber sie kamen, wie man aus dem Feldlager kommt. Das Erste und Wichtigste war, den Yffelstein zu haben. Nach vierzehn Tagen kapitulirte die Besatzung. Durch die Vermittlung des Lüttichers, der sich auch vor der Veste eingefunden hatte, erhielten ihre Vertheidiger freies Geleit; den Utrechtern aber bewilligte es Jakobäa, daß sie Mauern, Thürme und Thore des Platzes schleifen dürften. Nach der Wiedernahme von Yffelstein ging auch in Holland die Huldigung feierlich vor sich.

Kaum war nun Jakobäa als Fürstin anerkannt, so wurde sie allgemein zur Heirath mit ihrem Vetter Brabant gedrängt. Ihr wäre der edle, männliche Arkel, den sie zuweilen im Haag gesehen, wenn gerade Frieden zwischen ihrem Vater und dem seinigen stattgefunden hatte, um Vieles lieber gewesen, als der rohe Fürstenknabe; indessen wenn Brabant sehr schlecht für sie paßte, so paßte er desto besser für Holland — die Mutter, die Hoeks, Burgund, selbst der bedenklich gefährliche Oheim von Lüttich, Alles bestürmte sie mit Vorstellungen — sie gab nach. Am 1. August 1417 fand in Biervliet, einer Stadt, die man wegen ihrer Lage an den Grenzen Flanderns gewählt, die zweite Verlobung der Tochter von Holland statt. Bräutigam und Braut faßten sich bei den Händen und leisteten ihren Treuschwur in die Hände des Abtes von Affligem. Johann von Bayern und Lüttich leistete den Verlobten im Voraus die Lehnshuldigung für seine holländischen Lande. Dann erbot er sich scherzend, er wolle selbst nach Constanz, wo eben das berühmte Concil gehalten wurde, um die nöthige Dispensation zu erwirken. Der Bräutigam dankte schönstens, und sagte: er habe schon sechs Gesandte in Constanz. Den nächsten Tag sandte er noch den Bischof von Arras mit 20,000 Gulden hin.



Feierlicher Empfang der Fürstin. Nach einem alten Kupferstiche.

Jakobäa schiffte sich noch am Tage der Verlobung nach Middelburg ein, und trat ihre Reise durch die seeländischen Inseln an, wo ihr noch nicht gehuldigt worden war. Dann ging sie nach Quesnoy, um auf diesem Schauplatz ihres frühern Glückes in traurigen, aber süßen Erinnerungen die letzte Zeit ihrer Freiheit zu genießen.

Leider hatte der Herr von Montfort, welchem während der Abwesenheit der Fürstin und ihres Oheims die höchste Gewalt in Holland

übertragen worden war, dieselbe zu unnützen Aufreizungen der Kabeljau's gemißbraucht. Die wandten sich mit ihren Beschwerden an Johann von Lüttich, welcher in den letztern Zeiten entschieden Partei für sie genommen hatte. Er kam im September nach Dortrecht, und erließ an die Städte einen Brief, worin er sie aufforderte, ihn als Schirmherrn und Ruhwart anzuerkennen, ohne damit den Rechten seiner Nichte irgendwie Eintrag thun zu wollen. Seine Nichte mußte sich indessen doch in ihren Rechten bedroht glauben, denn sie eilte herbei, und berief Adel und Stände zum Landtag nach Schoonhoven. Der Lüttiche erschien vor der Versammlung und verlangte, zum Vogt eingesetzt zu werden. Mit Entschiedenheit wies die sechzehnjährige Herrscherin ihn zurück. Wenigstens ihr Bevollmächtigter wollte er werden; als sie auch das abschlug, verließ er am 3. November Schoonhoven. Von Dortrecht aus stellte er es ihr noch einmal anheim, was sie wählen wolle: seine Vogtschaft, oder Krieg. Was konnte die Tochter Wilhelm's VI. anders wählen, als Krieg? Johann sandte sowol ihr, wie den Utrechtern, den Schleifern des Ysselstein, Fehdebriefe, schrieb nach England um Bogenschützen, rief die Egmond's zurück, ließ dem jungen Arkel Mahnungen zugehen, daß er sich mit seinen Werbungen in Geldern eile. Am 10. November huldigten die Dortrechter ihm als Ruhwart; so, meinten sie doppelzüngig, verletzten sie nicht das Versprechen, welches sie Herzog Wilhelm geleistet.

Nie sollte Jakobäa wieder in einer so weiblichen Heldenglorie erscheinen, wie bei ihrer Annahme der ihr vom eigenen Oheim angebotenen Fehde. Ihre offenen Städte ließ sie befestigen, ihre Unterthanen rief sie auf, vom Bräutigam heischte sie bei seiner Ritterehre Beistand. Die drei Adelshäupter Brabants saßen mit mehr als vierhundert Schwerbewaffneten augenblicklich auf, und kamen gerade zurecht, um Rotterdam zu retten.

Gorkum war schon am 21. November durch Johann von Egmond überfallen und eingenommen worden. Die Hoeks hatten nur noch die von Herzog Wilhelm erbaute Burg inne. Sie stand am Ende der Stadt, deren Ringmauern sich an sie anlehnten. Auf der einen Seite ein freier Platz, auf welchen die Straßen der Stadt ausliefen, auf der andern der Fluß, die Merwe — so war ihre Lage, gewaltig ihre Stärke. Befehligt wurde sie von Florenz von Kyfhoek, vom Drosten Arnold von Leyenburg und von Andres von Dahlem.

Wilhelm Arkel zog wieder in die Stadt seiner Väter ein, mit ihm kampflustige Jugend aus Geldern und Jülich, Lüttich und Brabant.

Johann kam sehr erfreut nach Gorkum hinüber, besprach sich mit dem jungen Arkel und ließ ihm den Grafen Verneburg mit guten Truppen zurück, so daß die Kabeljau's viertausend Mann mit Eisenhauben in Gorkum zusammen hatten — in der damaligen Zeit, wo man noch nicht mit Hunderttausenden gegen einander kriegte, schon eine sehr ansehnliche Macht.

Die Burg wollte Arkel nicht angreifen, weil sie nicht, gleich der Stadt, ihm gehöre, obschon sie aus den Steinen seines zerstörten Stammhauses gebaut worden war. Um auch die Hoeks von den Ausfällen abzubringen, mit denen sie lustig begonnen hatten, ließ er quer über den Platz einen breiten Graben ziehen, und wollte, jede Partei sollte sich auf ihrer Seite halten. Arkel faßte das Ritterthum idealisch auf — warum vereinigte er sich nicht zu der Ausführung seines Traumes mit Jakobäa?

Sie hatte auf die erste Kunde hin, daß Gorkum in den Händen der Kabeljau's sei, zu allen ihren Freunden gesandt: „Schleunigst sollten sie sich aufmachen mit allen Leuten und Schiffen, die sie zusammenraffen könnten; das bitte sie um Alles ihre Fürstin, denn es sei Nothsache.“ Die Utrechter und Amersforter ließ sie beschwören, „sie nur dies Mal nicht zu verlassen, sie wolle es ihnen ewig gedenken.“ Sie kamen, Alles eilte herbei; am 1. Dezember waren zu Rotterdam, dem bestimmten Sammelplatze, dreihundert Schiffe und sechstausend Mann zu Jakobäa's Dienst bereit.

In drei Treffen fuhr man nach Gorkum: im ersten waren die besten Ritter und Knechte, mit ihnen Jakobäa, ihre Mutter, und die kleinen Fahnen, die Wimpel oder Rennfähnlein hießen. Im zweiten kamen die Utrechter und Amersforter, im dritten die Uebrigen mit dem großen Banner der Fürstin. Brederode kommandirte.

Als man sich Gorkum näherte, stand Jakobäa's Feldzeichen noch hoch über der Burg. Hart unter ihr wurde gelandet, das Wasserthor ging auf, und die Fürstinnen mit ihren Rittern waren in der Burg, gerade, als es zwölf Uhr Mittags schlug. Die Utrechter und Amersforter drangen durch das Wasserthor der Stadt ein und durch die Straßen derselben vor bis zu dem Platz vor der Burg, deren Besatzung zu ihnen eilte und sich neben ihnen aufstellte. Auch Jakobäa kam, stieß ihr Rennfähnlein in den Boden, stand mit ihrer Mutter dabei und wartete.

Auf was? Auf die Antwort Arkel's, zu welchem sie den Ritter von Leyenburg gesandt hatte, wo er mit seinem Haufen ihr gegenüber stand. Man

sagt, sie habe ihm statt der Schlacht ihre Hand anbieten lassen, er aber habe geantwortet: lieber wolle er sterben.

Zwischen zwei und drei Uhr kam sein Herold und erklärte Jakobäa's Mannen: der freie Herr von Arkel lasse sie wissen, daß er andern Tages hier mit ihnen streiten wolle. Arkel vergaß seinen Feinden gegenüber nie das Ceremoniel der Ritterlichkeit.

Die Ritter der Fürstin antworteten: „Streitens wegen seien sie gekommen, und streiten wollten sie, bis ihre Feinde daran genug hätten." Vor der Burg zum Rathe zusammentretend, beschlossen sie unmittelbaren Kampf. Das hatte der Herold drüben anzukündigen.

Die Feldherren knieten nieder, drüben Wilhelm Arkel, hier Walram von Brederode, dessen Mutter, die Gräfin von Ghenyp, vor siebenunddreißig Jahren den jungen Arkel in Gorkum aus der Taufe gehoben hatte.

Durch den Graben nahmen die Utrechter und Amersforter und, ihnen folgend, die Ritter den Weg auf den Feind zu. Arkel ließ sie durch; erst als sie auf ihn anrückten, ging er ihnen entgegen. Sieben Mal griffen sie an, sieben Mal schlug er sie zurück. Da kam aus der Burg das dritte Treffen Jakobäa's mit dem großen Banner hervor. Die Streiter in Arkel's Hintertreffen entdeckten zuerst die neuen Feinde, verloren den Muth, ihnen zu widerstehen, flohen und machten dadurch auch die im Vordertreffen unsicher. Ein letzter Angriff, und was von Arkel's Schaar noch kämpfte, ward in die Straßen der Stadt getrieben. Jetzt ward aus der Schlacht ein Morden, selbst die Hauptkirche bot den Arkel'schen keinen Zufluchtsort. Unter den Todten lag Brederode und, von beutegierigen Fäusten entkleidet, auch Arkel. Als man ihn entdeckte und erkannte, weinte Jakobäa. Er war doch wol ihr Traum gewesen, sie hatte vielleicht nach der Schlacht noch Versöhnung gehofft und in ihm einen männlichen Gatten, der sie schützen und stützen könne. Wieder und wieder hatte sie zu Brederode gesagt: man solle Wilhelm Arkel nicht erschlagen, aber suchen, ihn gefangen zu nehmen. Dann hätte sie seine Fesseln lösen und ihm dafür süßere anlegen, zum Brautgeschenk ihm die Freiheit seines alten Vaters geben können. Das denkt man sich für sie, wie sie vermuthlich es auch gedacht hat; aber die Wirklichkeit war anders: in der Vätergruft, unter dem Liebfrauenchor in Gorkum, wurde Wilhelm von Arkel von seinen Feinden würdig und feierlich zur Ruhe gebracht. Sechzehn Wappen umgaben seinen Schild, darunter die von Holland, Brabant, Luxemburg, Geldern, Jülich, Frankreich und England. Mit allen diesen fürstlichen Häusern waren die Arkel's verwandt

gewesen, denn das Haus Arkel war gewesen. Der letzte, Wilhelm's Vater, der sonst so stolze Johann, blieb so lange gefangen auf Sevenbergen, wohin man ihn von Gouda gebracht hatte, bis der Herr von Sevenbergen selbst fiel. Da ward Arkel frei, kam mit Philipp von Burgund, dem Sohne von Jean sans peur, nach Holland und war so arm, daß er milde Gaben annehmen mußte, bis endlich Philipp auf sein Flehen ihm Leerdam, eines seiner Schlösser, zurückgab. Dort starb, ein durch dreizehnjährige Haft gebrochener Greis, der letzte Arkel.



Herzog von Brabant.

Wie in Arkel einen möglichen Gemahl und Retter ihrer Zukunft, so hatte Jakobäa in Walram von Brederode einen Getreuen zu beklagen, der ihr gleich einem zweiten Vater war. Sie hatte Recht, zu seufzen: „Gewonnen und doch verloren." Auch die poetische Epoche ihres Lebens, die, in welcher sie unsere Theilnahme und unsere Bewunderung unbedingt erweckt und fesselt, schließt mit der Schlacht von Horkum ab. Wir haben daher mit Vorliebe die erste Hälfte von Jakobäa's Biographie geschildert und uns länger bei einzelnen Vorfällen verweilt, welche vorzüglich geeignet waren, für unsere Heldin Interesse einzuflößen. Die zweite Hälfte dagegen, ein aufregendes, aber nicht wohlthuendes Gemisch von Politik, Romantik, Unglück und Fehltritten von Jakobäa's, sowie Ungerechtigkeiten von Anderer Seite, werden wir uns begnügen mit wenigen scharfen Strichen zu skizziren.

Die Ehe mit Johann von Brabant, vollzogen am 10. März 1418 im Haag, brachte weder Jakobäa, noch ihren Landen Heil. Sie wurde im

Anfang sogar gegen den Willen des Pabstes geschlossen, indem Martin V die Dispensation zwar ertheilt, dann aber wieder zurückgenommen hatte Johann von Bayern war daran Schuld. Noch immer nicht zum Priester geweiht, trotz seiner Bischofswürde, wollte er sich jetzt auch von der Weihe als Subdiakon dispensiren lassen, und Elisabeth von Görlitz, Wittwe des bei Azincourt gefallenen Anton von Brabant und Stiefmutter des jetzigen Herzogs, zur Frau nehmen. Dem Kaiser war das sehr erwünscht, denn Elisabeth war seine Nichte. Er sprach Holland, Seeland und Hennegau von jeder Lehnspflicht gegen Jakobäa ledig: Johann von Bayern sollten sie huldigen, das sei Herzog Wilhelm's rechter Erbe.

Bei der fruchtlosen Belagerung von Dortrecht, dessen Bürger der Aufforderung des Kaisers nachgekommen waren, erfuhr Jakobäa zum ersten Male, an was für einen Gatten sie sich verschleudert. Auch in den Kämpfen, welche folgten, war sie allein es, welche Energie zeigte. Ein schwacher Mann indessen macht die Energie der muthigsten Frau zunichte, das zeigte sich bei dem Kampf zwischen Johann von Lüttich und seiner Nichte. In dem nach Neujahr 1419 zu Workum geschlossenen Frieden wurde Jakobäa so ziemlich zum Aufgeben ihrer Hoheit gezwungen. Allerdings entsagte Johann von Bayern den Rechten, welche Kaiser und Pabst ihm auf Jakobäa's Lande ertheilt; aber sollte sie kinderlos sterben, so trat er in ihre Erbschaft; ein Drittheil von Holland wurde ihm als Eigenthum zugesprochen, und er auf fünf Jahre zum Mitregenten ernannt. Ja, sogar die Einkünfte, die Jakobäa allein erhalten sollte, gingen durch seine Hände. Der Erbprinz von Burgund hatte den Frieden vermittelt: der Frieden war danach ausgefallen.

Gedemüthigt und tief unglücklich folgte Jakobäa dem Gemahl nach Brüssel. Dort litt sie, was eine ausgezeichnete Frau unvermeidlich leiden muß, wenn sie an einen rohen, wüsten Menschen gekettet ist. Der Welt Gesetz für die Frauen in einem solchen Falle lautet: ausharren. Vielleicht hätte Jakobäa es befolgt, wäre ihr nicht verrathen worden, daß Johann von Brabant, der beim Frieden auch seinen Antheil an der Mitregentschaft auf drei Jahre dem herrschsüchtigen Oheim abgetreten, dasselbe auf sieben Jahre wiederholt habe. Zugleich riefen ihre Hoeks nach ihr; die Fürstin hörte sie, ging scheinbar nach dem Hennegau, heimlich aber nach England, und trat dort für ihre Rechte auf. Jetzt kommt eine Periode in ihrer Geschichte, die wir gern ganz übergehen möchten: die Liebe zwischen ihr und Humphry, Herzog von Glocester, dem Bruder des Königs von England. Er war

der schönste und tapferste Ritter seiner Zeit, aber für Jakobäa hätte er es nicht sein dürfen. Daß sie plötzlich vorgab, ihr Gewissen ertrage nicht länger die Ehe mit ihrem Vetter, indem sie wider Gottes und der Kirche Gebot stoße, das war eine Lüge, die einen solchen Charakter entwürdigte. Auch erklärte Martin V. jetzt die Ehe mit Johann von Brabant für die einzigrechtmäßige, und die neue, welche Jakobäa zu London mit Humphry schloß, wurde von ihren Verwandten als eine Schmach für die Familie angesehen. Am meisten empört war Philipp von Burgund. Obgleich mit den Engländern gegen Frankreich verbündet, wo sein Vater, **Jean sans pour**, meuchlerisch erschlagen worden, gefiel der Gedanke, einen Engländer als Herrn von Jakobäa's Landen zu sehen, ihm doch keineswegs. Auch rüstete er mit aller Macht, als Humphry, welcher durch den Tod des Königs Regent von England geworden war, mit den ursprünglich gegen Frankreich bestimmten Truppen nach Flandern schiffte, um Jakobäa's Erbe wieder zu erobern. Johann von Bayern hatte gleichfalls gerüstet, war aber in der Mitte seines Heeres an Gift gestorben, welches ihm ein holländischer Edelmann beigebracht hatte. Wer ihn angestiftet, bekannte der Mörder nicht, die Meinung schwankte zwischen einigen Hoeks, Glocester und Philipp von Burgund. Dieser *hatte* Humphry zum Zweikampf gefordert, damit durch ein Gottesurtheil, *wie* damals der glückliche Ausgang eines solchen Kampfes genannt wurde, Jakobäa's Sache entschieden werden möge. Glocester nahm die Herausforderung an, der Tag war bestimmt, da heischten dringende Angelegenheiten in England des Regenten Gegenwart. Jakobäa blieb allein gegenüber einer dreifach stärkeren Macht, und sah sich bald in Bergen hart belagert. Umsonst flehte sie in rührenden Briefen, Humphry möge sie aus den Händen der falschen Flanderer erlösen — er kam nicht; die Bürger von Bergen drangen auf Uebergabe, drohten, Jakobäa ihrem frühern Gemahl, dem Brabanter, auszuliefern — sie ergab sich an ihren Vetter von Burgund, und wurde in das Schloß von Gent gebracht, wo man sie auf das Strengste bewachte.

Dennoch gelang es ihr, als Page verkleidet zu entfliehen. Mit zwei Hoeks, die unerkannt zu ihr gelangt waren, ritt sie nach Antwerpen, kleidete sich dort wieder als Frau, fuhr über die Schelde, dann in einem Wagen nach Schoonhoven und eilte von dort in das Lager der Hoeks, wo sie mit Jubel als Herrin und Heerführerin empfangen wurde.

Von nun an führte sie vier volle Jahre einen entsetzlichen Krieg um Land und ihre Herrschaft. Zwei Mal siegte sie bei Alfen, überraschende

Siege waren es, doch nur des ersten erfreute sie sich würdig: den zweiten entweihte sie durch den Tod mehrerer Gefangenen, welche sie sofort nach der Schlacht enthaupten ließ. Nicht ungestraft treibt eine Frau das blutige Handwerk des Krieges, noch dazu des Bürgerkrieges.

Eine Flotte, die Humphry ihr sandte, wurde vernichtet, und damit zugleich ganz Seeland eingebüßt. Dann mußte Jakobäa Nordholland aufgeben. Sie hatte einen furchtbaren Gegner an dem ruhigen Philipp, der mit eiserner Unerschütterlichkeit immer weiter vorrückte. Er bekämpfte seine Muhme mit einem Schein von Recht; von den Kabeljau's war nach Jakobäa's Gefangennehmung und dem Tode Johann's von Bayern dem Brabanter gehuldigt worden, und dieser hatte seinen Vetter von Burgund zum Regenten über Holland und dessen Nebenländer eingesetzt.

Während Jakobäa wie ein schönes Verderben durch die Lande zog, welche ihr hinterlassen worden waren, damit sie dieselben beglücke, erhob Pabst Martin V. noch ein Mal seine Stimme in ihrer Eheangelegenheit, und wiederholte, daß der Herzog von Brabant ihr einziger rechtmäßiger Gatte sei. Noch immer gleich fest im Widerstand appellirte sie an eine Kirchenversammlung; Humphry dagegen schien des Streitens mit der Kirche müde, und geneigt, sich dem Ausspruche des Pabstes zu fügen. Jakobäa beschwor ihn, vorher nur noch ein Mal zu ihr zu kommen. Er kam nicht. Johann von Brabant starb, Humphry kam auch da nicht. Im Gegentheil, Jakobäa vernahm, daß er sich ganz von ihr abgewendet habe und im Begriff stehe, die Tochter eines Edelmanns, die schöne Eleonora Cobham, zu seiner Gattin zu erheben. Da ergab Jakobäa sich zum zweiten Male dem Burgunder. Ihr Muth war gebrochen, ihre Kraft gelähmt. Glocester in seiner Treulosigkeit war ihr Ueberwinder; Philipp von Burgund genoß den Triumph, den Jener ihm bereitet. Jakobäa gestand ihm die Mitregierung ihrer Länder zu, und versprach, ohne seine Erlaubniß sich nicht wieder zu vermählen. Im Sommer 1428 erreichte sie ihr Ende als Heldin.

Auch als Fürstin sollte sie es bald erreichen. Philipp hatte seinem Statthalter in Holland, dem Freiherrn Frank von Borsselen, aufgetragen, Jakobäa, die zurückgezogen auf ihren Schlössern lebte und jagte, genau zu überwachen, indem er sie noch immer fürchtete. Frank bewachte sie so genau und mit solchem Eifer, daß er die schöne Fürstin bald mit ganzer Seele liebte. Er war der Liebe einer Frau würdig, Jakobäa schenkte ihm die ihrige, heimlich, aber doch nicht heimlich genug, daß Philipp es nicht erfahren hätte. Der schlaue Burgunder dachte augenblicklich daran,

aus Jakobäa's Verletzung ihres Versprechens Vortheil zu ziehen. Zum Besuch seiner lieben Muhme und Mitregentin kam er nach dem Haag, und während er mit ihr an der Tafel saß, wurde Frank ergriffen und nach Flandern auf das Schloß von Rupelmonde gebracht. Dann ließ Philipp das Gerücht verbreiten, er werde Frank für seine Untreue den Kopf vor die Füße legen lassen, und Jakobäa flog herbei und erkaufte durch Alles, was sie an Fürstenrechten und Gütern noch besaß, das Leben des letzten Geliebten.

Noch einige Schlösser behielt sie und das fürstliche Recht über die Forsten von Holland, sonst Nichts mehr. Ihre Verbindung mit Frank wurde öffentlich erklärt, Philipp machte ihn zum Grafen von Osterbant und zum Ritter des eben von ihm gestifteten Ordens des goldenen Vließes. Aber Jakobäa als Fürstin hatte geendet und — nicht lange überlebte sie diese letzte Erniedrigung; noch nicht fünfunddreißig Jahre alt, starb sie nach drei stillen, einsamen Jahren auf Schloß Teylingen 1436 an der Schwindsucht.

Die letzte Wittelsbacherin in Holland ist eine glänzende, romantische Erscheinung, deren Reize selbst ihre Fehler nicht verdunkeln können, um so mehr, da die größte Schuld auf Diejenigen fällt, denen ihr Schicksal anheim gegeben war. Wäre sie nicht von ihrem Vater im Parteihaß erzogen worden, ein Gefühl, welches ein Regent nicht kennen darf, so würde sie in den Städtern nicht ihre Feinde, sondern nur etwas störrische Unterthanen gesehen haben, welche durch Milde und weiße Mäßigung zurückzuführen ihr oblag. Hätte sie in Johann von Bayern keinen Ehrsüchtigen, in Philipp von Burgund keinen Intriguanten, in Johann von Brabant keinen Schwachkopf, in Humphry von Glocester keinen Treulosen gefunden, ihre späteren Jahre würden wahrscheinlich eben so fleckenlos sein, wie die ihrer Jugend. Jedenfalls hat sie tief und schwer gebüßt, und die Verlassenheit ihrer letzten Jahre wirft einen rührenden und versöhnenden Schimmer auf ihren Tod in der vollen Mitte des Lebens.

Was auch noch viel dazu beiträgt, Jakobäa's leidenschaftliches Wesen zu erklären und zu entschuldigen, das ist die seltsame Uebereinstimmung, welche unsere junge Leserinnen zwischen ihr und ihrer Urgroßmutter, der Kaiserin Margaretha, wahrgenommen haben werden. Es ist, als wäre Margarethens Leben nur der Prolog zu dem Jakobäa's gewesen, oder das der Enkelin nur der Epilog zu dem der Ahnmutter. Wir bemerken dasselbe Erscheinen in jugendlicher, fürstlicher Schönheit, mit dem Gefolge der Ehren und der Huldigungen, dasselbe freie, zuversichtliche Eintreten in die Welt,

als bestände sie nur aus Blumenteppichen und Lorbeerhainen; jene dazu bestimmt, um zu diesen hinzuwallen; diese, um der weißen Hand Kronen für die kühne Stirn zu bieten. Dann das gleiche unwillige Erstaunen, wenn das Leben sich nicht als der demüthige Unterthan beweist, welchen der Herrschersinn der Frau in ihm zu finden meinte; dasselbe Aufbrausen des Stolzes, der sich an den unerwarteten Widerstand der Menschen und der Dinge stößt; das Aufflammen der feurigen Seele im Zorn, das Zucken der zarten Finger nach dem harten Stahl, den sie heftiger und länger festhalten, als die Hand eines selbst starken Mannes es vermocht, und endlich das Sinkenlassen des Armes und des Schwertes, des Kampfes und des Muthes, der Seele und des Lebens — wir finden bei Jakobäa Alles wieder, was wir bei Margarethen beobachtet. Nur in Etwas gleicht die Enkelin der Ahnfrau, leider, nicht: in der vollen Reinheit des Namens; doch wir führten bereits an, was sie minder strafbar macht, und nicht mit Unrecht hat die Poesie ihr außer der fürstlichen Krone noch den Kranz der Dichtung auf das schöne Haupt gesetzt.



Die Ruinen von Brederode.



Vittoria Colonna.

IV.
Vittoria Colonna.

(Geb. 1490, gest. 1547.)

Holdselige Frau,
Gepriesen sei dein Name.
Moritz Graf Strachwitz.

Nicht bald ist ein Land an ausgezeichneten Frauen so reich gewesen, wie Italien im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Wir haben da zuerst Catherina von Siena, welche, 1347 arm und unbekannt geboren, sich als Nonne in dem Kloster der Dominicanerinnen bald so auszeichnete, daß die Florentiner sie nach Avignon zu Gregor XI. sandten, um zwischen ihnen und ihm den Frieden zu vermitteln, daß Urban VI. sie nach Rom berief, um ihren Rath über die Verwickelungen in den Angelegenheiten der Kirche zu vernehmen, daß Pius II. sie 1461 heilig sprach, und die Akademie der Crusca zu Florenz, die höchste Instanz in Sprache

und Literatur, 1692 ihre Werke für klassisch erklärte. Dann haben wir in Lucrezia Tornabuoni, der Mutter Lorenzo's von Medici, eine tief religiöse Dichterin, so wie in ihrer Zeitgenossin Battista da Montefeltro, vermählt mit Galeazzo Malatesta, eine Patriotin, welche in einer prachtvollen Canzone die Fürsten Italiens zur Einigkeit aufrief, und zugleich so gelehrt gebildet war, daß sie öffentliche Disputationen über Philosophie halten konnte. Ihre Enkelin, Costanza Varano, hatte ihr mit solchem Erfolg nachgeeifert, daß sie mit vierzehn Jahren durch ihre lateinischen Reden und Episteln allgemeines Aufsehen erregte. Von den beiden Isotten, welche sich zu gleicher Zeit auszeichneten, war die erste, Isotta Nogarola aus Verona, durch elegante lateinische Elegieen, die zweite, Isotta d'Atti aus Rimini, durch den Zauber berühmt, vermittelst dessen sie ihren Gatten, Sigismondo Malatesta, von seinem wilden Leben abzog und so ausschließlich an sich zu fesseln wußte, daß er ihr noch bei Lebzeiten ein Denkmal mit der Aufschrift Divae Isottae (der göttlichen Isotta) errichten ließ. Ariosto, der sich im letzten Gesange seines Orlando, wo er von seiner langen romantischen Fahrt gleichsam heimkehrt, von allen Berühmtheiten Italiens erwarten und begrüßen läßt, erwähnt unter ihnen der Ippolita, Tochter des Herzogs von Mailand, Francesco Sforza, und Gemahlin des spätern Königs von Neapel, Alfons II., und der Domitilla oder Damigella Trivulzia, aus dem alten Geschlecht der Trivulzi, verheirathet mit dem Grafen Torello. Cassandra Fedele, aus einer edlen mailändischen Familie, hielt in Padua öffentliche Disputationen, und widmete ihr Leben, welches sie bis auf 102 Jahre gebracht haben soll, ausschließlich den Wissenschaften. In Neapel werden im funfzehnten Jahrhundert noch Isabella von Arragonien, in Rom Serafina Colonna und Anna Spina, in Florenz Alessandra Scala, in Asti Margherita Solari, in Brescia Laura Cereta genannt. Das sechzehnte Jahrhundert bleibt mit glänzenden weiblichen Namen nicht zurück. Veronica Gambara, durch ihre Mutter Alda Pia aus dem Hause der Fürsten von Carpi, geboren zu Pratalboino unweit Brescia, war schon, als sie sich im zweiundzwanzigsten Jahre mit Giberto X., Fürsten von Correggio, vermählte, wegen ihrer Gelehrsamkeit so gut wie wegen ihrer poetischen Begabung berühmt. Gaspara Stampa, 1583 zu Padua geboren, wurde von einem damaligen Dichter Saffo de' nostri giorni (Sappho unserer Tage) angeredet, ein Name, den sie nicht minder durch ihre glühenden Poesien, wie durch ihr Schicksal

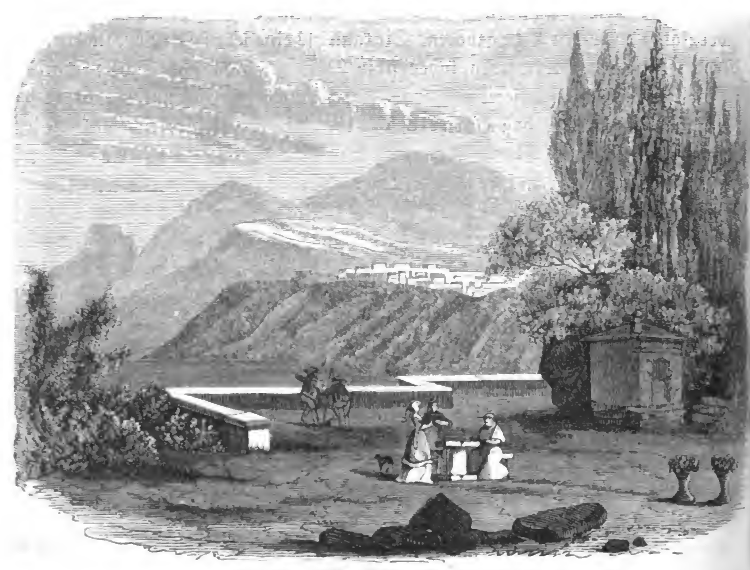
rechtfertigte, indem sie, dreißig Jahr alt, aus Gram um einen Ungetreuen starb. Laura Terracina, 1550 zu Neapel geboren, schrieb ein Gedicht in Ottaven und 46 Gesängen, Discorso sopra le prime stanze dell' Orlando furioso (Diskurs über die ersten Stanzen des wüthenden Roland), in denen sie jeden Vers paraphrasirt, sicherlich ein originelles Unternehmen. Leider war ihr persönliches Schicksal auch ungewöhnlich: ihr Gatte soll sie nämlich in einem Anfall thörichter Eifersucht getödtet haben. Glücklicher war Isabella Andreini, eine Landsmännin von Gaspara Stampa, zwei Jahre vor deren Tode geboren. Sie kann als eine sehr frühe Vorgängerin der Ristori betrachtet werden, indem sie in Paris als dramatische Darstellerin in italienischer, französischer und spanischer Sprache den Hof und die Stadt dermaßen begeisterte, daß Heinrich IV. ihr eigenhändig die schmeichelhaftesten Briefe schrieb. Ebenso vortrefflich war sie als lyrische Dichterin, und ihrem Talente gleich kam ihre hohe Sittenreinheit. Außer diesen Dichterinnen werden in einer 1559 zu Lucca von Lodovico Domenichi herausgegebenen Sammlung noch vierzig namhaft gemacht, welche, wenn gleich nicht zu so hoher Bedeutung, doch zu einem ganz schätzbaren Ruf gelangt waren.

Unter Allen aber strahlte an Schönheit, Geist, Charakter und poetischem Talent Eine hervor, welche auch Ariosto im siebenunddreißigsten Gesange seines Orlando gleichsam als Vertreterin aller weiblichen Hoheit und Vortrefflichkeit feiert. Er sagt nämlich, daß er unmöglich alle ausgezeichnete Frauen nennen könne, indem er dann blos von ihnen würde singen müssen, und darauf fährt er fort:

Nur Eine wähl' ich, doch ich wähle Die,
Die selbst verstummen heißt des Neides Toben,
Und keine zürnt mir wol, erwähl' ich sie,
Um, von den Andern schweigend, sie zu loben.
Sie hat nicht nur durch süße Melodie
Sich selber zur Unsterblichkeit erhoben,
Auch Jeglichen, von dem sie singt und spricht,
Versetzt sie aus der Gruft in's ew'ge Licht.

Victoria heißt ihr Nam' und ziemt der Hehren,
Geboren einst beim Sieg, die, wo sie weilt,
Trophäen stets, Triumphe stets verklären,
Der nach und der voraus Victoria eilt;
Hoch ist sie, Artemisien gleich, zu ehren,
Der großen Ruhm die Gattenlieb' ertheilt,
Ja, höher noch, denn schöner ist's, den Gatten
Der Grabesnacht entzieh'n, als ihn bestatten. (Streckfuß.)

Die Frau, welche der dritte der größten Dichter Italiens so verschwenderisch mit Ruhm krönte, war Vittoria, das letzte Kind von Fabrizio Colonna, dem großen Kriegshelden, der die Würde eines Großconnetable von Neapel auf sein Geschlecht vererbte, und Anna Montefeltro, einer Tochter Federigo's, Herzogs von Urbino. Das Geburtsjahr dieser Frau, in welcher, wie ihre Zeitgenossen sagten, der Geist Petrarca's sich mit dem Plato's verschmolzen hatte, war 1490, ihr Geburtsort das



Der Albaner-See.

Städtchen Marino, „dessen halbverfallene Wartthürme", nach Alfred von Reumont, „von schroffen, mit Gebüsch umhangenen Felsenmassen malerisch in das Thal der Ferentina herabschauen, wo der schönste Wald sich dahinzieht nach dem Rande des Kessels, in welchem die tiefen, ruhigen Wasser des Albanersee's liegen."

Marino war ein altes Erblehen der Colonna. Einst, als sie gegen Sixtus IV. aufgestanden und überwunden worden waren, mußten sie es hingeben. Es sollte das Leben des Protonotars Colonna erkaufen. Demohnerachtet wurde er hingerichtet. Seine Mutter kam dahin, wo die

Leiche lag, erhob den abgehauenen Kopf bei den Haaren und rief: „Das ist das Haupt meines Sohnes, das ist die Treue des Pabstes! Er versprach, wenn wir ihm Marino überließen, würde er meinen Sohn freigeben; in unsern Händen ist auch mein Sohn, aber todt! Siehe da, so hält der Pabst sein Wort!"

Die Colonna waren oft so gegen die Päbste. Ein starkes, trotziges, unruhiges, unbeugsames Geschlecht; von ungemeiner Macht, oft von erschreckendem Einfluß. „Man muß sich umgesehen haben in Rom's mittelalterlicher Geschichte", sagt Reumont, „um recht zu ermessen, was dies Haus der Colonnesen war. Solche Macht, Jahrhunderte lang, stand vielleicht nie einer Familie zu Gebote, die sich vom Lehnsverband nicht unabhängig gemacht hat. Waren sie im Frieden oder mindestens im Waffenstillstand mit den Päbsten, so lagen sie mit Rom's Volk im Hader. Burg an Burg besaßen sie, durch die Campagna und von den Albanerhügeln an Ort neben Ort bis zu den Abruzzen, und aus diesen Castellen führten sie ganze Heere in die Ebene."

Während Vittoria heranwuchs, befanden sie sich gerade nicht in offenem Aufruhr. Alexander VI. herrschte als Pabst, und unter ihm das Gift der Borgia. Italien wurde von den Franzosen und den Spaniern mit gleicher gefährlicher Liebe bedroht. In Neapel regierten die Letzteren. Ihnen zu hatte sich von den Franzosen ab Fabrizio Colonna gewandt, und sich dabei eng an Alfonso d'Avalos angeschlossen, dessen Geschlecht zu denen zählte, die aus Spanien nach Italien übergesiedelt waren. Alfonso d'Avalos stand bei dem jungen Könige von Neapel, Ferdinand von Arragonien, in hoher Gunst, und Ferdinand's Zureden trug viel dazu bei, daß Vittoria schon mit vier Jahren dem Sohne Alfonso's, Ferrante d'Avalos, nachmals Marchese von Pescara, versprochen wurde, der mit ihr in einem Alter war.

Vittoria und Pescara werden von ihren Zeitgenossen als gleich bevorzugt durch Schönheit, Geist und Bildung geschildert. Alfonso d'Avalos war früh gestorben, aber seine Schwester, Constantia d'Avalos, Herzogin von Francavilla, eine charakter- und geistesstarke Frau, ließ den Jüngling die Sorge des Vaters nicht vermissen und machte ihn Vittoria's werth.

Diese hatte sich, begünstigt durch Natur und Erziehung, auf die wundervollste Weise entwickelt. Zahlreiche Bewerber, unter denen die Herzöge von Braganza und Savoyen genannt werden, huldigten ihr hoffend, aber

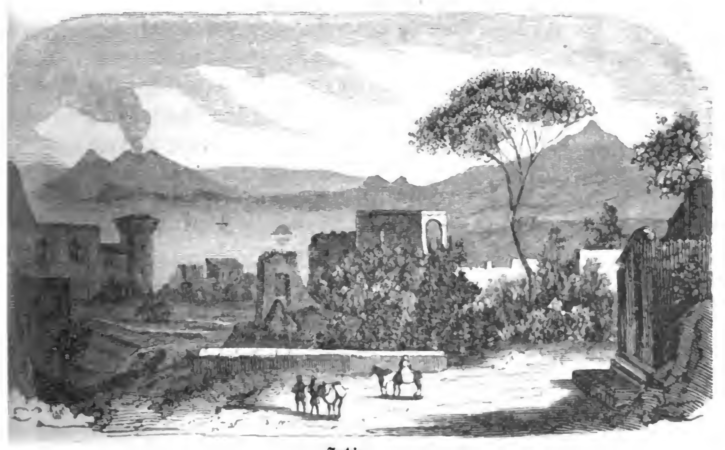
Vittoria's Herz hielt des Vaters Wort, die Liebe zu Ferrante entfaltete sich zugleich mit ihrer Schönheit immer höher und siegreicher, und siebzehn, nach Andern neunzehn Jahre alt, wurden Beide miteinander vermählt.

Jetzt folgten einige selige Jahre. Tugend, Liebe, Glanz, Reichthum und dazu Neapel und sein Meer — denn die jungen Gatten wohnten in Pescara's Villa Pietralba am Fuße des Berges von San Elmo — das Alles vereint konnte wol wähnen machen, Vittoria und Ferrante hätten das verlorene Paradies wiedergefunden.

Oft waren sie auch auf Ischia, jener wunderschönen Insel, einem Lehen der d'Avalos, wo in einer andern prachtvollen Villa **la magnanima Costanza**, die großherzige Constanza, wie Vittoria die Tante ihres Gatten nennt, als Herrin des Hauses waltete. Damals waren die Paläste und Landhäuser der großen Edelleute so gut wie die Höfe der Könige und Fürsten Versammlungsorte für Alles, was gelehrt, geistreich und künstlerisch oder poetisch begabt war. Das Haus der d'Avalos auf Ischia machte darin um so weniger eine Ausnahme, als sowol Fabrizio Colonna, wie Alfonso d'Avalos den Krieg nicht blos aktiv, sondern auch wissenschaftlich betrieben hatten. Den Ersteren läßt Machiavelli in seiner „**Arte di Guerra**" (Kunst des Krieges) als unterweisenden Redner auftreten, der Zweite versah den Polybius mit werthvollen Anmerkungen. Die Herzogin von Francavilla war folglich auf Ischia eine liebenswürdige Wirthin für Gäste wie Sannazar, den Verfasser der Arcadia, Paul Giovio, den Historiker Bernardo Tasso, den Vater Torquato's, den Poeten Cariteo, der an Ferdinand's Seite ritt, als der junge König wieder in Neapel einzog, nachdem die Franzosen es geräumt hatten. Die jungen schönen Gatten waren mit allen diesen Männern achtungsvoll befreundet, und der lebhafte geistige Verkehr ließ die Langeweile, die sonst leicht die Schlange eines bloßen Liebesedens wird, gar nicht erst heranschleichen.

Von außen sollte der Sturm kommen, der die ersten Blüten von den Bäumen dieses Paradieses fallen machte. Pabst Julius II. hatte seine Politik geändert, gegen die Franzosen, welche ihm zu mächtig geworden, nachdem sie ihm wider die Venetianer geholfen, die Spanier zu Hülfe gerufen. Venedig, gegen welches er bisher gekämpft hatte, war nun mit ihm; der Krieg bereitete sich vor. Wie hätte Pescara zurückbleiben können? Und wie hätte Vittoria ihn zurückhalten wollen? Wol warf sie später, als er nicht siegreich war, ihm scherzend vor, daß er sie verlassen und dadurch den Sieg verloren habe, aber als er auszog, da sprach sie sicher anders, und

rüstete ihn sogar mit einem von ihr gestickten Zelte aus, über dessen Eingang die Worte standen: **Nunquam minus otiosus quam cum otiosus erat ille** (nie weniger müßig, als wenn er müßig war). Man will zwar auch behaupten, sie habe dieses Zelt dem Neffen des Gemahles, Alfonso d'Avalos, Marchese del Vasto, geschenkt, als er unter Leo X. zum ersten Male mit dem Oheim zu Felde gezogen sei; aber wahrscheinlicher ist es, daß sie auf diese zärtliche Art nur für den Gatten gesorgt habe.



Ischia.

Der Astrolog Pontano hatte Vittorien die Gewalt zu siegen verheißen, leider indessen konnte sie dieselbe nicht auf den Gemahl übertragen. Die Schlacht von Ravenna wurde 1512 geschlagen. Fabrizio Colonna führte auf dem linken Flügel die schweren italienischen Reiter, Pescara auf dem rechten die leichte Reiterei. Beide wurden gefangen und in das Kastell von Mailand gebracht. Zu Vittoria gelangte die Unheilskunde am Ostertage nach Ischia. Sie schildert diesen Tag in einer poetischen Epistel an den gefangenen Gatten:

An unserm Strand braust' Aeolus einher,
Es weinten die Delphine und die Sirenen,
Die Fische auch; wie Dinte war das Meer.

Die Meeresgötter weinten in den Wogen,
Zu Ischia vernehmend: Heut', Vittoria,
Ist hart an dir das Unheil hingezogen.

Pescara antwortete auf diese Epistel durch einen Dialog über die Liebe, welchen er der Gattin widmete und zusandte. In unserer Zeit würden zwei Gatten in gleichen Verhältnissen schwerlich in eleganten Versen miteinander verkehren, damals indessen war man es nicht anders gewohnt, als klassisch metrisch zu lieben, und im Glücke sowol wie im Leid Canzonen, Sonnette und Terzinen zu machen.

Die erste Trennung der Gatten währte zum Glücke nicht lange, Trivulzio Pescara, der Oheim Ferrante's von mütterlicher Seite, verwandte sich beim Herzog von Ferrara mit Erfolg für die Freilassung Colonna's und Pescara's, und Vittoria sah den Gatten im Schmucke seiner „schönen Wunden“ wieder, von denen Isabella von Arragonien, Herzogin von Mailand, zu ihm sagte: „Ich möchte ein Mann sein, Herr Marchese; wäre es auch nur, um Wunden im Gesichte zu erhalten wie Ihr, und um zu sehen, ob die Narben mich so gut wie Euch kleiden würden.“

Da der junge Feldherr der Franzosen, Gaston de Foix, bei der Verfolgung des Feindes gefallen war, so wurde der Sieg bei Ravenna nicht benutzt und binnen Kurzem das französische Heer sogar über die Alpen getrieben. Das gut zu machen, kam der ritterliche Franz I. mit großer Macht. Julius II. war todt, Johann von Medici als Leo X. Pabst. Venedig hatte versucht, ihn für Frankreich zu stimmen, er sagte nicht Nein; aber als Franz kam, schloß er wider ihn ein Bündniß mit dem Kaiser, mit England und den Schweizern, und erst als am 14. September 1515 Franz bei Marignano gesiegt hatte, sprach der Pabst zum venetianischen Gesandten: „Domine Orator (der Titel, welchen die Gesandten der Republik hatten), wir müssen uns in die Arme des allerchristlichsten Königs werfen und Misericordia rufen,“ und wie er gesagt, that er im Dezember zu Bologna.

Ferrante war schon früher wieder bei Vittoria eingetroffen, denn er hatte auch dieses Mal nicht gefehlt. Und so währte es von nun an immerfort. Pescara durfte nicht mehr dem idyllischen Genuß der Liebe und der Natur leben, er war Mann geworden, er hatte sich als Held gezeigt, ohne Mitleid für die junge Gattin nahmen ihn die Zeit und die Begebenheiten in Anspruch. Er mußte nach den Niederlanden, um für die neapolitanischen Großen mit Karl V. zu unterhandeln, dessen glänzendes Gestirn eben aufging. Er mußte abermals in's Feld und in's Lager, als der Pabst sich mit dem Kaiser verband. Er ließ, als Bayard, der edelste Ritter Frankreichs, fiel, das Zelt aufschlagen, welches dem Sterbenden Schatten gewährte.

Er schlug endlich mit dem Connetable von Bourbon und Charles von Lannoy die entscheidende Schlacht von Pavia, welche Franz I. zum Gefangenen von Karl V. machte.

Während dieser Zeit lebte Vittoria, meistens auf Ischia, dem Studium, der Poesie und in den ersten Jahren der Erziehung des Neffen, del Vasto, auf den sie die mütterlichen Empfindungen übertrug, für welche Gott ihr kein eigenes Kind gewährt hatte. Ihre Schönheit gedieh zur höchsten Blüte. Wir haben aus dieser Zeit eine Schilderung der „berühmten Marchesa Colonna", wie sie bei Gelegenheit der Vermählung von Bona Sforza, Tochter Isabella's d' Arragona, mit dem Könige Sigismund von Polen erschien. Vittoria ritt bei dem Hochzeitseinzug auf einem weißen und schwarzen Zelter, dessen rothe Sammetdecke mit Gold- und Silberfransen besetzt war. Sechs Lanzenknechte, in roth und gelben Atlas gekleidet, umgaben Vittoria, und sechs Kammerfrauen in himmelblauem Damast folgten ihr. Sie selbst trug ein Kleid von Carmoisinsammet mit goldenen Zweigen übersä't, auf dem blonden Haar eine goldene Haube und darüber einen Hut von carmoisinrothem Atlas, ebenfalls mit geschlagenem Golde verbrämt. Man kann sich die phantastisch prachtvolle Kavalkade an jenem herrlichen Strande kaum glänzend genug vorstellen. Fabrizio Colonna ritt an der Spitze des Zuges zur Seite des Gesandten, Pescara erschien erst am Abend, noch gespornt vom eiligen Ritt, im Schlosse von Capua, wo Constantia d' Avalos in der Majestät ihrer unveränderlichen Wittwentracht die Wirthin machte. Am nächsten Morgen war er es, der die junge Königin nach Manfredonia geleitete.

Allmälig war das Leben immer ernster geworden. Im Jahre 1520 hatte Vittoria den Vater verloren, zwei Jahre später die Mutter, welche, kurz nachdem sie von einer Wallfahrt nach Loretto heimgekehrt, erkrankt und gestorben war. Damals eilte Pescara auf einige Tage zur Gattin, um sie in ihrem kindlichen Schmerz zu trösten; seitdem hatte sie ihn nicht wieder gesehen. Er hatte in der Schlacht von Pavia neue schwere Wunden empfangen, und konnte sich nicht davon erholen. Zugleich war er verstimmt durch mancherlei Zurücksetzungen, die er vom Kaiser erfahren zu haben meinte. In diese Zeit fällt die Versuchung durch die Krone Neapels. Der neue Pabst, Clemens VII., fürchtete die Spanier, wie Leo X. nur je die Franzosen gefürchtet hatte. Sie setzten sich in der Lombardei fester und fester, sie verzögerten die Belehnung des Sforza, und doch hatte der Pabst Mailand den Franzosen nur zu entreißen gewünscht, damit es dem Herzog

bleibe. Pescara war der bedeutendste General des Kaisers in Italien, ihm hauptsächlich war der Sieg bei Pavia zu danken — fiel er ab, fiel die spanische Herrschaft. So wenigstens glaubte der Kanzler von Mailand, als er dem Marchese den Vorschlag machte, seine Treue für den Thron von Neapel hinzugeben. Clemens sandte ebenfalls einen Vertrauten zu ihm und wollte ihn überreden lassen. Es heißt, Pescara habe geschwankt, Vittoria ihn gehalten. „Gedenke der Mannestugend," schrieb sie, „welche dich über die Wechselfälle des Glückes und über den Ruhm der Könige erhebt. Nicht durch die Größe der Besitzthümer und Titel, sondern allein durch die Tugend läßt sich jene Ehre erringen, die zu ruhmvollem Gedächtniß auf die Nachwelt vererbt ist. Soll ich von mir sprechen, so versichere ich dich, daß ich nicht die Gattin eines Königs zu sein wünsche, sondern die des großen Feldherrn, der, wie durch seine Tapferkeit im Kriege, so durch seine Hochherzigkeit im Frieden die größten Könige zu besiegen gewußt hat." Wäre Pescara unsicher gewesen, ob er untreu werden oder treu bleiben solle, so hätte dieser Brief seiner edlen Frau ihn für die Treue bestimmen müssen, aber wir glauben nicht an die Unsicherheit, die man ihm zuschreibt, sondern wir nehmen an, er habe aus eigenem Antriebe so gehandelt, wie Vittoria es von ihm wünschte. Wenn er auch wol nicht, wie Leopold Ranke in seiner Geschichte der Päbste meint, „an der italienischen Kultur gar keinen Theil hatte, und seine Bildung lediglich den spanischen Romanen verdankte", die Nichts als Loyalität und Treue athmen, so ist es doch gewiß, daß er mehr Spanier als Italiener war und auch sein wollte, indem er in seinen letzten Jahren namentlich, d. h. seit er in Madrid gewesen und dort mit Begeisterung begrüßt worden war, sich nur noch spanisch trug und ausschließlich spanisch redete. Genug, er blieb seinem Fürsten, seiner Nationalität und sich selbst getreu, und wohl ihm, daß er es that, denn ein Verrath hätte ihm nicht ein Mal die weltlichen Vortheile gebracht, die ihm als Preis desselben verheißen worden waren. Für Pescara sollte die ganze Welt bald Nichts mehr sein, der Tod kam und ließ ihm nur noch einen Wunsch: Vittoria zum letzten Male zu sehen. Das war noch eine andere Nachricht als die, welche sie damals in Ischia empfangen hatte, und noch bevor sie den Gatten erreicht, sollte die allertraurigste sie treffen. In Viterbo vernahm sie, daß am 25. November 1525 Pescara erlegen war.

Vernichtet, wie eine Seele es ist, der ihre Hälfte entrissen worden, wandte Vittoria sich nach Rom. Wie lange war es her, daß sie mit dem Gatten hingegangen, um Leo X. zu huldigen und zu sehen, wie Pompeo

Colonna der Purpur kleide? Und jetzt? So gebrochen erschien sie, als sie eine Zuflucht im Kloster San Silvestro suchte, daß der Pabst, obwol er sie der Aebtissin und den Nonnen desselben in einem eigenen Breve zu „allen geistlichen und weltlichen Tröstungen" empfahl, ihnen doch, sogar bei Strafe der Excommunication, verbot, ihr anders als mit seiner ausdrücklichen Erlaubniß zu gestatten, daß sie ihre Wittwenkleider mit klösterlicher Tracht vertausche.

Selbst das Oberhaupt der Kirche also wünschte ein so ausgezeichnetes Wesen der Welt erhalten zu sehen. Ihre Familie wünschte sogar ihre Wiedervermählung, und zahlreich waren die Heirathsanträge, welche die schöne und erst in der Mitte der Dreißig stehende Frau empfing. Aber sie wies alle ab; blickte sie über das Grab des Gatten hinaus, so war es nach der andern Welt, wo er sie zu neuer Vereinigung erwartete. Sie hatte nur eine Liebe gekannt, sie war nur an einer Sonne erglüht und das für die Ewigkeit.

In ihrem 68. Sonnette sagt sie:

Von den Gedanken lassen kann ich nimmer,
Die einst genährt mich mit der Liebe Wonne
Und jetzt verzehren mich, weil ich noch immer
Auf fernen Pfaden suche meine Sonne.

Die Sonne war Ferrante's Bild und Name. Das 44. Sonnet beginnt:

Im treuen Busen neuen Lenz entstehen,
An grünem Laub und holden Blumen reich,
Läßt jene Sonne, die erbarmungsreich
Mein Herz durchstrahlt aus ihren lichten Höhen.

Sie kennt kein Aufgeh'n und kein Untergehen,
Ihr Licht ist immerdar sich selber gleich,
Sie füllt das Erden- und das Himmelreich,
Dort, wie sie ist, und hier, wie wir sie sehen.

In der Erinnerung an Ischia sagt sie traurig triumphirend:

Hier kehrte einst mein schöner Sonnenheld
In meine Arme heim mit reicher Beute,

und dann klagt sie:

So viel er Glück mir gab, giebt jetzt er Leid,

und inbrünstig ist ihr Wunsch nach Erlösung:

Ich bitte, daß der Tod mein Klagen ende!

Wir sehen es: durch Pescara's Tod war Vittoria wirklich zur Dichterin geworden, während sie früher nur gelegentlich dichtete.

Sie konnte den Gatten nicht mehr glücklich machen, nicht mehr glücklich durch ihn sein, aber sie konnte dem geliebten Todten ein unvergänglich Denkmal errichten und es mit den schönsten Kränzen der Poesie schmücken, und das that sie. Für den köstlichsten dieser Kränze halten wir die Canzone al Marito (an den Gatten), von welcher zwei Strophen wiederzugeben wir versuchen wollen.

Du edler Geist, der du zum Lichte dich
Und zu den Seligen aufgeschwungen hast,
Befreit von ird'scher Last,
Wo der belohnt wird, welcher treu gerungen,
Von Sehnsuchtsglut nach Göttlichem gefaßt,
Nicht klage wegen deines Heiles ich,
Ich klage über mich,
Weil es dem Schmerz, der meinen Geist durchdrungen,
Und herber ist als jeder, nicht gelungen,
Zu enden dieses qualenvolle Leben.
Die Augen, einst so hold mir, wende du
Auch jetzt voll Liebe noch den meinen zu,
Die freien Lauf den heißen Thränen geben,
Und siehe, wie verschieden sie von ihnen,
Die ehemals dir stets so schön erschienen.

Ich bin es noch! Nun sieh, wie ganz und gar
Verwandelt mich die unerhörte Pein,
Die Stimme nur allein
Kann gut noch für mein wirklich Dasein sagen.
Ach, als du mich verließest, wich der Schein
Von Angesicht, von Augen und von Haar,
Der meine Schönheit war,
Was du so nanntest, was ich stolz getragen,
Weil es dir lieb in unsern sel'gen Tagen.
Daß sie mit dir verlassen mich und nimmer
Wol wiederkehret, kann nicht schmerzen mich,
Denn du, den einzig ich
So gern damit erfreut, du gingst auf immer.
Und darum soll, komm' ich nicht hin zu dir,
Nicht sie, nicht sonst ein Gut noch helfen mir.

So schrieb, so dichtete Vittoria Jahre und Jahre hindurch, bis endlich geschah, was unvermeidlich ist, sobald man seinem Schmerze Worte giebt: ihr Schmerz ging unter in ihren Liedern. Die Treue blieb unwandelbar; nicht umsonst hatte Paolo Giovio ihr als Sinnbild einen Felsen mitten in brausenden Wellen mit den Worten gegeben: conantia franger

frangunt (was zu zerbrechen sucht, zerbricht). Auch die Erinnerung war nicht erloschen, nur das Leid war ermüdet eingeschlafen, wie ein Kind, dem man Wiegenlieder gesungen hat.

Darum jedoch schwieg Vittoria nicht still. Sie erhob vielmehr ihre Stimme höher, reiner und mächtiger. Statt der Elegieen stimmte sie Hymnen an. Sie hatte den irdischen Schmerz gesungen, sie sang jetzt die himmlische Freude. Sie hatte das Geschöpf angebetet, jetzt kniete sie vor dem Schöpfer. Einst ganz Liebende, war sie jetzt ganz Christin.

Zugleich ward sie mehr und mehr Meisterin und Künstlerin. Ihre geistlichen Sonnette werden den weltlichen — wenn man sich bei ihr diesen Ausdruck überhaupt gestatten darf — von den damaligen Kennern sowol wie von den heutigen Kritikern um Vieles, ja, um ein Bedeutendes vorgezogen. Damals besonders drang durch ganz Italien diese große, starke Stimme des Glaubens. Hatte man sonst, als Vittoria klagte, ihr mit Liebe und Theilnahme zugehört, so hörte man sie jetzt, nun sie betete, mit Ehrfurcht und Bewunderung an.

Wie unsere jungen Leserinnen es aus den einleitenden Zeilen über die italienischen Dichterinnen der beiden Jahrhunderte, auf deren Höhe Vittoria herrscht, bereits entnommen haben, nahm damals eine Frau, die sich aus der Verborgenheit ihres Geschlechtes in die Oeffentlichkeit, das Gebiet der *Männer*, wagte, es durchaus nicht so leicht wie in der jetzigen Zeit, wo leider so viele Frauen sich berechtigt zum Schriftstellerthum glauben, wenn sie auch nur das allergeringste Maaß Einbildungskraft und die allernothdürftigste Schulbildung besitzen. Daß eine Frau nur in einem ungewöhnlichen Talent oder in einer gründlichen, tüchtigen Bildung eine Entschuldigung finden *kann*, wenn sie etwas Anderes anstrebt, als was unserer Aller Amt und Würde ist, davon haben diese unbefugten und unberufenen Schreiberinnen kaum eine Ahnung, geschweige denn eine Vorstellung. Studium, Geduld, Arbeiten im wirklichen Sinne, Lernen im schwersten und oft schmerzlichsten, durch die Erfahrung — was kümmert sie das Alles, das Papier ist da, die Tinte auch, die Feder ist gehorsam — man schreibt, was Einem einfällt. Es fällt Einem immer etwas ein, und es wird ja wol nicht schlechter sein, als was Der oder Jener eingefallen ist, und auch gedruckt, angezeigt und gelesen wird. Thut man viel, so rupft man sich rechts und links eine Halbbildung zusammen, die noch viel trauriger ist, als ehrliche Unwissenheit, entwickelt sich einseitig, nämlich als egoistische Persönlichkeit, glaubt sich natürlich ein Wunder, eine Ausnahme, vielleicht gar ein Unicum, und

schreibt mit beneidens- oder bedauernswerthem Selbstvertrauen, was niemals irgend einen Nutzen, und sehr oft ernstlichen Schaden bringt, gewiß wenigstens den, die unberechtigte Schriftstellerin zu einem Gegenstand gerechten Spottes zu machen.

Damals war das Alles heilsam und erfreulich anders. Empfand eine Frau das Bedürfniß und den Beruf, sich mehr als gewöhnlich auszubilden, so suchte sie diese Bildung da, wo sie zu finden ist: in dem Studium von anerkannten Denkern und Dichtern, und in dem Umgange mit ausgezeichneten Männern. Sie sprach und schrieb nur von Dingen, welche sie wirklich gelernt und begriffen hatte. Sie hatte die unentbehrliche Ehrfurcht vor der Sprache und selbst vor der Grammatik, und die nothwendige Liebe zur künstlerischen Form. Um ein Bild aus jenen Jahrhunderten des Klassicismus zu wählen: sie betrachtete sich als eine Priesterin des delphischen Gottes, und diente ihm, wie man einer Gottheit dienen soll, mit Ernst, Hingebung und Demuth.

Daher der große, nicht blos gesellige, sondern gesellschaftliche Einfluß der ausgezeichneten Frauen in jener Zeit. Es ist nicht wahr, daß die Männer, nämlich wahre, tüchtige Männer, die sich selbst ungemeiner Kräfte und Gaben bewußt sind, weibliche Ueberlegenheit nicht anerkennen. Nur muß sie da sein, und man muß ihnen nicht zumuthen, falsches Gold für ächtes annehmen zu sollen.

Vittoria, die ächtes Gold war, noch überdies im Feuer der Prüfung geläutertes, Vittoria wurde ihrem vollen Werthe nach anerkannt. Die bedeutendsten Männer der Zeit huldigten ihr auf die mannichfachste Weise und fanden eine Ehre darin, es öffentlich zu thun. Paolo Giovio widmete ihr sein Leben Pescara's, der Cardinal Pompeo Colonna „das Lob der Frauen,“ der Cardinal Gasparo Contarini seine „Abhandlung über den freien Willen.“ Als Karl V. zugleich mit ihr in Rom war, besuchte er sie im Hause Colonna, wo sie bei ihrer Schwägerin Johanna d'Arragona wohnte. In Ferrara, wohin sie sich bald darauf begab, wurden ihr alle nur möglichen Ehren zu Theil; mit der Herzogin Renée, der Tochter Ludwig's XII. von Frankreich, schloß sie eine warme Freundschaft; der Herzog, Hercules II., lud alle Gelehrte ein, die nur kommen wollten, um seinen Hof eines solchen Gastes würdig zu machen. Auch bei den Päbsten behielt sie stets Einfluß, selbst wenn diese sich über die unverbesserlichen Colonnesen mehr als gewöhnlich zu beschweren hatten. Im Jahre 1526, als Clemens VII. den dieses Mal ächt nationalen

Kampf gegen Spanien versuchte, da erhoben sich am 20. September die Colonnesen, an ihrer Spitze Ascanio, der Gatte Johanna's, für den Kaiser, überfielen unter dem Rufe: „Freiheit, Reich, Colonna!“ den Vatican, plünderten die Peterskirche und die umliegende Leostadt, schlossen den Pabst in die Engelsburg ein und zwangen ihn zum Vergleich, und dennoch verwandte Clemens, als bei der Belagerung Neapels durch die Franzosen 1528 Ascanio Colonna und Del Vasto in die Gefangenschaft von Andrea Doria gerathen waren, sich auf Vittoria's Bitte für die Freilassung ihres Bruders und ihres Neffen. Auch später unter Paul III., wo Ascan sich abermals empörte, dieses Mal wegen Erhöhung der Salzsteuer, wurde Vittoria darum keineswegs belästigt, und wenn sie Rom verließ, so geschah es freiwillig, weil es ihr peinlich sein mußte, dort zu leben. Ihre Persönlichkeit war gewissermaßen von allen Parteikämpfen ausgenommen, und sie benutzte diese Stellung, um warm und freimüthig für die Ihrigen zu sprechen und für ihre Freunde zu wirken. Daß es ihr gelang, beweisen unter Andern die Kardinäle Bembo und Fregoso, welche ihrer Vermittlung den Purpur zu verdanken zu haben glaubten.

Der größte Triumph jedoch, welchen die ächte, edle Weiblichkeit in Vittoria feierte, war das enthusiastische Gefühl, welches sie Michel Angelo Buonarotti einflößte. Um die Ehre, welche für eine Frau darin lag, recht zu ermessen, „muß man“, wie Reumont sehr schön sagt, „sich vergegenwärtigen, was für ein Mann Michel Angelo war. Die alte Freiheitsliebe der Florentiner, jener Geist, der inmitten der größten äußerlichen Bedrängnisse die größten Wunderwerke schuf, schien in ihm gleichsam verkörpert. In der Wiege schon ein Held, erfüllte er durch die Werke seiner Jugend Italien mit seinem Ruhm, und zur Zeit, als der alternde Da Vinci meistens feierte, Rafael sich anschickte, die Schule zu verlassen, entstanden sein todter Heiland, der David, der Karton des Pisanerkrieges, der Entwurf zum Denkmal Julius' II. Und vor diesem Pabste Julius, vor dem Alles zitterte, wagte er seinen Willen zu behaupten, und als einige Jahre darauf seine geliebte Vaterstadt vom Kaiser und Clemens VII. belagert ward, leitete er die Anlage neuer Befestigungen, und auf dem Thurme von San Miniato, wo man ausgebreitet vor sich die blühende Stadt erblickt, befehligte er das Geschütz, welches die feindlichen Batterien in Schach hielt. Als nun, verrathen und verkauft, und doch erst nach heldenmüthiger Gegenwehr, Florenz die Thore zu öffnen gezwungen war, er selbst mit Noth den Nachstellungen der Feinde entgangen, auf deren Proskriptionsliste sein

Name in erster Reihe stand, arbeitete er in Krankheit und Trübsal, aber noch hoffend, an den mediceischen Grabmälern, die so lebendig ausdrücken, was seine Seele erfüllte, und als man seine Statue der Nacht anrief, sie möge sich erheben und reden, ließ er sie mit kühnem Wort erwiedern: der Schlaf sei ihr lieb; glückselig sei sie, nicht zu hören, so lange Schmerz und Schande währten. Und er verließ die geknechtete Heimat, um nur als Leiche zurückzukehren, freiwillig das Exil erwählend, das Florenz einst über Dante verhängt. So lebte er fortan in Rom der Kunst und seinem Freundeskreise, schroff und ernst wie seine Werke, wie sie Bewunderung und Verehrung einflößend, eine ganze Reihe von Päbsten überlebend, die alle ihn brauchten und hoch hielten, und unter denen sein mächtiger Geist die Propheten und Sybillen schuf und das Weltgericht und den Dom Sankt Peters."

Und ein solcher Mann, gleich groß als Mensch, wie hervorragend als Gelehrter, Kriegsmann, Maler, Bildhauer, Baumeister und Dichter, konnte zu Vittoria in einem seiner an sie gerichteten Sonnette sagen:

So kam ich als Entwurf von mir zur Erde,
Bestimmt, daß ich durch Euch, o Frau voll Hoheit,
Als ein vollkommeneres Werk geboren werde.

Wahrlich, wenn die edelste der Colonnesinnen der größten Ehren werth war, so hat sie dieselben auch empfangen.

Sie nahm die Huldigung des großen Künstlers wie Alles, was ihr wurde, mit Bescheidenheit hin, und erwiederte sie mit einer Zuneigung voll freundschaftlicher Innigkeit. Zehn Jahre lang währte das schöne Verhältniß, ohne daß es je getrübt worden wäre. Nie kam Vittoria, während sie Rom nicht bewohnte, in die Nähe der Stadt, ohne Buonarotti zu besuchen, und Dichtungen, Zeichnungen und Briefe gingen lebhaft hin und her; diese letzteren so lebhaft, daß Vittoria von Viterbo aus ein Mal dem Künstler scherzend erklärte, ein so großer Eifer verhindere sie, in der Kapelle der heiligen Katharina mit den Chorschwestern die Vesper zu beten, und ihn, früh Morgens beim Bau von Sankt Peter zu sein, so daß die Eine wider die Bräute, der Andere gegen den Statthalter Christi fehle.

Dieser Brief ist auch insofern wichtig, als er beweist, daß Vittoria stets eine gehorsame Tochter der Kirche geblieben ist, obwol Aretino ihr einst zu schreiben wagte, ihre Meinung sei es gewiß nicht, daß es auf das Verstummen der Zunge, das Niederschlagen der Augen, die rauhe Kleidung ankomme, sondern auf die reine Seele. Das war auch sicherlich der Fall;

indessen darf daraus, daß sie keine Frömmlerin war, nicht geschlossen werden, sie sei nicht kirchlich gesinnt gewesen, eben so wenig wie aus ihrem freien Katholicismus ein innerliches Uebergehen zum Protestantismus gefolgert werden darf. Es sind in der letzten Zeit zwei Lebensbeschreibungen von der Colonnesin erschienen, beide von Frauen, beide mit Fleiß und Liebe bearbeitet; von denen behauptet die eine, von Bertha Arndts, Vittoria sei ganz katholisch; die andere, von Emma Wackerhagen, sie sei ganz protestantisch gewesen. Die beiden Behauptungen sind unrichtig. Es hat von jeher innerhalb der katholischen Kirche, deren Gränzen sehr weit gezogen sind, freie Geistesbewegungen gegeben, und nie stärkere, als unter Clemens VII. und Paul III. Die Lehre von der Rechtfertigung durch Christum allein, welche das innerste Wesen des Lutherthums bildet, wurde damals in Italien nicht minder lebhaft durch Wort und Schrift ausgesprochen und verbreitet. In Neapel hauptsächlich durch Valdez, einen edlen Spanier, den Karl V. zum Ritter geschlagen und in Vertrauensmssionen mehrmals nach Deutschland gesandt hatte; dann durch Marcantonio Flaminio, einen liebenswürdigen Dichter, und Bernardino Ochino, einen Kapuzinermönch, der 1536 nach Neapel kam und durch seine Predigten ungemeines Aufsehen erregte. In Venedig waren es besonders Gasparo Contarini, Pietro Bembo und Reginald Pole, welcher letztere, der englischen Königsfamilie nahe verwandt, sich gegen die Scheidung Heinrich's VIII. von Katharina von Arragonien gesetzt und den Zorn des Königs so gereizt hatte, daß er es für besser hielt, sein Vaterland zu verlassen. Mit allen diesen Männern war Vittoria mehr oder weniger genau befreundet, und theilte ihren Enthusiasmus für Reformen in der Kirche. Aber darum die Kirche selbst zu verlassen, ist ihr gewiß eben so wenig je in den Sinn gekommen, wie den genannten Prälaten und Herren, den einzigen Ochino ausgenommen, der 1542 sich offen als Reformator bekannte, in Folge dieses Bekenntnisses nach Genf flüchten mußte und von dort aus seine Apologie veröffentlichte. Ein Exemplar derselben sandte er auch an Vittoria, welche nicht nur auf die Sendung nicht antwortete, sondern die Schrift, dem Rathe Pole's gemäß, dem Kardinal Cervini, nachmals Pabst Marcellus II., zusandte und in dem beigefügten Briefe Ochino gänzlich preisgab. Das sieht wenig nach Protestantismus aus.

Kardinal Pole, den Vittoria Monsignore d'Inghilterra nennt und zu ihrem geistlichen Führer gewählt hatte, war damals Legat in Viterbo, wohin Vittoria sich 1541 zurückgezogen hatte. Marc Antonio wohnte

gleichfalls dort; Contarini schrieb von Regensburg aus, wo er auf dem Reichstage umsonst auf eine Ausgleichung mit den Protestanten hoffte; Michel Angelo sandte von Rom Gedichte und Zeichnungen. Vittoria hatte in Viterbo noch einige friedliche Jahre. Sie waren ihr zu gönnen; vielfach hatte sie als Wittwe wandern müssen, bald aus Rom, bald aus Neapel, durch Krieg oder Pest vertrieben. 1546 wechselte sie zum letzten Male den Aufenthalt, indem sie von Viterbo nach Rom übersiedelte, wo sie im Benediktinerinnenkloster Sant' Anna de' Funari aufgenommen wurde. Anfang des nächsten Jahres wurde sie so krank, daß ihre Nichte, Giulia Colonna, die Gemahlin von Giuliano Cesarini, sie bewog, sich in den Palast Cesarini bringen zu lassen. Dort starb sie, 57 Jahre alt, Ende Februar 1547, in den Gemächern, welche an den Garten stießen und der silberne Thurm genannt wurden. Auch ihr Testament wurde dort eröffnet. Del Vasto, der Pescara's Erbe gewesen war, würde wol auch der ihrige geworden sein, aber er war in Afrika gestorben und hatte so Vittoria den letzten Schmerz auf Erden verursacht. Daher wurde Ascanio, der noch aus Rom verbannt war, der Haupterbe, und jedes der vier Klöster, in denen Vittoria gewohnt, erhielt 1000 Scudi. Als Klosterfrau wollte sie begraben werden, und ihre Grabstätte sollte ohne Bezeichnung bleiben. Es geschah: kein Stein erzählte im Grabgewölbe der Nonnen von Sant' Anna: Hier ruht die Colonnesin. Vittoria war schon über alles Irdische hinaus, als sie starb. Ihr heißer Wunsch, das heilige Grab zu besuchen, war ihr nicht erfüllt worden, aber nach dem himmlischen Jerusalem durfte sie, und sie zog mit Freuden.

Michel Angelo sah sie auf der Bahre, küßte ihr die Hand und kehrte in seine Werkstatt zurück, wo sein Schüler Condivi ihn in Thränen fand. Es gereue ihn, sagte er, sie nicht auch auf Stirn und Wange geküßt zu haben. In dem Gedicht, welches er auf ihren Tod schrieb, feierte er zum ersten Male ihre Schönheit, die sie auch als Matrone noch bewahrt hatte. So lange sie lebte, hatte er nur ihren „göttlichen Geist" gepriesen.

„**Divina**" wurde sie auch in der ersten Ausgabe ihrer Trauersonnette genannt, die 1538 ohne ihren Willen in Parma erschien. Im folgenden Jahre folgte eine zweite, bald darauf in Florenz eine dritte, vermehrt mit sechzehn geistlichen Sonnetten. Die vierte, 1544 in Venedig gedruckt, enthielt noch mehr religiöse Gedichte. Seitdem sind ihre Dichtungen ein theures Eigenthum ihrer Nation geblieben, welche, wie keine andere, es versteht, Frauen im Leben wie in der Erinnerung zu ehren.



V.
Barbara Uttmann.

(1574.)

Laßt rollen die Klosjen,
Laßt rollen die Flosjen,
Und webt mit den Fädchen
So Säumchen wie Nähtchen
Mit Eil' und mit Zier
Auf's glatte Papier.

Sie fallen und rasseln,
Sie wirbeln und prasseln,
Sie gleiten und schwirren,
Sie klappern und klirren
So seltsam geschwind,
Wie Blätter im Wind.

Klöppellied aus dem Vlämischen von Carrein.

Wenn man in den alten vlämischen Städten, hauptsächlich in Mecheln und in Brügge, durch die einsameren Straßen geht, wo in kleineren Häusern die ärmeren Familien wohnen, da sieht man, ist es Sommer und Sonnenschein, in den offenen Hausthüren Frauen und Mädchen tief am Boden sitzen, auf ihren Knieen die Arbeit, welche ihre behenden Finger mit feenhafter Schnelligkeit fördern: sie klöppeln Spitzen.

Die Klosjes und Flosjes, die Knüppelchen und Fläschchen, wie der Mund des Volkes die Klöppel ihrer Form wegen getauft hat, „gleiten und

klirren, klappern und schwirren"; auf dem Pflaster, zwischen dessen Steinen nicht selten Gras sprießt, schallen die Holleblokjes oder Klompjes, d. h. die Holzschuhe der sich tummelnden Stadthoffnung, sonst auch Gassenjugend genannt; hoch oben aus der hellen Luft vom Glockenthurm am großen Platz klingelt von Viertelstunde zu Viertelstunde die einschläfernde Melodie des Glockenspieles, und die emsig dasitzenden Frauen mit den spanischen Gesichtern und den niederdeutschen Namen schaffen die prachtvollen Volants, die reizenden Mantillen und die luftigen Voilettes, welche im nächsten Winter bei Diner, Ball oder Rout auf schimmernden Atlas fallen, sich um blendende Schultern schmiegen und auf glänzendem Haare ruhen sollen.

So haben wir das Spitzenklöppeln in Belgien oft beobachtet, aber nicht blos dort wird der lieblichste Putz der Frauen geschaffen, auch in unserm Vaterlande hat er Werkstätten, nur liegen sie nicht wie in Belgien in üppigen Küstenebenen, sondern in der Höhe des sächsischen Erzgebirges, und wie das Lokal der Arbeit, so ist auch der Betrieb derselben anders, als in Belgien.

„Wer das erste Mal", so lautet die Schilderung, die uns vorliegt, „eine Stube betritt, in welcher alle Glieder der Familie vom sechsjährigen Kinde, Knaben und Mädchen, bis zum ergrauten Großmütterchen an ihrem auf dem Klöppelständer befindlichen Klöppelsack beschäftigt sind, der ist im höchsten Grade von diesem Anblick überrascht. Nicht selten trifft man in einem kleinen Stübchen sechs bis acht Personen bei dieser Arbeit. Außer dem Rascheln, welches das Aneinanderschlagen der hölzernen Klöppel durch das zwei- oder dreimalige Drehen jedes einzelnen behufs der Vollendung eines halben oder ganzen Schlags verursacht, herrscht lautlose Stille, die nur unterbrochen wird, wenn man hascht, zählt oder wettet, d. h. sich gegenseitig zu größerer Thätigkeit anspornt. Das Haschen findet entweder zwischen einer Mutter und ihren Kindern, oder zwischen einer geübteren und einer minder fertigen Klöpplerin statt, und besteht darin, daß z. B. die Mutter dem Kinde 100, nämlich 100 gesteckte Nadeln vorgiebt. Das Kind sagt nun nach der ersten gesteckten Nadel: „Hunderteins!" die Mutter blos: „Eins," und so zählen Beide fort, bis die Mutter dieselbe Zahl ausspricht, wie das Kind, und folglich dieses erreicht oder erhascht hat. Zum Zählen gehören zwei Klöpplerinnen von gleicher Gewandtheit. Nach der ersten gesteckten Nadel sagt die Eine: „Bist mir eine (Nadel);" worauf die Zweite, hat auch sie die erste Nadel gesteckt: „Bist mir keine," antwortet. So stecken denn Beide Nadel auf Nadel, bis der Einen vielleicht der Faden reißt.

Die Andere macht inzwischen ihre Schläge fort, steckt nach jedem Schlag die nöthige Nadel und sagt dabei: „Bist mir eine, bist mir zwei, drei u. s. w.", bis die Nachgebliebene die Vorausgeeilte wieder einholt. Beim Wetten wird eine Arbeit festgesetzt und die Zeit zu ihrer Vollendung bestimmt. Die Klöpplerin, welche zuerst fertig ist, erhält von Allen, denen sie vorauskam, eine Stecknadel zur Belohnung."

Dieses Bild ist aus dem Winterleben, im Sommer thun die Frauen sich in ganze Gesellschaften zusammen, um im Freien unter dem Schatten der Bäume zu arbeiten. Von Männern arbeiten dann höchstens Bergleute mit, wenn sie nach verfahrener Schicht keinen andern Nebenverdienst finden, sonst sieht man die Klöppler nur an den Tischen, auf denen in den langen Winterabenden das Licht einer einzigen trüben Lampe durch Flaschen und Glaskugeln hinreichend erhöht wird, um so und so viele Klöppelkissen zu erhellen.

Das Erzgebirge ist industriell. Seit es nicht länger reich war, wurde es arbeitsam. Die Bergwerke erschöpften sich, die Erfindung regte sich. Die Bevölkerung hatte, so lange die Gruben fortfuhren, „freundlich und höflich" zu sein, das Silber, welches sie darboten, als Gottesgabe dankbar angenommen; als eine Grube nach der andern ihre reichen Mittel „aussagte", begannen die Erzgebirger rüstig die mannichfachen Gewerbe, mit denen sie sich noch heute zu erhalten versuchen. Keines von allen aber wurde gleich von Anfang an und wird noch immer fleißiger und allgemeiner betrieben, als das Spitzenklöppeln.

Schon mit dem siebenten Jahre fangen die Kinder mit leichten Mustern an. Alle Zeit, welche nicht von der Lernschule, der gewöhnlichen Schule, in Anspruch genommen wird, gehört den Klöppelschulen, deren es allein fünfundzwanzig vom Staat unterstützte giebt. In manchen derselben sitzen wol an hundert kleine fleißige Geschöpfe, Vormittags von Zehn bis Zwölf und Nachmittags von Drei bis Sechs oder Sieben, im Winter oft bis Zehn, mit unerschütterlicher Ernsthaftigkeit bei der Arbeit. Auf den Dörfern erlernen fast alle Mädchen ohne Ausnahme und von den Knaben etwa das Drittheil die zierliche Kunst, zu welcher, seltsam genug, die Knaben mehr Anlage beweisen, als die Mädchen. Wenn diese später geschickter klöppeln, so verdanken sie es der unausgesetzten Uebung in der Klöppelei, welche vom östlichen Ende des Erzgebirges an bis an die Grenze des Voigtlandes, vom Kamme des Gebirges bis nahe an den Fuß desselben fast sämmtlichen Frauen der Bergleute, Waldarbeiter, Hammer-, Nagel- und Löffelschmiede als ausschließliche Beschäftigung dient.

Fast jede große Industrie knüpft sich, sei es nun durch ihre Erfindung, oder durch ihre Verbreitung, an irgend einen Namen, welcher so dem Danke späterer Jahrhunderte erhalten bleibt. Auf dem Kirchhof zu Annaberg im Erzgebirge steht ein Denkmal von Sandstein, und darauf die Inschrift:

Hier ruht
Barbara Uttmann,
gestorben d. XIV. Januar MDLXXV.
Sie ward durch das im Jahre MDLXI von ihr erfundene Spitzenklöppeln
die Wohlthäterin des Erzgebirges.

Diese Inschrift ist insofern unrichtig, als das Spitzenklöppeln um die angegebene Zeit in den Niederlanden bereits erfunden war, folglich im Erzgebirge nicht erst erfunden zu werden brauchte. Aber dennoch darf Barbara Uttmann als die Wohlthäterin ihrer Heimat und zwar bis auf den heutigen Tag bezeichnet werden, denn sie war es, welche zuerst die Klöppelei im Erzgebirge einführte.

Es war nämlich in der Wilden-Ecke, wie die rauhe und waldige Umgebung des Pöhlbergs bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hieß, den 27. Oktober 1492 durch Kaspar Drechsler aus Frohnau der erste Silbergang am Schreckenberg entdeckt worden. Bald darauf gelang es auch andern Schürfern, am Schrecken-, Schotten- und Pöhlberge, sowie am Prözel, reiche, Silbererz führende Gänge zu entblößen. Die Gegend lichtete und belebte sich; das Dorf, welches sich um die erste Grube gebildet hatte, wurde schon nach vier Jahren unter dem Namen Annaberg zur Bergstadt erhoben, und hier lebte seit 1526 als Bergzehntner Heinrich von Elterlein, welcher, aus einer Patrizierfamilie stammend, 1485 in Nürnberg geboren war und 1582 zu Elterlein verstarb.

Ihm nun wurde 1514 eine Tochter geboren, welche Barbara hieß und dazu ausersehen war, den Frauen des Erzgebirges Arbeit und Erwerb zu geben. Schon frühzeitig that sie sich durch Geschicklichkeit in allen weiblichen Arbeiten hervor und besonders in der Verfertigung gestickter Spitzen, womit sich damals ausschließlich die Töchter und Frauen der höhern Stände beschäftigten. Diese Spitzen wurden hauptsächlich zum Schmuck von Altardecken und Meßgewändern angewandt, und erforderten viel Zeit und große Mühe. Barbara soll daher eine leichtere und minder zeitraubende Art des Spitzenmachens gesucht, und in einem Spitzenkragen, welchen sie ihrem Verlobten, Christoph Uttmann, am Morgen des Hochzeittages überreichte, den Beweis geliefert haben, daß sie nicht umsonst versucht und gesonnen.



Barbara Uttmann das Klöppeln lehrend.

Der Kragen war die erste Klöppelarbeit, welche im Erzgebirge gesehen wurde, und schmückte Christoph Uttmann, der aus Löwenberg in Schlesien nach Annaberg gekommen und hier ein reicher Bergherr geworden war, zur Bewunderung Aller, welche ihn an seinem Ehrentage in Augenschein nahmen.

Neuerdings hat man, wie gesagt, der Frau Uttmann die Erfindung des Klöppelns bestritten, und es wird jetzt allgemein angenommen, daß sie diese Kunst von einer Niederländerin gelernt. Das ist höchst wahrscheinlich und auch leicht zu erklären; denn fand gleich die Ansiedlung der niederländischen Seidenweber in Buchholz bei Annaberg erst statt, als 1561 „das Klöppelwerk von weißem, gelblichem Zwirn" im Erzgebirge aufgekommen war, so ist damit keineswegs ausgesprochen, daß nicht schon vorher unter den vielen Auswärtigen, welche die Magnete in den Gruben nach Annaberg zogen, der oder jener Niederländer gewesen sein könne.

Sicher ist es, daß Barbara Uttmann, die selbst einen einträglichen Borten= und Spitzenhandel getrieben, die nützliche Kunst des Klöppelns in Annaberg gelehrt und verbreitet hat. Wie rasch dieselbe volksthümlich

geworden, sieht man daraus, daß 1568 eine im Erzgebirge ausgebrochene Pest in Annaberg allein bereits 800 Spitzenklöpplerinnen dahinraffen konnte, während man doch erst 1561 angefangen hatte, „Borten, Kronen und Zanken zu machen.“ Von Annaberg aus ging die anmuthige und einträgliche Fertigkeit zunächst in die übrigen Bergstädte über, weshalb sie auch als städtisches Gewerbe angesehen wurde. Dorfbewohner, die sie ausüben wollten, mußten laut einer Verordnung von 1609 eine Abgabe, das Klöppelgeld, entrichten.

Noch im sechzehnten Jahrhundert stieg die Zahl der ständigen Spitzenklöpplerinnen bis auf 10,000, vor etwa zwanzig Jahren betrug sie 50,000, wozu im Winter noch an 20,000 außerordentliche Arbeiter kamen. In der neuesten Zeit arbeiten den Sommer über nur noch 35—40,000. Der Verdienst sank mit der Zunahme der Arbeitenden. Während in früheren Jahrhunderten eine geschickte Klöpplerin bis an zehn gute Groschen verdienen konnte, eine bei dem damaligen Geldwerth sehr ansehnliche Summe, so bringt es jetzt die beste Arbeiterin, wenn sie gleich vom Morgen bis zum Abend sich keinen Augenblick Ruhe gönnt, allerhöchstens auf sechs Neugroschen; ja, in besonders schlimmen Jahren verdient sie sogar noch weniger, so wenig, daß die redlichste Arbeit die Armuth nicht verhindern kann, sich in der kleinen Wohnung häuslich einzurichten. Die Maschinenspitzen, welche seit 1809 in England gefertigt wurden, drückten — wie es überall, wo erst Maschinenwerk eintritt, mit der menschlichen Arbeit geschieht — die Handspitzen weit unter ihren Werth herab, und die Erzgebirger mußten den ungleichen Kampf mit der Kraft des Erzes beginnen, welches unserm Jahrhundert seine eigentliche Individualität giebt. Leider thaten sie es nicht auf die rechte Weise, suchten nicht durch Vollendung, sondern durch Wohlfeilheit mit der Nottinghamer Bobinetmaschine zu wetteifern. „Daß dies nicht der rechte Weg sei, um der Maschinenarbeit die Spitze zu bieten“, sagt Berthold Sigismund in seinem unterhaltenden Buche über das Erzgebirge, „ist offenbar. Die Handarbeit kann sich vielmehr nur dadurch erhalten, daß sie sich der feinen Muster besonders befleißigt. Statt des im Preise so sehr gesunkenen offenen Grundes und der gewöhnlichen Bett- und Baumwollenspitzen muß die Menschenhand vorzugsweise die der Maschine unerreichbaren Valenciennes und Brüsseler Spitzen fertigen. Das Handwerk muß zur Kunst werden, wenn es dem Wetteifer der Mechanik gegenüber sich behaupten will. Durch die Erfindung der Photographie sind viele Bildniß- und Schattenrißzeichner um ihr Brod gekommen, aber der tüchtige Portraitmaler wird nie verdrängt

werden. Aehnlich verhält es sich mit dem Spitzengewerbe. Die gewöhnlichen Arten wird die Menschenhand der Maschine abtreten müssen, die feineren werden ihr als Vorrecht bleiben." Die Erzgebirgerinnen sollten um so mehr diesen Wettkampf mit den Waffen der größeren Kunst führen, da sie die Arbeit des Spitzenklöppelns lieben. Es ist bei ihnen gleichsam eine Ueberlieferung, welche sich von Geschlecht auf Geschlecht forterbt. Die zweite Fraueninduſtrie des Erzgebirges, das Sticken, welches im sechzehnten Jahrhundert zugleich mit der Schleierweberei von Schweizern im Voigtlande eingeführt wurde, hat nie eine solche Verbreitung gefunden, wie die Klöppelei, und Klara Ungermann, welche, aus Bialystock gebürtig und in einem Kloster bei Thorn erzogen, 1775, als sie die Gattin des Försters Nollain zu Eibenstock wurde, das im Kloster erlernte Tambouriren einführte, wird niemals einen solchen Platz einnehmen, wie Barbara Uttmann.

Diese wackere Frau scheint ihr segensreiches Leben in Frieden und Ehren zu Ende gebracht zu haben. Auf der Messingplatte, welche früher allein ihr Grab bezeichnete, liest man:

> **1575 Jar. den 14. Januarii ist die erbare und erentugendsame Frau Barbara Uttmann, des erenfesten Herrn Christoph Uttmanns hinterlassene Wittfrau in Gott seligin entschlafen, deren Selen Gott der Herr gnad.**
>
> **Ires Alters LXI Jar, hat erlebt LXIV Kinder und Kindeskinder.**
>
> **Johannis am XI. spricht Christus: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.**

Das neue Denkmal ist am 17. Oktober 1834 von Eisenstuck u. Comp. ı Annaberg gesetzt worden. Es zeigt eine weibliche Gestalt, welche, auf nem Bienenkorbe, dem Symbol des Fleißes, sitzend, Spitzen klöppelt, ährend ein Genius eben im Begriff ist, sie mit einem Lorberkranz zu önen. Was dem ächtweiblichen Verdienst der bürgerlichen Patrizierin der ›rberkranz soll, ist uns nicht recht klar geworden, indessen der Schöpfer s Denkmals muß auf dieses Triumphzeichen einen besondern Werth gelegt ben, denn es findet sich ebenfalls auf der andern Seite des Sockels, nebst n Sinnbildern des Handels: Anker, Merkurstab, Waarenballen, und der ıschrift:

> Ein thätiger Geist, eine sinnige Hand,
> Sie ziehen den Segen in's Vaterland.

Die alte Messingplatte sagt besser, was recht ist. Passend wäre für Barbara Uttmann auch die Grabschrift gewesen, mit welcher die Alten eine Frau am herrlichsten zu ehren meinten:

Casta vixit,	Sie lebte keusch,
Lanam fecit,	Webte Wolle,
Domum servavit.	Diente dem Hause.



Denkmal der Barbara Uttmann auf dem Friedhofe zu Annaberg.



VI.
Lady Jane Gray.

(Gest. 1554.)

Sie rührte nie den Staub der Erde an
Mit ihrer Seele reinem Schwingenpaar.
Magdalene, ein Fragment.

Wie zwischen zwei düstern Wolkenmassen am Himmel oft ein einzelner klarer Stern, so steht in der Geschichte oft eine einzelne lichte Gestalt zwischen zwei finstern Epochen. Als solche erscheint Lady Jane Gray zwischen den blutigen Regierungen Heinrich's VIII. von England und seiner ältesten Tochter, der ersten Maria.

Eine elegisch jugendliche Gruppe mit ihr bildend, erblicken wir zu beiden Seiten neben ihr den Knabenkönig, Eduard VI., dessen Hand ihr die verhängnißvolle Krone auf das Haupt drückt, und Guilford Dudley, ihren Jünglingsgatten, welcher ihr den Weg zum Himmel vorausgeht, wo sie die zweite Krone, die unvergängliche der unschuldig Geopferten, empfangen soll.

Heinrich VIII., dieser Blaubart nicht nur der englischen, sondern der ganzen Geschichte, ist durch die mannichfachsten Darstellungen so bekannt

geworden, daß es uns fast wie ein Luxus von historischer Gewissenhaftigkeit vorkommt, seiner und seiner sechs Frauen anders als durch eine bloße Erwähnung zu gedenken. Indessen ist der Luxus nicht immer überflüssig, und soll man klar einsehen, wie Eduard VI. die Thronfolge ändern und dadurch seiner jungen Verwandten einen frühen Tod, anstatt, wie er gehofft, ein langes und glückliches Regentenleben zu bereiten, so muß man genau das Verwandtschaftsverhältniß kennen, in welchem er sich zu seinen Schwestern Maria und Elisabeth sowol, wie zu Lady Jane Gray befand.

Sobald Heinrich VIII. bei dem Tode seines Vaters Heinrich's VII. den Thron von England bestiegen hatte, vermählte er sich mit der Wittwe seines fast noch als Knabe gestorbenen Bruders Arthur, der spanischen Prinzessin Catharina. Lange Jahre konnte diese Ehe für glücklich gelten, obwol Catharina älter war, als Heinrich, und von allen ihren Kindern nur die den 8. Februar 1515 geborene Prinzessin Maria am Leben blieb. Erst als Heinrich eine Neigung für ein Hoffräulein Catharinens, Anna Boleyn, faßte, begann die edle, ernste Spanierin ihm unbequem zu werden. Sein Gewissen erwachte, wie er versicherte, und machte ihm bittere Vorwürfe wegen der Sünde, die er begangen, indem er die Wittwe des Bruders geheirathet. Die Kirche wollte diese nachträglichen Gewissensskrupel nicht anerkennen, aber sie quälten den unglücklichen König Heinrich dermaßen, daß er, um sie zu beschwichtigen, England der geistlichen Autorität des Pabstes entzog, Catharina wieder zur Prinzessin von Wales und ihre und seine Tochter Maria für illegitim erklärte, und sich 1533 aus eigener Machtvollkommenheit mit der Boleyn trauen ließ.

Catharina blieb sich selbst so gut treu wie ihm, der sie verstoßen hatte. Sie nannte sich sein Weib und Königin, bis sie starb. Heinrich weinte, als er ihren Hingang erfuhr; Anna Boleyn freute sich. „Jetzt bin ich wirklich Königin," sprach sie, „denn ich habe keine Nebenbuhlerin mehr." Wenige Monate später endigte sie, der Untreue angeklagt, ihr Leben auf dem Block des Henkers; ihre Tochter Elisabeth sah sich nicht minder, wie die der Spanierin, mit dem Makel der Unrechtmäßigkeit gebrandmarkt, und am Tage nach ihrer Hinrichtung wurde Johanna Seymour die dritte Gemahlin Heinrich's VIII.

Sie war die einzige von seinen Frauen, welcher der König Zeit ließ, ihn zum Wittwer zu machen, denn sie starb bereits am 12. Oktober 1537, zwölf Tage, nachdem sie ihm einen Thronerben geboren. Ueber seine drei letzten Gemahlinnen können wir rasch hinweggehen, sie waren ohne alle

politische Bedeutung selbst für die Folge, indem keine von ihnen Kinder hatte. Die erste, Anna von Cleve, verstieß Heinrich 1540, weil sie ihm mißfiel; die zweite, Catharina Howard, ließ er 1541 enthaupten, weil sie ihm untreu gewesen sein sollte; die letzte von allen, Catharina Parr, hatte das Glück, ihn zu überleben.

Der Sohn Johanna Seymour's zählte, als er am 28. Januar 1547 unter dem Namen Eduard VI. König wurde, wenig mehr als elf Jahre. Daß seine Regierung folglich eine Zeit für Parteiungen sein mußte, liegt am Tage. An ehrgeizigen Edeln fehlte es in England keineswegs, und Jeder wollte der Beherrscher des jungen Fürsten sein. Diese Herrschaft blieb zuletzt, doppelt durch Blut erkauft, dem Grafen von Warwick, welcher zum Herzog von Northumberland erhoben und bei dem jungen Könige bald so gut wie allmächtig wurde.

Sein Einfluß indessen, so groß er auch war, ruhte nur auf einem sehr schwachen Grunde, auf dem Leben des Königs. Starb Eduard, so stürzte Northumberland, und der Tod des schwächlichen königlichen Jünglings war bereits gegen Ende Mai 1553 eine Gewißheit. Es handelte sich nur darum, wie lange sein Dasein sich noch hinziehen könne.

Dieser Gefahr gegenüber faßte Northumberland den kühnen oder frechen Entschluß, die Thronfolge umzuändern. Dem Willen Heinrich's VIII. nach sollten, im Fall Eduard ohne Kinder stürbe, seine Schwestern ihm nachfolgen; Northumberland aber unternahm es, mit Umgehung der beiden Prinzessinnen Lady Jane Gray zur Thronerbin erklären zu lassen.

Heinrich VIII. hatte zwei Schwestern: die älteste, Margaretha, vermählte sich mit Jakob IV. von Schottland; die zweite, Maria, zuerst mit Ludwig XII., König von Frankreich, und nach seinem Tode mit Carl Brandon, Herzog von Suffolk. Aus dieser Ehe war die älteste Tochter, Franziska, an den Marquis von Dorset verheirathet, der erst vor kurzer Zeit aus Rücksicht für seine Gemahlin zum Herzog von Suffolk ernannt worden war. Ihr ältestes Kind war Lady Jane Gray.

Fast in einem Alter mit dem jungen König, hatte Lady Jane dieselben Lehrer gehabt, wie er. Gleich ihm hatte sie nicht nur Lateinisch und Griechisch, sondern auch Hebräisch und Chaldäisch gelernt; gleich ihm beschäftigte sie sich sehr eifrig mit Theologie, welche damals im Interesse der Gebildeten den Platz einnahm, den heute die Politik behauptet; gleich Eduard endlich hing sie fest an der reformirten Lehre und hatte einen orthodoxen Abscheu vor dem römischen Irrglauben.

Wenn wir Lady Jane so annähmen, wie sie gewöhnlich geschildert wird, so müßten wir in ihr zu unserm stillen Leidwesen eine sechzehnjährige Pedantin, gleichsam eine Ahnfrau der jetzigen Blaustrümpfe erblicken, die Alles, was nicht Philosophie war, unter ihrer Würde gehalten und nie anders, als in wohlabgerundeten Sentenzen geredet habe. Wir aber stellen sie uns anders vor, und glauben mehr an das junge Mädchen in ihr, als an die jugendliche Gelehrte, denn erstens soll sie den Putz mehr geliebt haben, als die strengen Prediger ihrer Kirche gut hießen, und zweitens ließ sie sich gern und sogar mit zärtlicher Neigung an den schönen Guilford Dudley verheirathen, der nur ein Jahr mehr als sie zählte. Eine Pedantin aus der Schulstube putzt sich weder mit Vergnügen, noch geruht sie einen so jugendlichen Gatten zu lieben, der noch dazu nicht so viele Sprachen versteht, wie sie.

Daß Lady Jane gern und hauptsächlich ernste Bücher las, und sich am wohlsten befand, wenn sie ungestört in der Einsamkeit bleiben durfte, erklärte sie selbst durch die Unfreundlichkeit, mit welcher ihre Eltern sie behandelten, und durch die Güte, welche sie im Gegensatze dazu bei ihrem Lehrer fand. „Was ich immer thun möge“, vertraute sie einer Freundin, „ist nicht recht; ich kann zu ihrer Zufriedenheit weder essen noch trinken, weder gehen noch sitzen. Immerfort werde ich gescholten und oft gezwickt, andere Zeichen ihres Zornes nicht gerechnet, deren ich aus Ehrfurcht vor ihnen nicht erwähnen will. Meine glücklichsten Augenblicke sind die, welche ich mit meinem Lehrer, Herrn Aylmer, zubringe. Sein Betragen ist ganz Milde, und so angenehm vergehen die Stunden, wo er mir Unterricht giebt, daß ich oft, wenn ich genöthigt bin, meine Bücher zuzumachen, mich der Thränen nicht enthalten kann.“

So war es also das Gemüth, welches sie zur Wissenschaft zog, der Lehrer, welcher ihr das Studium lieb machte. Es liegt darin etwas mädchenhaft Natürliches, was uns sehr anspricht. Auch muß sie liebenswürdig gewesen sein, denn sie wurde von Denen, welche sie kannten, allgemein geliebt. Eduard selbst hatte für seine junge Verwandte eine so herzliche Neigung, daß der jüngere Bruder seiner Mutter, Thomas Seymour, der Lord-Admiral, welcher die Gunst seines Neffen mit dem Leben bezahlen mußte, sehr ernstlich daran dachte, Lady Jane mit dem Könige zu verheirathen. Northumberland's Ehrgeiz strebte nach einem andern Ziele: er wollte die Herrschaft an sein eigenes Haus bringen; darum vermählte er Anfang Mai 1553 Lady Jane mit seinem vierten Sohne, Guilford Dudley, und wußte es dann durch Vorstellungen von der Gefahr, in welche die reformirte Kirche bei einer Thronbesteigung Maria's gerathen müsse, bei

Eduard dahin zu bringen, daß er seine Schwestern ausschloß und Lady Jane Gray zu seiner Nachfolgerin bestimmte. Wegen Elisabeth hatte Eduard am meisten geschwankt, ihr konnte die katholische Religion nicht zum Vorwurf gemacht werden, und überdies liebte Eduard seine jüngere Schwester auf das Zärtlichste. Indessen Northumberland wußte alles Widerstreben des jungen Königs hinweg zu reden, und am 12. Juni eröffnete Eduard seinen geheimen Räthen, was er beschlossen, oder vielmehr was Northumberland ihm eingegeben hatte.

Eduard fand Anfangs Widerstand, doch, wie gewöhnlich in solchen Fällen, folgte die Nachgiebigkeit bald darauf, und am 21. Juni wurde das Dokument, welches die Thronfolge veränderte, von den Lords des Rathes und den meisten Richtern und Rechtsgelehrten der Krone unterzeichnet. Der Tower wurde einer Kreatur Northumberland's übergeben, die Besatzung verstärkt und vom Rathe an die Prinzessin Maria geschrieben, sie möge augenblicklich nach London kommen. Sie war im Begriff zu folgen und im Tower ihr Gefängniß zu finden, aber zur rechten Zeit gewarnt, kehrte sie nach ihrem Wohnsitz in Norfolk zurück.

Von diesem Allen wußte Lady Jane Gray Nichts. Sie hatte die Erlaubniß erbeten und erhalten, einige Tage entfernt vom Hofe in Chelsea zubringen zu dürfen. Am 9. Juli empfing sie durch eine ihrer Schwägerinnen die Weisung des Rathes, unverzüglich nach Sion-House zurückzukehren und dort der Befehle des Königs zu harren. Eduard war schon am 6. Juli in Greenwich gestorben, aber sein Tod wurde noch als tiefes Geheimniß bewahrt; nur die Lady Maria war verstohlen davon unterrichtet worden. Die ahnungslose Lady Jane, welche gar nicht wissen mochte, was der Rath und der König von ihr wollten, gehorchte, und sah am nächsten Morgen mit großem Erstaunen ihren Schwiegervater, den Marquis von Northampton und die Grafen von Arundel, Huntingdon und Pembroke mit einem glänzenden Gefolge in Sion-House erscheinen. Sie sprachen mit ihr über unbedeutende Gegenstände, aber zugleich mit einer Ehrfurcht, die ihr unerklärlich war und sie eben darum ahnungsvoll beunruhigte. Bald trat auch ihre Schwiegermutter nebst der Herzogin von Suffolk und der Marquise von Northampton ein, und nun eröffnete Northumberland der Lady Jane: ihr Vetter sei todt, und sie seine Erbin.

Die Lords knieten nieder, begrüßten sie als Königin und schworen, ihr Blut für sie zu vergießen. Das Ueberraschende dieses Auftritts war zu ergreifend für die zarte Frau; ohnmächtig sank sie zusammen.

Als sie Kraft und Besinnung wiedergefunden, da ergab sie sich in die Nothwendigkeit, Königin sein zu sollen. Ein Glück dünkte sie die Krone nicht, nie hatten ihre Träume den Weg zum Thron genommen, in die Stille waren sie immer gegangen. Aber was sollte sie thun, die arme Lady Jane? So jung und mitten zwischen zwei ehrgeizigen Familien allein und ohne jede Stütze im Widerstande, hätte sie ihn auch versuchen wollen! Mutter und Vater selbst wider sie, ja, sogar der Gemahl, der Jüngling, den es schmeicheln mußte, sie, die sein war, als Herrscherin zu sehen. So ergab sie sich denn in die ihr aufgedrungene Größe, und ließ sich am nächsten Tage zu Wasser in den Tower führen, wo die Könige vor der Krönung ihren Aufenthalt nehmen mußten. Ihr Einzug war prächtig, ihre eigene Mutter trug ihr die Schleppe, der Lordschatzmeister überreichte ihr die Krone, knieend begrüßten sie ihre Verwandten. Zehn Tage später war Maria als anerkannte Königin in London, und Lady Jane als Gefangene im Tower. Das Volk hatte eine ächte und rechte Königstochter gewollt, der Adel keine Königin, an deren Stelle Northumberland geherrscht haben würde. Als Lady Jane proklamirt worden war, hatte drohendes, unheilverkündendes Schweigen geherrscht; als Lady Maria ausgerufen wurde, brach lauter Jubel los.

Lady Jane hatte die Krone freudiger niedergelegt, als sie dieselbe angenommen. Mit Geduld ertrug sie ihre Gefangenschaft; mit Demuth erwartete sie, was die Königin über sie beschließen werde. Maria war Anfangs zur Milde geneigt, obgleich ihr Vetter Kaiser Karl V. ihr dringend anrathen ließ, Lady Jane nicht zu verzeihen. Northumberland allein mußte seine unläugbare Schuld mit dem Tode büßen, Suffolk wurde nach drei Tagen schon wieder aus dem Tower entlassen, seine Gemahlin sogar mit Auszeichnung am Hofe behandelt, und Lady Jane und ihr Gemahl würden ohne allen Zweifel nach einiger Zeit ebenfalls die Freiheit wiedererlangt haben, wäre nicht bei der Nachricht von Maria's Verlobung mit Philipp, dem Infanten von Spanien, ein Aufstand ausgebrochen, an welchem, aller Dankbarkeit gegen die Königin vergessend, der Herzog von Suffolk sich betheiligte.

Arme Lady Jane! Zwiefach das Opfer der Ihrigen! Ihr Schwiegervater hatte sie gezwungen, sich den Thron anzumaßen; die Schuld des Vaters brachte sie auf das Schaffot, denn der Aufstand war kaum gebändigt, so sprach Maria über Guilford Dudley und Lady Jane das Todesurtheil aus.

Lady Jane war fromm gefaßt. Einfach und ruhig schrieb sie ihre letzten Briefe, vertheidigte ihren Glauben gegen die Bekehrungsversuche einiger römischer Geistlichen, und bereitete sich zum Tode.



Lady Jane Gray und die Bischöfe.

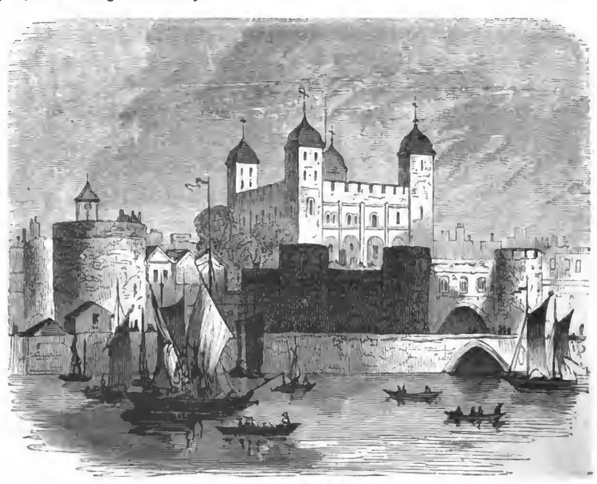
Ihre ganze Art, sich in diesen letzten Tagen zu betragen, hat etwas vornehm Jungfräuliches, was mitten in der Rührung erhebt.

Guilford sollte zuerst sterben. Er wünschte, Abschied von ihr zu nehmen. Lady Jane wies seine Bitte zurück. Sie fürchtete, in dem Schmerz des letzten Kusses den Muth für den letzten Augenblick zu verlieren. In wenig Stunden würden sie sich ja im Himmel wiedersehen, ließ sie dem Gatten sagen, und nur als er am Fenster ihres Kerkers vorübergeführt wurde, konnte sie sich nicht enthalten, ihm ein Lebewohl zuzuwinken. Dann sah sie den in ein Laken gehüllten Körper zurückbringen, vernahm, mit welcher Stärke ihr Gatte gestorben, und trat, stark wie er, den eigenen Todesweg an.

Die jungfräuliche Grazie, welche wir hervorhoben, blieb ihr auch in der letzten Stunde treu. Eine alte Beschreibung ihres Todes in englischer Sprache erzählt, sie habe die Zuschauer with a charming air of modesty (mit einem anmuthigen Ausdruck von Bescheidenheit) um ihre Fürbitten ersucht, und keine Worte dürften besser ausdrücken, auf welche zarte, liebliche

Art dieses holde Geschöpf von der Welt Abschied nahm. Als sie ihre Zuversicht auf Christi Gnade ausgesprochen und einen Psalm gebetet hatte, ließ sie sich von ihren Frauen entkleiden, und sagte zu dem Nachrichter: „Ich bitt' Euch, fertigt mich rasch ab." Dann band sie selbst sich das Tuch um die Augen, tappte nach dem Block und fragte: „Wo ist er? Was soll ich thun?" Als sie sanft hingeführt worden und niedergekniet war, sprach sie tief aus dem Herzen: „Herr, in deine Hände befehl' ich meinen Geist." Im nächsten Augenblick hatte ein einziger Streich ihr schönes Haupt vom Rumpfe getrennt.

Sie war am 12. Februar 1554 hingerichtet worden, am 23. desselben Monats erlitt ihr Vater und nach ihm sein Bruder, Lord Thomas Gray, die Todesstrafe. Die Herzogin von Suffolk gerieth in das größte Elend, und mußte einst, da sie buchstäblich ohne Obdach war, für die Nacht unter dem Portal einer Kirche Schutz suchen. Weder sie, noch ihr Gemahl, noch Northumberland flößten Theilnahme ein; um so schmerzlicher regte das Mitleid sich für die jugendlichen Gatten und hauptsächlich für Lady Jane. Ihr Tod war eine überflüssige Grausamkeit, und nicht umsonst trägt Maria I. in der Geschichte und in der Ueberlieferung noch jetzt den Namen **Bloody Mary** (die blutige Maria).



Der Tower in London.



Kaufladen der Welser.

VII.
Philippine Welser.

(Geb. 1530, gest. 1580.)

> Wenn sie draußen von mir verächtlich reden, so will ich Gott d'rinnen danken, daß ich ohne Scheu und Scham zu ihm mein Aug' erheben kann. Wenn du mich vor der Welt mit Glanz und Ehren geführt hättest in dein fürstliches Haus, ich wäre gewiß recht armselig eitel geworden. So hat aber die Einsamkeit mich ernst und verschwiegen gemacht, sie hat mir die Erde verschlossen und den Himmel geöffnet, und alle die Liebe, die ich dir geschenkt, ich habe sie heruntergeholt aus diesem Himmel.
>
> **Philippine Welser von Oskar von Redwitz.**

Von den alten Häusern in unserm alten weiten Deutschland ist eines der eigenthümlichsten und bemerkenswerthesten der Gasthof zu den „Drei Mohren" in Augsburg.

Erstens hat es an und für sich als Gebäude Werth, zweitens bietet es dem Reisenden eine Weinkarte, wie er an geographischem Reichthum kaum eine zweite finden dürfte, und drittens ist es an der Stelle desjenigen

Hauses erbaut, in welchem Anton Fugger dem Kaiser Karl V. ein Feuer aus köstlichen Spezereien anzündete, um daran die kaiserlichen Schuldverschreibungen zu verbrennen.

Es ist das eine Artigkeit, wie man ebenfalls keine zweite findet, und sie scheint gewissermaßen ihren kostbaren Duft in Augsburg zurückgelassen zu haben, denn es weht dort eine behaglich freie Luft durch eine heitere, bequeme Stadt. Ja, man möchte die Stadt fast eine goldene und silberne nennen, so deutlich hat man in ihren hellen, freundlichen Straßen das Gefühl von einem wohlerworbenen Reichthum, welcher, obgleich nur von Einigen besessen, doch auch der Allgemeinheit zu Gute kommt, indem durch eine Menge von Stiftungen der Armuth und folglich auch dem Betteln, dieser Qual, besonders der Fremden, erfolgreich entgegengewirkt ist. Das Volk, welches man antrifft, sieht wohlgenährt aus und trägt sich reich. Erst im Süden und in den Slavenländern gegen den Orient zu findet man wieder so prahlerischen Bauernschmuck. Eine Bäuerin soll, wenn sie ihre große Broche am Halse und ihre Schaumünzen und anderen mannichfachen Gehänge an der Miederkette trägt, ganz gut ihre hundert Gulden werth sein.

Was Augsburg außer der Behaglichkeit des Wohlstandes auch noch hat, das ist etwas entschieden Südliches, nicht Deutschsüdliches, sondern wirklich Etwas, als wären Einflüsse von jenseits der Alpen dort mächtig gewesen. Das Jachoff'sche Haus z. B. mit seinen Zinnen erinnert an den Dogenpalast. Das Rathhaus ist in seiner einfachen, prachtvollen Regelmäßigkeit durchaus italienisch; sein goldner Saal versetzt uns abermals nach Venedig in den Saal der vier Thüren, in den der Signoria; die Steinmetzarbeit über den Portalen, an den Erkern zeigt nicht den grotesken Humor des vaterländischen Mittelalters, sondern einen reinen klassischen Geschmack. Die drei schönen Brunnen endlich, mit ihren sich kreuzenden feinen Wasserstrahlen, was kann weniger deutsch sein als ihre Namen: Augustus-, Merkur- und Herkulesbrunnen?

Geschichtlich dagegen ist Augsburg ächt und recht deutsch. Es hält's mit den Kaisern. Die Häuser seiner großen Patrizier, der Fugger und der Welser, dienen seit Max I. den Habsburgern zu Absteigequartieren. Der deutsche Reichthum wird durch diese großen Handelsherren eine Macht. „Er ist reich wie ein Fugger," sagt Cervantes im Don Quixote. Karl V. äußert, als er zu Paris den französischen Kronschatz besichtigt: „Zu Augsburg weiß ich einen Leineweber, der kann alle die Herrlichkeiten gleich baar auszahlen." Zu Madrid hält er unter den deutschen Abgeordneten die

Welser gleich den spanischen Granden. Bartholomäus Welser, sein geheimer Rath, hatte ihm allerdings zwölf Tonnen Goldes vorgeschossen; dem Namen eines solchen Bankiers gebührt schon einige Auszeichnung. Im Jahre 1528 ließ Bartholomäus auch durch acht Kriegsschiffe Venezuela erobern, zu einer Welser'schen Kolonie machen und von seinem Comptoir aus durch Welser'sche Gouverneure beherrschen. Auf allen Meeren wehte die Welser'sche Flagge, und den Welsern und den Fuggern waren die reichen Bergwerke in Tyrol und Ungarn vermiethet. Kurz, „die schöne Welserin," Philippine, sproßte wie eine Blume aus goldnem Boden auf.

Ihr Vater war Franz Anton Welser, ihre Mutter die Freyin Anna Adlerin von Zinnenburg. Geschwister hatte sie drei: Regina oder Rosine, vermählt mit Albrecht Freiherrn von Kolowrat; Karl, später Mundschenk des Erzherzogs Ferdinand und Landvogt der Markgrafschaft Burgau, und Johann Georg, Geheimer Rath des Erzherzogs, vermählt mit Rebecca, Freyin von Ravensburg. Philippine war die Jüngste, geboren gegen das Ende des Jahres 1530. Als 1548 Karl V., der Sieger von Mühlberg, den großen Augsburger Reichstag hielt, auf welchem die sächsische Chur von der ältern Ernestinischen an die jüngere Albertinische Linie überging, stand Philippine folglich im 18. Jahre.

Mit dem Kaiser kam sein Neffe Ferdinand, Sohn des römischen Königs und spätern Kaisers Ferdinand I. und der jagellonischen Erbtochter Anna, geboren 14. Juni 1529 zu Linz in Oberösterreich, wohin seine Eltern sich geflüchtet hatten, weil Soliman I. Wien bedrohte. In Prag wissenschaftlich gebildet, zeichnete er sich nicht nur durch hellen Geist und edle Sitte, sondern auch durch Anmuth der Erscheinung aus. Hell von Farbe, von Haar und Bart goldgelb, fast röthlich, war er von hohem, kräftigem Wuchs und dabei von so ungemeiner Körperkraft, daß er zwei übereinandergelegte harte Thaler mit den Fingern zerbrechen, einen Postzug und Wagen im vollen Rennen aufhalten, und die schwerste, 28 Fuß lange Lanze mit einer Hand schleudern konnte. Ritterliche Tapferkeit hatte er in der Schlacht bei Mühlberg auch schon bewährt.

Die Sage erzählt, als er bei dem feierlichen Einzug des kaiserlichen Oheims diesem nebst den Fürsten und Großen des Reiches zu Pferde gefolgt, habe er Philippine, welche vom Balkon des väterlichen Hauses dem Prachtschauspiel zugeschaut, zum ersten Male erblickt. Andere lassen es bei einem der Feste geschehen, welche die Stadt Augsburg zu Ehren ihrer höchsten und hohen Besucher mit verschwenderischer Gastlichkeit veranstaltete. Ein altes Gemälde, eine Familienreliquie der Welser, stellt den Erzherzog dar, wie

er in schwarzer, festlicher Rittersstracht auf einem Schimmel über den alten Heumarkt beim großen Brunnen an Franz Welser's Hause vorübergaloppirt, und Philippine, die aus dem Fenster sieht, ehrerbietig grüßt.

Wie immer diese Liebe entstanden sein mag, ob blitzschnell beim Anblick, ob allmälig im Gespräch, ihr Entstehen ist gewiß und ihr Bestehen ebenfalls. Philippine Welser war die erste Geliebte Ferdinand's II. von Tyrol, sie blieb auch die einzige.

Im Hindostanischen heißt es: „Wenn zwei Herzen sich vereinigten, würden sie ein Gebirge daniederstürzen." Philippine Welser und Ferdinand von Habsburg haben das bewiesen. Was sie trennte, war höher als ein Gebirge, es war die Hoheit des weltgroßen Kaiserhauses. Die Welser haben drei Lilien im Wappen, Philippine war die schönste der Welser'schen Lilien, welche noch je geblüht hatte. Groß, schlank, mit köstlichen blauen Augen und Gold zum Haare, und so zart von Haut, daß man später noch „den rothen Tyrolerwein durch ihren schönen weißen Hals fließen sehen konnte," war sie an Schönheit dem Ferdinand vollkommen ebenbürtig, aber von Geburt — was galt da eine Welserin gegen den Habsburger?

Auf den ersten Jahren dieser Verbindung liegt ein Dunkel, welches die Romantik nicht unbenutzt gelassen hat. Wir, die wir es nur mit der Geschichte zu thun haben, finden in den „Alterthümern Böhmens" von Ferdinand Mikowec, daß im Januar 1557 der Erzherzog sich auf dem Schlosse Březnic an der Wlčawa durch seinen Beichtvater Johann von Cavaleriis, nachmaligen Domprobst zu Trient, mit seiner Philippine rechtmäßig trauen ließ. Das erste Kind dieser Ehe, Andreas, später Kardinal, wurde am 15. Juni 1558 zu Březnic geboren und von Johann von Cavaleriis getauft. Zeugin bei der Vermählung, Vertraute der Ehe überhaupt, war Katharina von Lokšan, eine Adlerin, die Schwester von Philippinens Mutter, nachher in Innsbruck Oberhofmeisterin bei ihrer Nichte und eine der schönsten Frauen jener Zeit. Ihr Gemahl war Vicekanzler von Böhmen, wo Erzherzog Ferdinand seit 1549 als Statthalter residirte. Der Wunsch, Frau und Kind nahe zu haben, bewog Ferdinand, die Burg Bürglitz, wenige Meilen von Prag, zu Philippinens künftigem Aufenthaltsorte zu wählen. Damit sie jedoch dort wohnen könne, mußte die Burg im Besitze eines Vertrauten sein, und Ferdinand veranlaßte, daß dieselbe seinem Günstling, Ladislaw von Sternberg, dem Schwiegersohne der Lokšan, verpfändet wurde. Die feierliche Abtretung von Bürglitz an ihn fand 1560 statt, und nun hatte Philippine eine reizende Heimat für ihr Glück und ihre Liebe.



Der Erzherzog Philippine grüßend.

Bürglitz ist unter den romantischen Burgen, an denen Böhmen so reich ist, eine der schönsten und wird vielfach in der Geschichte des Landes genannt. Eine besonders liebliche Sage knüpft sich an die Zeit, wo Kaiser Karl IV.,

damals nur noch Markgraf von Mähren und Prinzregent, mit seiner ersten Gemahlin, der reizenden Margaretha von Valois, welche ihrer blendenden Weiße wegen allgemein **la Blanche** oder Blanca genannt wurde, auf Bürglitz wohnte. Es war im Mai 1335, und Blanca, im Begriff, ihrem ersten Kinde das Dasein zu geben, litt die Schmerzen des Mutterwerdens in ungewöhnlichem Grade. Mitten unter ihren Leiden seufzte sie: „Ach, könnt ich doch Nachtigallen singen hören!" Augenblicklich bot Karl eine Menge Leute auf, welche alle Nachtigallen, deren sie habhaft werden konnten, fangen und in die Gebüsche des Burghügels bringen mußten. Unter dem Gesang von Nachtigallen wurde am 24. Mai Margaretha, die einstige Ungarkönigin, geboren, und Karl legte einigen Lehensleuten von Bürglitz die Verpflichtung auf, jedes Mal, wenn eine Königin von Böhmen ihr Wochenbett auf der Burg halte, ein solches Nachtigallentreiben zu veranstalten; vorausgesetzt, das Ereigniß falle in die Nachtigallenzeit.

Als Philippine auf Bürglitz 1560 ihren zweiten Sohn Karl, den nachmals berühmten Kriegshelden und Markgrafen von Burgau, zur Welt brachte, wurden keine Nachtigallen zusammengetrieben, denn erstens war die schöne Welserin keine Königin von Böhmen, und zweitens war es im November. Am 22. wurde das Kind geboren; am 24., abermals durch Cavaleriis, heimlich in der Burgkapelle getauft. Pathen waren Franz Graf Thurn, Obersthofmeister des Erzherzogs und Sohn seines Erziehers, des Grafen Veit von Thurn, Ladislaw von Sternberg, seine Schwiegermutter Katharina von Lokšan und Ludwig Graf Lodron. „Am 29. November", erzählt Mikowec, „wurde das Kind zwischen sechs und sieben Uhr Abends behutsam und heimlich im ersten Burghofe vor der Wohnung Ladislaw's von Sternberg niedergelegt, wo es ein Diener desselben, Namens Morawec, und eine Wittwe Saringer fanden. Sie trugen das Kind hinauf zum Erzherzog, der es „wie sein eigenes" annahm und erzog. Dieselbe Aussetzungskomödie wiederholte sich, als Philippine am 7. und 8. August 1562, abermals auf Bürglitz, mit Zwillingen niederkam. Diese, Marie und Philipp, wurden nach vollbrachter Taufe und Aussetzung von einer Matrone gefunden, und gelangten auf dieselbe Weise, wie der Markgraf von Burgau, wieder in die Arme ihrer rechtmäßigen Eltern, die sich jedoch dieser beiden Kinder nicht lange freuten, denn die Zwillinge starben in zartem Alter. Ihrer Taufe in der Burgkapelle hatten außer den Zeugen Karl's noch der Ritter Wenzel Zbišowsky von Oubinč, die Großmutter Anna Welser und Philippinens Cousine, Katharina von Sternberg, beigewohnt."

Es wird vielleicht befremdlich erscheinen, daß noch im Jahre 1562 die Kinder dieser Ehe mit solchem Geheimniß in die bürgerliche Welt gebracht wurden, als wäre ihre Geburt ein Unrecht, während doch bereits am 13. September 1561 Kaiser Ferdinand I. die Ehe seines Sohnes anerkannte.



Schloß Bürglitz.

Indessen muß man bedenken, daß Philippine immer nur als rechtmäßige Gattin Ferdinand's, nicht als standesmäßige Gemahlin des Erzherzogs, anerkannt wurde. Ausdrücklich sagt der Kaiser in der Urkunde: „Ob diese Ehe rechtskräftig und beständig sei, befehle er dem Urtheil der heiligen Kirche und Gottes des Allmächtigen. Er bestätige sie blos aus Gnade und väterlichem Mitleid, wiewol er es vielleicht nicht schuldig wäre." Auch hörte mit der väterlichen Anerkennung des Kaisers die Verpflichtung zum strengsten Geheimhalten der Ehe keineswegs auf. Im Gegentheile mußten Ferdinand und Philippine in einer Verschreibung, welche den 6. September 1561 zu Prag von ihnen unterzeichnet und untersiegelt wurde, sich verbinden, ihre Ehe keinem Menschen zu offenbaren, außer denen, die schon vorher darum wüßten, oder mit des Kaisers Erlaubniß noch davon unterrichtet

werden dürften. Die Kinder aus dieser Ehe hatten kein Erb- und Nachfolgerecht zum Nachtheil der erzherzoglichen Geschwister und deren Nachkommen; doch behielt Ferdinand sich vor, sie mit allem Grundbesitz zu bedenken, den er ohne Schmälerung seiner Erblande zu erwerben vermöge. Des Erzhauses königliche und fürstliche Titel und Wappen durften diese Kinder auch nicht führen, sondern mußten sich einfach „von Oesterreich" nennen; höchstens durften sie den Namen der ihnen vom Vater zufallenden Besitzthümer annehmen. Starb Ferdinand vor Philippinen, so erhielt diese ein Witthum von 3000 Gulden, welche nach ihrem Tode auf die Nachkommen männlichen Stammes, starb der Mannesstamm aus, zurück an das Erzhaus Oesterreich fielen. Ging Philippine früher mit Tode ab, und schloß Ferdinand eine zweite standesgemäße Ehe, so traten die Kinder aus derselben in die vollen Rechte erzherzoglicher Prinzen ein, und die Kinder Philippinens durften keinerlei Widerrede oder Gegenansprüche erheben.

Die kaiserliche Bestätigung enthielt noch andere wichtige Punkte. Die Söhne, so viele ihrer sein mochten, empfingen, blieben sie weltlichen Standes, alle zusammen jährlich 30,000 Gulden, waren nebst ihren Nachkommen von allen Zwangsdiensten, Steuern und Zöllen im ganzen römischen Reiche befreit, und konnten, starb der österreichische Mannesstamm gänzlich aus, mit der einzigen Ausnahme der Wahlreiche Ungarn und Böhmen, in sämmtlichen Erblanden des Erzhauses nachfolgen. Jede Tochter erhielt 20,000 Gulden Heirathsgut und „eine anständige Ausfertigung" von den Erbländern des erzherzoglichen Vaters. Starb dieser, so durfte Philippine ihre Kinder bei sich behalten, aber ewiges Stillschweigen wurde trotz aller dieser Zugeständnisse auf das Strengste anbefohlen, und auch, wenigstens so lange der Kaiser lebte, ängstlich beobachtet. In Prag, wo Philippine mit ihrer Tante Lokšan im Teynhof in der Altstadt wohnte, während der Erzherzog Statthalter auf der kaiserlichen Burg Hof hielt, wurde die Welserin immer **Panna Filipina**, Frau Philippine, genannt, und zum **fraucimor** (Frauenzimmer) des Erzherzogs gezählt. Der böhmische Chronist Nikolaus Dačicky erzählt in seiner handschriftlichen Chronik von Kuttenberg: es sei 1564 ein Prokurator Johann Montan von Biganeo in den berühmten eisernen Käfich auf dem Altstädter Ring gesperrt, mit Ruthen gestrichen und aus der Stadt verwiesen worden, weil er dem Rathe getrotzt, ihn verspottet und endlich auch „von Philippine schlecht gesprochen" habe. Dergleichen mußte Philippine als heimliche Gemahlin des Erzherzogs freilich geduldig ertragen. Officiell bekam sie den Titel einer Freifrau mit

dem angestammten Prädikat ihrer Mutter von Zinnenburg, welches der Kaiser am 12. Mai 1563, wo er das erste von Karl V. am 22. November 1532 den Welsern ertheilte Adelsdiplom erneuerte, auch ihrem Vater und ihren beiden Brüdern verlieh. Erst 1570 erhielt Philippine den Titel der durchlauchtigsten Fürstin und Frau Philippina, Markgräfin zu Burgau, Landgräfin zu Nellenburg, Gräfin von Ober- und Nieder-Hohenberg u. s. w., u. s. w., obgleich sie in Tyrol schon früher, wie der Landesherr selbst, „Durchlaucht" und „Fürstliche Gnaden" angeredet worden war.

Auf welche Art es Philippinen gelungen, den Kaiser so für sich zu gewinnen, daß er sie als Gattin des Sohnes anerkannte, darüber giebt es, ganz wie über den Beginn und die Entwicklung ihres Verhältnisses zum Erzherzog, nur Annahmen und Vermuthungen, keineswegs aber irgend eine Gewißheit. Diejenigen, welche die Trauung zu Březnic nur als die kirchliche Bestätigung eines bereits früher geschlossenen Bundes annehmen, behaupten, der Kaiser habe schon 1558 seine Verzeihung ertheilt, und nur mit der Anerkennung habe er bis 1561 gezögert. Wir müssen gestehen, daß uns eine der rechtmäßigen Verbindung vorhergegangene nicht recht einleuchten und auch nicht gefallen will. Wir ziehen etwas weniger Romantik und mehr weibliche Würde vor, und denken uns Philippine gern als schöne, zärtliche, aber sittlich strenge Patriziertochter und gleich unmittelbar darauf als geheime, aber rechtmäßige Fürstengattin ohne jeden zweideutigen Uebergang.

Auch in der Art, wie die Versöhnung herbeigeführt worden, glauben wir an das Einfachste. Daß Philippine sich zu Prag in die Reihe Derer gestellt, welchen der Kaiser Audienz ertheilte, sich ihm zu Füßen geworfen, unter heißen Thränen die eigene Geschichte als eine fremde erzählt, und als er nun seine kaiserliche Vermittlung bei dem harten Vater zugesagt, sich ihm zu erkennen gegeben habe, dünkt uns etwas theaterhaft, und weit mehr sind wir geneigt, mit Mikowec zu glauben, die persönliche Bekanntschaft des Kaisers mit Philippinen sei ganz natürlich bei einem Besuche erfolgt, welchen der Kaiser seinem Lieblingssohn auf Bürglitz abstattete. Daß es dabei Thränen gegeben haben mag, daß Philippine sich zu des Kaisers Füßen gelegt und er sie erweicht aufgehoben und liebevoll umarmt hat, wollen wir gar nicht bezweifeln, aber es ist das Alles geschehen, wie dergleichen vor sich gehen muß, in der Abgeschlossenheit der Familie, in der Stille der Privatgemächer.

Daß der Hofstaat des Erzherzogs diesem, als er von Böhmen nach Tyrol zog, erst mehrere Wochen später und in aller Stille folgte, daran hatte Philippine keinen Theil. Der Erzherzog war in Prag viel schuldig,

obgleich die Innsbrucker Regierung ihm am 8. August 1565 116,000 Gulden „zu seinem Aufbruch von Prag“ und zur Tilgung seiner dortigen Schulden geschickt hatte, und so wollten die Prager, bevor sie bezahlt wären, den Hofstaat nicht fortlassen.

Ferdinand selbst scheint sich nur äußerst schwer von Böhmen getrennt zu haben, denn er war bereits auf dem Landtage von 1563 den Tyroler Ständen als ihr Landesfürst vorgestellt worden, und brach doch erst am 2. Januar 1567 von Prag auf, um nach Innsbruck zu ziehen. Den Sommer vorher war er noch auf einige Wochen im Türkenkriege, am 17. Januar 1567 hielt er seinen feierlichen Einzug in Innsbruck, wo die Bürgerschaft ihm einen silbernen, ganz vergoldeten Becher von zwanzig Mark Silber an Gewicht und 460 Gulden an Werth überreichte, und seitdem hatte er seinen beständigen Aufenthalt in Tyrol, und wurde dem Lande ein guter, getreuer und thätiger Fürst, welchem nur der Vorwurf gemacht werden konnte, daß mißverstandener Religionseifer ihn zur Unduldsamkeit antrieb.

Auf Philippinens Andenken haftet selbst dieser Schatten nicht. Sie war gut und Nichts als gut, so durch und durch, daß sie vom Volke als eine Heilige betrachtet wurde. Sie hatte eine eigene Handkasse für Arme und Dürftige, unbemittelte Kranke verpflegte sie entweder selbst oder ließ sie doch verpflegen, und manche Frau aus dem Volke sah, wenn sie Mutter werden sollte, die schöne fürstliche Erscheinung wie die eines hülfreichen Engels an dem ärmlichen Lager, wohin sie mit Beistand kam und Trost und Hülfe brachte. Schon in Bürglitz war sie ein Mal so ein tröstender Engel gewesen, und zwar in dem schmerzlichen Elend zweier Gefangenen: des berühmten Bischofs der böhmischen Brüder, Johann Augusta, und seines treuen Gefährten, Jakob Bilek. Als Mitanstifter der Auflehnung gegen Ferdinand I. angeklagt, saßen sie nun schon zehn Jahre in zwei getrennten Gewölben, welche im zweiten Burghof von Bürglitz zu ebener Erde lagen. Da kam Philippine auf die Burg und hörte von den Unglücklichen. Ihr weiches Herz zerging; sie besuchte Augusta in seinem Kerker, unterredete sich mit ihm durch einen Dolmetscher, und bat so viel für ihn und Bilek, daß es Beiden gestattet wurde, die drei Ostertage außerhalb ihrer Kerker verleben zu dürfen. Rührend war das Wiedersehen Beider, Ladislaw und Katharina von Sternberg konnten es nicht ohne Thränen sehen. Sternberg lud die Dulder für die drei Festtage zu seiner Tafel ein; er sowol wie der Erzherzog verwandten sich von nun an mit warmem Antheil für sie, was zu wesentlichen Erleichterungen führte, und so hatte Philippine den wohlthätigsten Einfluß auf ihr Schicksal ausgeübt.

Als Ferdinand und Philippine Böhmen verließen, verödete Bürglitz bald gänzlich. Dagegen wurde Burg Ambras, in dem schönsten Thale unweit von Innsbruck, der Sitz eines Glückes, welches sich nun nicht länger zu verbergen brauchte, denn Kaiser Ferdinand I. war zwei Jahre vor der Uebersiedelung des Erzherzogs gestorben.

Von ihm hatte der Erzherzog 1563, zugleich mit Tyrol, Vorarlberg, Vorderösterreich, Elsaß und Sundgau, das schöne Schloß empfangen; er selbst schenkte es urkundlich der „Edlen Philippine Welserin", aber er waltete als Herr darinnen weiter, und machte es zu einer wahren Schatzkammer für Geschichte, Kunst und Literatur. Die Bibliothek war eben so reichhaltig und auserlesen, wie die Sammlungen von Gemälden, Münzen und geschnittenen Steinen, und wahrhaft einzig, ohne ihres Gleichen in ganz Europa, mußte die Waffenkammer genannt werden. Das Hoflager Ferdinand's zu Innsbruck war für Künstler sowol wie für Gelehrte eine Heimat im besten Sinne des Wortes. Maler, Bildhauer, Gießer, Baumeister, von Allen finden wir bedeutende Namen. Zu Bibliothekaren und Geheimschreibern hatte der Erzherzog meist vaterländische Geschichtschreiber.

Philippine theilte alle seine wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen, und das innigste Zusammenleben wurde nur durch ihren Tod unterbrochen, welcher nach längerem Kränkeln am 24. April 1580 sanft und friedlich erfolgte. Eine halbe Stunde, bevor sie starb, erhob sie mit ihrem gewohnten lieblichen Lächeln noch ein Mal die Arme und sagte leise: „Ich sehe den Himmel offen und die Engel meiner warten."

Ferdinand war an ihrem Krankenbette stets gegenwärtig. Nach ihrem Hinscheiden erließ er eigenhändig folgenden Befehl, an dessen Rechtschreibung wir keine Feile legen wollen:

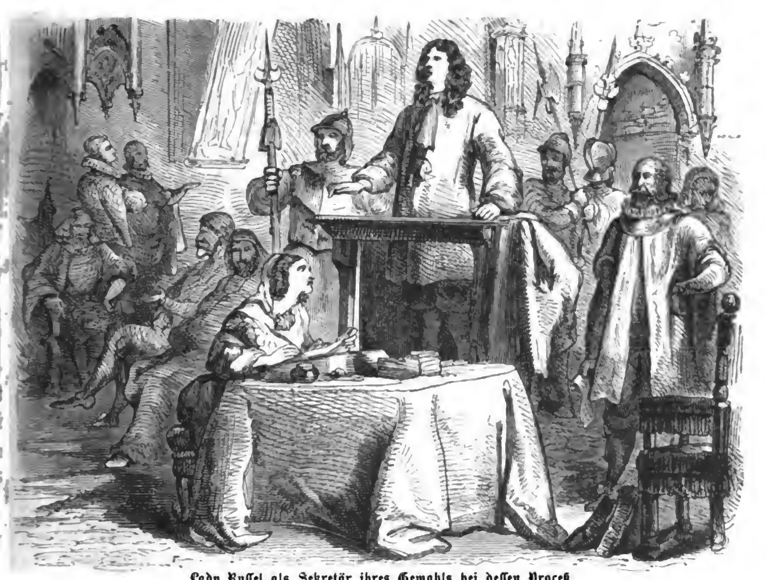
„Wir fuigen Euch mitleidentlich zu uuernemmen, das der allmechtig Gott, die durchleichtig hochgeborene Firstin und Fraw, Philippina vnser genedigste Fraw, den vier und zwanzigsten diß aus diesen jammerthal zu seinen göttlichen Gnaden beruffen, und ir leben, ganz christenlich und gottselighklich beschlossen hat, deren Seel dann sein göttliche allmechtigkeit, genedig und barmherzig sein und aine freliche auferstehung verleihen wolle! Demnach sich in allweg gebüret, mit Irer firstlichen Gnaden ein gethreues absunderliches mitlaiden zu tragen und durch andechtiges Gebett, auch andern, milden und guetten werkhen begengnussen für Irer firstlichen Gnaden Seelenhail und seligligkhkait auch fleißig zu pitten."

Zwei Jahre nach Philippinens Tode ging Ferdinand II. die von den

Ständen Tyrols so lange und so lebhaft gewünschte standesmäßige Ehe ein, und zwar mit Anna Katharina, der Tochter des Herzogs von Mantua, aber seine letzte Ruhestätte bestellte er sich darum doch unfern von der Philippinens in der silbernen Kapelle der Hofkirche. Unter der Stiege zu der Kapelle ruht Katharina von Loksan, welche elf Tage vor Philippinen starb. Ihr Grab ist von Alexander Collin aus Mecheln, welcher auch die Denkmäler Ferdinand's II. und Philippinens gearbeitet hat. Vor dem ersteren kniet der Erzherzog in seinem Leibharnisch mit aufgehobenen Händen; unter dem schwarzen Marmorbogen desselben liegt er in erzherzoglicher Prunkkleidung auf einem Katafalk von gelblichem Marmor. Philippine ruht im Sterbekleide auf dem weißen Marmor ihres Grabes, und selbst aus dem kalten Stein blickt die geistige Holdseligkeit hervor, durch welche ihre Schönheit so unaussprechlich anziehend und fesselnd auf die Herzen Aller wirkte, denen es gegeben war, sie zu sehen. Was auch noch bei dem betrachtenden Verweilen an ihrem Grabe wohlthut, das ist die Harmonie, welche zwischen ihrer Persönlichkeit und ihrem Schicksal waltet. Lieblich und friedlich, wie sie im Leben war, schreitet sie durch die Geschichte als die in germanische Humanität übertragene Ignez de Castro von Oesterreich.



Grabmal der Philippine zu Innsbruck.



Lady Russel als Sekretär ihres Gemahls bei dessen Proceß.

VIII.
Lady Rachael Russel.
(Geb. 1636, gest. 1723.)

Gesellentreue nicht besteht,
Eh'weibs Treu' über Alles geht,
Brüder und Mütter lieben sehr,
Aber ein Eh'weib noch viel mehr.
Deutsches Sprichwort.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache in der Geschichte, daß Völker bisweilen vor irgend einem Phantom in blinden Schrecken gerathen. Dieser Schrecken ist häufig blos vorübergehend, kann aber auch anhalten und sich zuletzt in eine beständige Furcht verwandeln. England sieht noch heutiges Tages im Pabst seinen Erbfeind, gegen welchen es unaufhörlich gerüstet sein muß. Den ersten panischen Schrecken vor ihm erlitt es im Jahre 1678, wo die sogenannte papistische Verschwörung, the Popish Plot, entdeckt, d. h. erfunden wurde. Es würde eine ausführliche Schilderung aller englischen Verhältnisse unter Karl II., ein Verfolgen der geheimen Verhandlungen zwischen ihm, seinem Bruder, dem Herzog von York, und Ludwig XIV., endlich ein sorgfältiges Auseinanderlegen der damaligen

Hofintriguen erfordern, um unsern jungen Leserinnen zu erklären, warum und von wem diese ungeheuerliche Erfindung zu Tage gebracht wurde. Genug, daß sie verkündet und geglaubt wurde, daß der König, das Land und der Protestantismus in der größten Gefahr sein sollten, und daß beide Häuser eine Bill nach der andern einbrachten, um dieser Gefahr wo möglich zuvorzukommen. Die römischen Katholiken wurden fortan vom Parlament ausgeschlossen. Der Herzog von York sollte als Papist nicht länger an der Regierung Theil nehmen dürfen. Das Unterhaus ging sogar noch weiter, als das Oberhaus, indem es in einer Adresse verlangte, daß der Herzog auch aus der Gegenwart des Königs verwiesen werde. Karl II. vertagte zuerst das Parlament, und löste es dann am 25. Januar 1679 auf, aber die neuen Wahlen fielen im alten Sinne aus, das Unterhaus erklärte die Verschwörung für wirklich, und die Streitigkeiten zwischen der Krone und dem Parlament fingen genau da wieder an, wo sie durch die Auflösung des letzteren unterbrochen worden waren.

Eins der bemerkenswerthesten Mitglieder war Lord William Russel, der dritte Sohn von William, Grafen von Bedford, und der Lady Anne Carr, Tochter des Grafen von Somerset. Sein ältester Bruder John war als Kind gestorben; der zweite, Francis, starb 1678. Durch seinen Tod wurde William Lord Russel. Außer diesen hatte Lord Russel noch vier Brüder und drei Schwestern, Lady Anne, Lady Diana, die zuerst mit Sir Greville Verney und dann mit William Lord Allington vermählt war, und Lady Margaret, welche ihren Vetter Edward Russel, Grafen von Orford, heirathete.

William Lord Russel wurde am 29. September 1639 geboren, und studirte mit seinem Bruder Francis in Cambridge. Dann gingen sie auf den Kontinent, und hielten sich eine Zeit lang in Augsburg auf. Den Winter von 1658 brachte William in Paris zu, 1659 war er in Woburn-Abbey, einem Besitzthum der Familie, und schrieb an seinen Bruder Francis den 5. Dezember, den Abend, bevor er nach London ging, einen Brief mit allerlei letzten Verfügungen, in case I should miscarry, d. h. im Fall ihm Etwas begegnen sollte. Das scheint überhaupt ein vorherrschender Gedanke bei ihm gewesen zu sein, denn wir finden mehrere Briefe an seinen Vater, immer mit letzten Aufträgen und immer in case I should miscarry. Allerdings hatte er bei diesen Briefen immer eine gewisse Berechtigung zu der Annahme, daß ihm Etwas begegnen könne, indem er stets am Vorabend eines Duells schrieb. Man ersieht daraus, daß

er am Hofe lebte, wie alle andern jungen Männer; indessen währte diese wilde Zeit bei ihm nicht lange. Gleich bei den ersten Wahlen nach der Restauration der Stuarts 1660 war er zum Mitglied für Tavystock in's Unterhaus gewählt worden, und obgleich er damals noch zu den schweigenden Mitgliedern gehörte, so gewöhnte er sich allmälig doch daran, Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen, und als er sich 1669 verheirathete, da wurde er durch und durch ernst und häuslich.

Lady Rachael Wriothesley, geboren 1636, war die zweite Tochter von Thomas Wriothesley Grafen von Southampton. Ihre Mutter, Rachael von Ruvigny, aus einer alten Hugenottenfamilie, starb sehr früh, ihr Vater verheirathete sich noch zwei Mal. Aus seiner dritten Ehe hatte er keine Kinder, aus seiner zweiten blieb ihm eine Tochter am Leben, welche mit Jocelin Percy, dem ältesten Sohne des Grafen von Northumberland, vermählt wurde. Rachael's rechte Schwester, Lady Elisabeth, heirathete Edward Noel, den Sohn des Viscount Campden, Rachael selbst 1653 Francis Lord Vaughan, den ältesten Sohn des Grafen von Carberry. Die Heirath war von den Eltern bestimmt worden, und weder glücklich, noch unglücklich. Daß Lady Rachael selbst ohne Liebe eine vortreffliche Gattin war, ergiebt sich aus dem guten Einverständnisse, in welchem sie mit der Familie ihres Mannes lebte. Ihr einziges Kind aus dieser Ehe, 1665 geboren, starb kurz nach der Geburt, und 1667 finden wir sie als Wittwe bei ihrer Schwester, Lady Elisabeth Noel, zu Tichfield, dem Familiensitz in Hampshire. Der Graf von Southampton war kurz vorher gestorben, und hatte seiner ältesten Tochter Tichfield, seiner zweiten Stratton hinterlassen.

Die Bekanntschaft mit Lord, damals noch Herrn Russel, muß bald begonnen haben, nachdem Lady Vaughan sich in Tichfield niedergelassen.

William Russel war damals nur ein jüngerer Sohn, und Lady Vaughan sehr reich; das mag ihn in seiner Werbung wol etwas zurückhaltend gemacht haben. Demnach währte es zwei Jahre, bis die Ehe geschlossen wurde.

Als Beide sich jedoch erst gefunden hatten, da zeigte es sich bald, daß es zum höchsten gegenseitigen Glücke geschehen war. Lady Vaughan — sie behielt, so lange William Russel keinen Titel hatte, den ihres ersten Gemahls — Lady Vaughan war zugleich die Geliebte, das „liebste Liebe", und die verständige, vertraute Freundin ihres Gatten. In ihren Briefen an ihn, welche geschrieben wurden, wenn sie in Stratton war und er in London blieb, oder er seinen Vater in Woburn besuchte und sie in London ließ,

in diesen ganz kunstlosen, ganz vom Augenblick eingegebenen Briefen findet man eben so gut Theilnahme an seinen politischen Pflichten, wie zärtliche Sorge für seine Gesundheit oder Bequemlichkeit; ebenso scharfe und treffende Mittheilungen über die Tagesangelegenheiten, wie anmuthiges, naives Geplauder über Haus und Garten, über Kinder und Angehörige. Lady Rachael hatte drei Kinder: Rachael, 1674, Katharine, 1676, und Wriothesly, 1680 geboren. Fast in jedem Briefe ist die Rede von ihnen. „Ich hatte die Absicht, hier, wo ich jetzt bin, in Leicester-House zu Mittag zu essen", schreibt sie Herrn Russel 1675 nach Stratton, „aber Euer Vater kam, um unsere Miß zu sehen, und nahm mich zum Speisen mit nach Bedford-House, wo ich Devonshirer Fische essen mußte." In Leicester-House wohnte damals gerade ihre Schwester, die frühere Lady Percy, welche als Wittwe des letzten Grafen von Northumberland den ehrenwerthen Ralph Montagu geheirathet hatte, der später Herzog von Montagu wurde. Ihr einziges Kind, Elisabeth, war eben sehr krank, Lady Russel erzählt es theilnehmend ihrem „liebsten Mr. Russel", setzt jedoch mit der Selbstsucht der Mutter hinzu: „Unsers schlief die Nacht durch in einem Zuge, und war diesen Morgen sehr artig." Im Jahre 1677 ist schon eine zweite Miß da, und die Mutter schreibt am 12. April von London nach Woburn: „Eure Mädchen sind sehr wohl. Miß Rachel hat eine lange Geschichte geplappert, aber Watkins (der Haushofmeister) will meinen Brief haben, so muß ich sie auslassen. Sie sagt, Papa hat sie nach Woben holen lassen, und dann trabt sie und sagt, sie ist dagewesen, und noch Vieles mehr; aber gesottene Austern rufen, so muß meine Geschichte bleiben. Sie will sich nicht empfehlen lassen, darin ist sie bestimmt." Am 1. Januar 1679 schreibt Lady Rachael, die nun Lady Russel hieß, um Mitternacht, abermals nach Woburn: „Ich bitte Dich um Erlaubniß, mein einzig Lieber, Euch als Erquickung erzählen zu dürfen, wie ich den Tag zugebracht habe. Ich aß Pudding mit den Mädchen, und dann ging ich und aß Suppe und Rebhuhn mit meiner Schwester, sandte dann nach den beiden Misses, damit sie ihren Besuch machen möchten, spedirte sie nach Hause, machte mich an das Werk des Tages, stattete ein Dutzend Besuche ab, und endigte in Whitehall (am Hofe)." Sie fügt hinzu, daß die Königin vom Weinen rothe Augen gehabt habe. Kein Wunder, sie war ebenfalls der Theilnahme am Popish Plot beschuldigt worden. Im nächsten Briefe lesen wir, daß Lady Rachael's Schwager, Mr. Montagu, seine Papiere untersuchen lassen müsse, weil er als Gesandter in Frankreich möglicher Weise auch im Plot gewesen sein könne. Lady Rachael meldet es

ruhig. Die Mädchen sind wohl und artig, sie ist „gänzlich Mylord Russel's Geschöpf." Als er im Februar nach Basing, dem Landsitz des Marquis von Winchester, geht, von wo aus er nach Stratton will, schreibt sie hauptsächlich vom schlechten Wetter, und fügt ängstlich hinzu: „Gott behüte Euch vor Erkältung!" Dann heißt es: „Unsere Kleinen sind wie Ihr sie verlassen, ich preise Gott; Miß schreibt und hebt die Briefe auf, damit Papa sie bewundern könne, wenn er kommt. Das ist ein Augenblick, der mehr ersehnt wird, als ich mit aller meiner Beredtsamkeit zu schildern vermag." Lord Russel seinerseits stiehlt sich von einer großen Menge Gentlemen in Basing hinweg, um seiner Liebsten zu sagen, daß er sie tausend Mal herbeigewünscht hat, sie am Sonnabend zu sehen hofft und „Miß's gehorsamer Diener ist." Im Juni 1680 hören wir von Lady Rachael: „Mein liebstes Herz, Fleisch und Blut können kein wahrer und größer Gefühl ihres Glückes haben, als Eure arme, aber ehrliche Frau hat. Ich bin froh, daß Ihr Stratton so angenehm findet; mögt Ihr es noch funfzig Jahre länger so finden, und gefällt es Gott, soll es mich freuen, Euch während der meisten dieser Jahre Gesellschaft leisten zu können; Ihr müsset denn irgend ein Mal eine andere wünschen; dann, denk' ich, würd' ich Alles in der Welt willig verlassen, wüßt' ich doch, daß Ihr für unsere Bälge sorgen würdet. Sie sind Beide wohl, und Eure Große hofft, daß ihr Brief Euch zugekommen ist." Im März 1681 kommt „Master", welcher die Familie am 1. November 1680 vermehrt hatte, zum ersten Male vor. „Ich denke, er nimmt wirklich jeden Tag zu," schreibt die stolze Mutter. „Gewiß ist es ein kräftiges Kind; je mehr ich von andern sehe, um so gesünder scheint er mir. Ich hoffe, Gott werde ihm Leben und Tugend verleihen." Wir finden, daß im September 1681 der kleine Bursche schon Papa ruft, daß Mama und die Mädchen nach einer Rothwildpastete die Gesundheit Lord Russel's trinken, daß sie zum Abend einen sack-posset, einen Molkentrank aus Sekt, Milch und andern Bestandtheilen haben, daß Master auch davon verlangt und sich die Finger im posset verbrennt, und daß Lord Russel, der auch nach Stratton kommen will, die Kutsche am Kohlgarten finden, aber nicht zu früh ausfahren soll, indem es nicht gesund im Morgennebel ist. In den letzten Briefen, die sich von Lady Rachael an Lord Russel vorfinden, beide im Herbst 1682 geschrieben, wird der Kinder auch noch Erwähnung gethan. Der junge Mann (Wriothesly) ist wie toll, und haut mit dem Trommelschlägel auf Alles los, was in seine Nähe kommt, und Miß, die, wie sie sagt, bei Papa's Abreise beinah geweint hätte, wünscht, er möchte wieder nach Hause kommen.

Aus diesen Fragmenten, so sehr wir uns auch mit ihnen beschränken mußten, ergiebt sich doch hinreichend der liebenswürdigste Charakter. Lord Russel scheint, was die moralischen Eigenschaften betrifft, seiner Gattin ebenbürtig gewesen zu sein, geistig indessen nicht. Sie war ihm entschieden überlegen, ihre Demuth ihm gegenüber ist einzig die der Liebe. „Er war ein langsamer Mann und von wenig Worten", sagte der Bischof Burnet von ihm, welcher ihn genau kannte. Hatte er Muße, sich eine Sache zu überlegen, so war sein Urtheil richtig, wohlverstanden, wenn er nicht durch Vorurtheile befangen war. Da diese bei ihm Ueberzeugungen waren, so hielt er unerschütterlich an ihnen fest, und da er, was er für recht hielt, auch aussprach und vertheidigte, so verfocht er sehr häufig Maßregeln, von denen er, da er weder ehrgeizig noch heftig, sondern von Natur mild und gemäßigt war, bei besserer Einsicht ohne Zweifel abgerathen hätte.

Mit allen diesen Eigenschaften und Schwächen war Lord Russel zur Opposition gleichsam geboren, und in der That hat er, von dem Augenblick an, wo sie sich bildete, bis zu dem, wo er das Opfer seiner Meinungen und Irrthümer wurde, ihr unwandelbar angehört. Nicht daß er kühne Maßregeln vorschlug, aber wenn seine Partei eine angeregt und beschlossen, so war er es, der den Antrag stellte. Kein Wunder, daß der König ihn nicht liebte. Karl II. wußte sehr gut, daß er bei jedem Versuche, die königliche Gewalt auf Kosten der Verfassung zu erhöhen, Russel auf seinem Wege finden würde, selbst dann noch, wenn es ihm gelungen wäre, den Widerstand der ganzen übrigen Opposition zu entwaffnen. Dazu war der Mann uneigennützig und furchtlos, und konnte folglich weder erkauft, noch eingeschüchtert werden; er mußte dem König also höchst unbequem sein. Daß der Herzog von York ihn geradezu haßte, ist ebenfalls erklärlich. Russel war unter denen, welche ihn am 16. Juni 1680 öffentlich des Papismus anklagten; Russel erhob sich am 26. Oktober, um gegen einen möglichen papistischen Thronfolger Einspruch zu thun; Russel endlich unterstützte am 2. November den Antrag des Obersten Titus: es möge eine Bill eingereicht werden, welche den Herzog von York von der Thronfolge ausschließe. Man sieht, der „langsame Mann" ging, ein Mal in Bewegung, mit bedenklicher Schnelligkeit vorwärts, denn als im Sommer die Ausschließungsbill zum ersten Male zur Sprache gebracht wurde, hatte er sich dagegen erklärt, und nun, als sie im Unterhause durchgegangen war und er beauftragt wurde, sie vor das Oberhaus zu bringen, lief er förmlich mit ihr davon, obgleich viele Mitglieder noch eine Verzögerung wünschten, damit die Lords besser vor-

bereitet sein möchten. Die Bill wurde, wie zu erwarten stand, vom Oberhause verworfen, und Lord Russel hatte durch seine Ueberhast nur erreicht, daß der Herzog von York sein erbitterter Feind geworden war.

In den Briefen seiner Frau aus dieser Zeit finden sich wieder und wieder leise Warnungen, aber Lady Russel war zu sehr Gattin im Sinne ihres Jahrhunderts, wo der Mann noch wirklich Herr war, um anders, als mit demüthiger Bescheidenheit zu warnen. Ob Lord Russel verstand, was sie sagen wollte? Oder ob er es blos nicht beachtete, weil er sich auf dem geraden Wege der Pflicht meinte, und da kein Rechts und kein Links kannte? Was fest steht: er ließ sich nicht warnen, ja, er äußerte sich sogar in seiner patriotischen Heftigkeit auf eine Weise, die mit seinem übrigen Charakter im schreiendsten Widerspruche stand. Als die Ausschließungsbill von den Lords verworfen wurde, rief er voll Erbitterung aus: „Wenn mein eigner Vater einer von den Vierundsechzig (die Zahl der Majorität) gewesen wäre, ich hätte ihn für einen Feind des Königs und des Reiches erklärt!" Seine Freunde glaubten ihn einer solchen grausamen Bürgertugend nicht recht fähig, aber daß er hart sein könne, wo es politische Feindschaft galt, das mußten sie ihm bald glauben, denn er bewies es. Bis dahin waren als Sühnopfer für den beleidigten Protestantismus nur unbedeutende papistische Sünder gehangen worden, denen auf das Zeugniß der Nichtswürdigen hin, welche zu jenem Zeitpunkt das Falschzeugen förmlich als Gewerbe trieben, das Leben so gelassen genommen wurde, als lohne es sich kaum der Mühe. Jetzt aber kam einer der „fünf papistischen Lords", welche angeklagt im Tower saßen, der betagte Lord Stafford, vor Gericht, und wurde, auf gleiche Zeugnisse hin, mit fünf und zwanzig gegen ein und dreißig Stimmen zum Tode verurtheilt. Der König, welcher an seine Schuld so wenig glaubte, wie an den ganzen Popish Plot, milderte das Urtheil wenigstens dahin, daß Lord Stafford nicht gemartert und geviertheilt, sondern nur einfach geköpft werden sollte. Das fiel den Sheriffs von London, Bethel und Cornish, gewaltig auf. Diese beiden ehrenwerthen Männer waren eifrige Verfechter der Freiheit. Es ist wahr, sie wählten gegen das Gesetz die Geschwornen zu den Gerichten selbst aus, und erzielten so lediglich Urtheile, wie sie ihnen gerade paßten und beliebten, aber sie waren darum doch Muster von Bürgern und äußerst wackere Männer. Tories hätten dergleichen nicht thun dürfen, da wäre es Verrath gegen das Gesetz gewesen; aber Whigs durften es, denn da geschah die kleine Willkür nur zum Vortheil der Freiheit und des allgemeinen Bestens wegen. Wir brauchen kaum erst zu erwähnen,

daß die Tories die Hofpartei, die Whigs die Opposition ausmachten. Die Sheriffs waren natürlich Whigs, und als solche fanden sie es ebenso natürlich äußerst gefahrvoll für die englische Verfassung, wenn Lord Stafford nur geköpft und nicht gerädert und geviertheilt würde. Hatte der König ein Recht dazu, das Urtheil zu mildern? Mit dieser Frage wandten die so ernstlich beunruhigten Sheriffs sich an das Unterhaus. Dieses erklärte sich, zwar nicht aus Rechtsgründen, aber aus menschlicher Nachsicht, einverstanden mit dem bloßen Köpfen. Lord Russel aber war nicht unter Denjenigen, welche diesen Ausspruch thaten, er billigte die unnütze Barbarei der Sheriffs. Damals dachte er schwerlich an das warnende Wort: „Mit dem Maße, mit welchem ihr Andern messet, wird euch wieder gemessen werden.“ Noch nicht volle drei Jahre später sprach er es in der Rede aus, mit welcher er seinerseits sein Leben vor Gericht zu vertheidigen suchte.

Um Lord Russel, den Protestanten, 1683 dahin zu bringen, wo 1680 Lord Stafford, der Papist, sich befunden hatte, nämlich in den Tower unter Anklage des Hochverrathes, mußte der Hof vollständig über die Opposition gesiegt haben, und das war auch der Fall.

Das Unterhaus hatte dem Könige alle Geldbewilligungen verweigert, bevor er nicht die Ausschließungsbill angenommen. Lord Russel war abermals unter den Rednern über diesen Beschluß. Der König vertagte das Parlament am 10. Januar 1681, löste es am 18. Januar auf, und berief das neue, das am 21. März zusammentreten sollte, nach Oxford, welches mehr königlich gesinnt war, als London. Dieses hatte seinen alten Vertretern feierlich gedankt, seine neuen Mitglieder kamen mit einem großen berittenen Gefolge in Oxford an, an den Hüten blaue Bänder mit der Inschrift: No popery, no slavery! (Kein Papstthum, keine Sklaverei!) Die Eröffnungsrede des Königs war gemäßigt und vernünftig, hatte jedoch keinen Erfolg. Das Unterhaus verlangte in Oxford so gut wie in London, daß der Herzog von York vom Thron ausgeschlossen werde. Karl wollte seinen Bruder in dessen Rechten nicht kränken, ein natürliches und rechtliches Gefühl, in welchem man mit ihm nur sympathisiren kann. Er konnte das Unterhaus nicht dazu bringen, die Ausschließungsbill aufzugeben, folglich löste er an dem Tage, wo sie zum ersten Mal gelesen wurde, abermals das Parlament auf, und zwar ohne vorhergehende Vertagung. Vom Volke hatte er dabei nichts zu befürchten; die Ausschließungsbill hatte nur so lange einen gewissen Anhang gehabt, wie die Furcht des Volkes vor the Popish Plot gewährt hatte. Jetzt war dieselbe durch das Mitleid mit dem greisen Stafford

beruhigt worden, denn was man bemitleidet, fürchtet man nicht länger. Der König fand also bei seinem Siege über die Whigs keinen Widerstand.

Oeffentlich wenigstens nicht. Im Geheimen dagegen complottirten sie stark. Sie wollten den Herzog von Monmouth, den natürlichen Sohn des Königs, zum Thronfolger. Zwischen seiner Mutter, Lucy Walters, und dem Könige sollte, wie sie behaupteten, ein Heirathsvertrag bestanden haben. Obgleich Karl das entschieden läugnete, beharrten die Whigs doch darauf, Monmouth für einen legitimen Sohn zu halten, und im Jahre 1682 suchte der Graf von Shaftesbury, der frühere Minister und spätere Whig, in des Herzogs Namen einen Aufstand zu organisiren. Monmouth ließ sich indessen nicht verlocken, an dem Plane Theil zu nehmen, und Lord Russel war nicht minder vorsichtig, obwol Shaftesbury einer seiner genauesten Freunde war, dessen Name auch in den Briefen der Lady Rachael immerfort wiederkehrt.

Dennoch war Russel mit Essex, Lord Gray und Algernon Sidney häufig bei Shaftesbury, und wie sogar Lady Russel in einem spätern Briefe zugab, gesprochen wurde viel; ja, man ging so weit, daß man für mögliche Uebel mögliche Abhülfe berieth. Nur über die Art der Abhülfe war man uneins, und als Shaftesbury sah, daß er seine Freunde zu keinem Entschluß vereinigen könne, gab er Alles auf und ging nach Holland, wo er sechs Wochen später, nämlich im Januar 1683, starb, indem er seinen Freunden als Vermächtniß den Verdacht des Hochverrathes hinterließ.

Daß dieser Verdacht bald die Form einer Anklage annehmen würde, ließ sich voraussehen. Karl war kein Charakter, von dem man großmüthige Verzeihung erwarten konnte. Die Opposition hatte the Popish Plot gehabt, der Hof bekam the Rye-House Plot (die Ryehausverschwörung) als Gelegenheit zur Rache, und es läßt sich nicht läugnen, er benutzte die Gelegenheit. Nie ist so furchtbar Gleiches mit Gleichem vergolten worden. Nichtswürdige Zeugen hatten fälschlicher Weise Katholiken das Leben abgeschworen, gleich nichtswürdige Zeugen sollten nun ebenfalls auf fälschliche Weise Protestanten das Leben abschwören. Es war mit einer schauerlichen und seltnen Unparteilichkeit der Geschichte Maß für Maß, Auge um Auge gerichtet worden, und die Vergeltung erschien noch tragischer, weil sie, ganz gegen alle Gewohnheit, unmittelbar erfolgte. Die Anklage, durch welche alle die bedeutendsten Whigs, den Herzog von Monmouth an der Spitze, betroffen wurden, lautete auf Nichts weniger, als auf einen Anschlag gegen das Leben des Königs und des Herzogs von York. Beide hatten bei ihrer Rückkehr von

Newmarket nahe bei einem Pachthofe, Rye genannt, überfallen und ermordet werden sollen, und waren nach der Angabe Derer, welche die erste Anzeige der Verschwörung machten, nur dadurch gerettet worden, daß sie eines Feuers in Newmarket wegen früher als erwartet von dort zurückkamen.

Der König war, als die Anzeige geschah, nicht in London anwesend; der Rath wagte ohne seine Gegenwart und Erlaubniß gegen so hochgestellte Personen, wie den Herzog von Monmouth und Lord Russel, keine entscheidenden Schritte zu thun, und Lord Russel hätte folglich alle Zeit gehabt, sich durch die Flucht der ihn bedrohenden Verhaftung zu entziehen. Er that es nicht, sondern wartete sie gelassen ab. Warum er das that? Wir argwöhnen, weil es ihn im Stillen schmeichelte und reizte, ein Märtyrer seiner Ueberzeugung zu werden. Schon längere Zeit vorher hatte er gegen einen Freund geäußert: „er wisse sehr gut, daß er als Opfer fallen werde; die Willkühr könne in England nur zur Herrschaft gelangen, indem sie durch sein Blut wate.“ An seine Frau und seine Kinder scheint er nicht gedacht zu haben, eben so wenig an den Ausspruch, daß „der weise Mann sich heute für morgen erhält“, weil er das Gute, welches er im Augenblick nicht vermag, nach Jahren dennoch zu Stande bringen kann. Lord Russel war eben ein Fanatiker für die Pflicht, und sah sie immer nur in dem, was zu thun gerade vor ihm lag. Ein Mann, der weiter gedacht hätte, würde wahrscheinlich auf den Kontinent gegangen sein und dort in Sicherheit und Ruhe geharrt haben, bis die Verhältnisse sich wieder günstig für sein Wirken gestaltet hätten. Lord Russel, dessen Freunde, leider, seine idealische Verblendung getheilt zu haben scheinen, folgte weder dem Beispiel des Herzogs von Monmouth, der sich gar nicht erst verhaften ließ, noch dem Lord Gray's, welcher dem Boten, der ihn in das Gefängniß bringen sollte, an der Thür des Towers selbst entsprang. Er blieb ruhig in seinem Hause, und ließ sich gelassen in seinem Studirzimmer verhaften und vor den König und den Geheimrath führen. Dort zeigte er sich keineswegs gefaßt und stark, und als er in den Tower gebracht wurde, sagte er zu seinem Diener Taunton: „es sei ausgemacht, man werde ihm das Leben nehmen.“ Als Taunton antwortete: „ihm das zu nehmen stände hoffentlich nicht in der Macht seiner Feinde,“ sprach Lord Russel: „Ja, der Teufel ist los.“ Noch ein Mal, wenn er das wußte, warum floh er nicht und erhielt sich nicht seiner edlen Frau, die mit einer so seltenen, großen Treue an ihm hing?

Sie erscheint in dieser Prüfung, welche der Gatte selbst über sich und sie gebracht, schöner und herrlicher als je.



Verhaftung Lord Russel's in seinem Studirzimmer.

Ihre Seele war eine für das Unglück. Kein Vorwurf gegen Russel, keine Klage über sich, nur Muth, Thätigkeit und Ringen, um dem Liebsten zu helfen. Er war schwer angeklagt; Verschwörer, wenn man Shaftesbury's Plan eine Verschwörung nennen darf, waren Zeugen geworden, unter ihnen befand sich Lord Howard, der, wenn nicht ein Freund, so doch ein genauer Bekannter Russel's und seiner Freunde war. Sein Zeugniß wurde dadurch vorzüglich kompromittirend für Russel sowol wie für sämmtliche vornehmere Verdächtige. Trotz aller dieser drohenden Umstände, und trotzdem, daß er sich bei seinem ersten Schritt in den Tower als „einen verlorenen Mann" angesehen hatte, war Lord Russel gefaßt und ruhig. Nun er einmal das Verhängniß hatte über sich kommen lassen, ertrug er es mit männlicher

Würde und mit christlicher Ergebung. Der Herzog von Monmouth ließ ihm anbieten, er wolle sich freiwillig stellen, wenn er ihm dadurch etwas helfen könne. Lord Russel antwortete: „es könne ihm nicht zum Vortheil dienen, seine Freunde mit sich sterben zu sehen."

Am 26. Juni 1683 war Lord Russel verhaftet worden, am 13. Juli wurde in Old-Bailey über ihn Gericht gehalten. Seine Frau war an seiner Seite. Das Billet, in welchem sie ihn um Erlaubniß dazu bittet, ist erhalten worden, es lautet: „Da Eure Freunde glauben, ich könne Euch vor Gericht irgend etwas nützen, so möchte ich es gern versuchen. Ich werde Standhaftigkeit genug haben, habt auch Ihr welche. Es könnte sein, der Gerichtshof wollte mich nicht lassen, doch bitte, laßt mich versuchen."

Ihr Gesuch wurde gewährt. Sie erschien, wie sie ihrem Gatten versprochen hatte, standhaft in dieser schweren Stunde. Nicht umsonst hatte sie ein Jahr nach der Geburt ihres Sohnes die bedeutungsvollen Worte geschrieben: „Mein großes Bestreben ist, die Empfindung meines Glückes so zu dämpfen, daß, wenn die Zeit kommt, wo entweder ich es verlassen, oder von ihm verlassen werden muß, ich das Eine willig thun und auf das Andere einigermaßen vorbereitet sein möge." Die starke Frau hatte ihr Herz durch das höchste Glück nicht in Sorglosigkeit einwiegen lassen, darum fand jetzt der Schmerz es wach, bereit und muthig.

Lord Russel frug, ob Jemand für ihn Notizen niederschreiben dürfe. Der Lord Oberrichter antwortete: „Ja, irgend ein Diener." — „Meine Frau ist hier, Mylord, um es zu thun," sagte der Gefangene. „Wenn Mylady die Mühe übernehmen will," entgegnete der Lord Oberrichter artig. Ach, sie hätte wol Schwereres übernommen, den geliebten Gatten zu retten.

Es fehlte ihm nicht an Zeugen, die für ihn sprachen. Der Herzog von Somerset, die Lords Anglesey, Cavendish, Clifford, mehrere Geistliche, von denen Dr. Burnet und Dr. Tillotson ihm später im Gefängniß und auf dem Schaffot beistanden, so wie noch einige andere Herren erklärten es sämmtlich für ihre innerste Ueberzeugung, daß Lord Russel auch nur in Gedanken eines solchen Verbrechens völlig unfähig sei. Der eine der Zeugen, Herr Gore, äußerte sich in folgenden merkwürdigen Worten: „Ich bin seit mehreren Jahren mit Mylord bekannt und habe viel mit ihm verkehrt. Ich hielt ihn für einen der besten Söhne, der besten Väter, der besten Herren, der besten Ehemänner und der besten Christen."

Trotz dieser Zeugnisse und trotz seiner eigenen vortrefflichen Vertheidigung wurde Lord Russel verurtheilt. Verurtheilt wie Lord Stafford, mit

denselben fürchterlichen Zuthaten des Todes, die zu widerlich sind, um hergezählt zu werden. Karl milderte auch in diesem Falle das Urtheil, und setzte mit schneidender Ironie hinzu: „Lord Russel soll sehen, daß ich die Macht dazu habe, obgleich er es bei Lord Stafford bezweifelt hat.“

Russel vollständig zu begnadigen, ließ der König sich nicht bewegen. Er soll später zu Monmouth gesagt haben, daß er es gern gethan haben würde, hätte er nicht zugleich mit seinem Bruder brechen müssen. Es könnte aber auch sein, daß er recht zufrieden war, sich eines so unbequemen Unterthans mit einem Schein von Recht entledigen zu können. Wenigstens scheint die Antwort dafür zu sprechen, welche er dem Lord Dartmouth ertheilte. Dieser stellte ihm nämlich vor, durch Russel's Begnadigung würde eine große und zahlreiche Familie dem König auf ewig verpflichtet, Russel's Tod dagegen nie vergessen werden; auch sei auf Southampton's Tochter und ihre Kinder wol einige Rücksicht zu nehmen, indem „der tugendhafte Graf“, wie Southampton häufig genannt wurde, unverbrüchlich treu an Karl I. gehalten habe. Der König erwiederte: „Das ist Alles wahr, aber eben so wahr ist es, daß er mir das Leben nehmen wird, wenn ich es ihm nicht nehme.“ Als, wie man erzählt, der Graf von Bedford ihm heimlich funfzig- oder gar hunderttausend Pfund für die Begnadigung seines Sohnes anbieten ließ, soll Karl geantwortet haben: „er wolle sein und seiner Unterthanen Blut nicht so wohlfeil anschlagen.“

Der greise Bedford schrieb auch offen an den König. Sein Brief „zeigt demüthig“, daß ihm des Königs Gegenwart untersagt war, sonst würde er sich zu den „königlichen Füßen“ geworfen und die „königliche Gnade“ angefleht haben. „Für viel glücklicher“, fährt er fort, „würde er sich halten, wenn ihm mit Weib und Kindern nur noch Brod und Wasser gelassen würde, als wenn er seinen lieben Sohn wegen eines solchen entehrenden Verbrechens verlieren müßte.“ Lord Russel schrieb ebenfalls, sowol an den König, wie an den Herzog. Diesen letzteren Brief brachte Lady Russel selbst der Herzogin von York. Sie ließ Nichts unversucht, was den Gatten retten konnte; er sah es mit einer Art Unbehagen und wünschte, sie möchte es aufgeben, wollte ihr aber nicht Einhalt gebieten, weil es ihr später einen Trost gewähren könne. Auch die Briefe hatte er nur auf ihr Andringen geschrieben, so schwer es ihm wurde, sich vor dem Könige und hauptsächlich vor dem Herzoge zu demüthigen. Es liegt in Charakteren, wie dem Lord Russel's, daß sie nachgeben, wenn es zu spät ist. Daß es zu spät war, wußte er. Lady Rachael mußte es endlich ebenfalls erkennen. Aber auch der entsetzlichen

Gewißheit hielt sie muthig Stand. Sie beunruhigte den geliebten Mann nicht mit ihrem Schmerze, sie verschloß ihn in sich selbst. Lord Russel wußte ihr das Dank, er kannte ihre Liebe zu ihm, er fühlte voraus, was sie würde leiden müssen, wenn Alles vorüber und sie nicht länger durch die Nothwendigkeit zur Selbstbeherrschung gezwungen sein würde. Nur wenn er von ihr sprach, wurde er weich, und doch konnte er nicht aufhören, von ihr zu sprechen. Die Art, wie er es that, ehrt ihn und sie. So, wie er während dieser letzten Woche im Kerker sich zeigte, begreift man, daß er einer Frau, wie Lady Rachael, eine so grenzenlose, fast anbetende Liebe einflößen konnte. Es war nichts Falsches in ihm, nichts Niedriges und nichts Gemeines. Innerhalb seiner Beschränkung war Alles klar und fest. Die Schwäche, welche ihn dahin brachte, um sein Leben zu bitten, macht ihn uns liebenswürdig; wir wünschten nur, daß er schon früher so menschlich schwach gewesen wäre und sich nicht zu unnatürlicher Härte gezwungen hätte. Diese Nachgiebigkeit abgerechnet, beweist er nach seiner Verurtheilung eine heitere Stärke, wie nur ein in sich selbst sicherer religiöser Glaube sie verleihen kann. Gegen seine Widersacher und Ankläger sprach er die christlichsten Gesinnungen aus; an den König richtete er einen Brief, worin er ihn mit edler Freimüthigkeit um Verzeihung bittet. Dieses Schreiben sollte dem König erst nach Russel's Hinrichtung übergeben werden, Lady Rachael jedoch wagte es, den Anordnungen des Gatten in so fern zuwider zu handeln, daß sie eine Abschrift des Briefes an den König gelangen ließ, bevor es zu spät wurde. Es war, wie Dr. Burnet ihr schrieb, „das Letzte", und es schlug gleichfalls fehl.

Lord Russel hatte unter seinen vielen Freunden zwei besonders vertraute gehabt, die Lords Essex und Cavendish. Der Erstere hatte nicht fliehen wollen, um durch seine Flucht Lord Russel, der bereits festgenommen war, nicht etwa noch mehr zu verdächtigen. In den Tower gebracht, verlor er den Muth oder die Besinnung und schnitt sich den Hals durch, wie Lord Russel glaubte, aus Reue darüber, daß er seinen Freund mit ihrer Beider spätern Angeber, Lord Howard, bekannt gemacht habe. Lord Cavendish war nicht in die Verschwörung verwickelt und folglich auf freiem Fuße, und ließ Lord Russel den Vorschlag machen, die Kleider mit ihm zu wechseln und im Gefängniß zu bleiben, während Lord Russel sich flüchten sollte. Der Gefangene lehnte das Anerbieten dankbar ab. Es dürfte wie ein Bekenntniß der Schuld aussehen, wenn er flöhe, meinte er, und dann fürchtete er auch, noch größern Verdacht auf seine Genossen zu bringen. Zu einem Widerruf war er ebenfalls nicht zu bewegen, obgleich Dr. Tillotson darin das

einzige Mittel sah, den König noch zu erweichen. Daß Lady Rachael ihn in Allem, was seine Ueberzeugungen betraf, gänzlich seinem Gewissen überließ, erkannte er bewundernd an. „Was für eine Woche würde ich zugebracht haben," äußerte er noch am Abend vor seiner Hinrichtung, „wenn sie mir angelegen hätte, den Angeber zu machen und ein Lord Howard zu werden!"

Als er so von ihr sprach, hatten Beide schon den letzten Abschied genommen. Am Nachmittage waren seine Kinder bei ihm gewesen. Er hatte sie mit seiner gewohnten Zärtlichkeit, aber ohne alle Erschütterung empfangen, gesegnet und entlassen. Zu seiner Gemahlin sagte er mit der gleichen heiteren Fassung: „Bleibt zum Abendessen bei mir, laßt uns zum letzten Male irdische Speise miteinander genießen." Nach dem Mahle sprach er lange von seinen beiden Töchterchen. Um zehn Uhr schied Lady Rachael von ihm. Er küßte sie vier bis fünf Mal, dann trennten sie sich in einem starken, gesammelten Schweigen. Was hätten sie einander auch sagen sollen? Erst als die heldenmüthige Frau den Kerker verlassen hatte, fand Lord Russel wieder Worte, und sagte: „Jetzt ist des Todes Bitterkeit vorüber."

Am Morgen seines Todes stand er so ruhig auf, als hätte er sich blos zu einer kleinen Reise zu bereiten. Zum letzten Mal seine Uhr aufziehend, sprach er: „Mit der Zeit bin ich nun fertig, jetzt kommt die Ewigkeit." Die letzte Thräne in seinem Auge sah man, als der Weg nach der Richtstätte unfern seines Hauses vorbeiführte. Seine letzten Aufträge waren für Southampton-House und Bedford-House, die Häuser seines Weibes und seines Vaters. Am 21. Juli 1683 fiel sein Haupt.

Wie Lady Rachael die ersten Tage ihres Wittwenstandes durchlebte, das hat nicht sie, noch irgend Jemand sonst erzählt. Nach der Größe ihrer Liebe kann man die ihres Schmerzes abmessen. Wer ihr in dieser Zeit gewiß mehr als noch je fehlte, das war die geliebte, treue Schwester, Lady Elisabeth Noel, welche sie 1679 verloren hatte. Auch ihre Schwester Northumberland war nicht in England, und was für Trost sie in Woburn-Abbey fand, wohin sie einen Monat nach dem Tode ihres Geliebten reiste, um bis zum nächsten Frühling dort zu bleiben, das entnimmt man aus einem Briefe, den sie im September an einen würdigen, befreundeten Geistlichen schrieb. Rührender kann ein plötzlich verwaistes Herz nicht klagen.

Im Frühling wollte Lady Rachael sich überwinden und nach Stratton gehen, nach „dear Stratton", wo einst ihr Glück so heimlich wohnte. Sie zitterte vor dieser Nothwendigkeit und sie wurde ihr erspart, aber nur durch neue Prüfungen: den Tod ihrer Schwiegermutter, und die Krankheit ihres Sohnes.

In der Angst um ihn empfand sie zum ersten Male wieder, daß ihr Herz noch lebte. Von nun an bestrebte sie sich, die Gattin etwas mehr über die Mutter zu vergessen, und dieses redliche Ringen trug seine Frucht. Glücklich konnte Lady Rachael nicht mehr werden, auch nur einen Augenblick zu vergessen vermochte sie niemals; aber gefaßter wurde sie, stärker, ergebener, und als Lord Cavendish, später Graf von Devonshire, für seinen Sohn um die Hand ihrer ältesten Tochter anhielt, da konnte sie diesen ehrenvollen Antrag bereits „als einen Lichtschimmer bezeichnen, den sie in ihren dunklen Tagen nicht erwartet habe."

„Miß Karterine", wie die jüngste Tochter in einem zärtlichen Briefe des alten Großvaters genannt wird, machte eine gleich glänzende Heirath. Die Erziehung des einzigen Sohnes gelang Lady Rachael, wie sie es verdient. Mit der Familie ihres betrauerten Gatten blieb sie im innigsten Verhältniß, nicht minder mit ihrer eigenen und der ihres ersten Gemahls. Als 1689 die Thronfolge auf die älteste Tochter Jacob's II., auf die Prinzessin von Oranien, und durch sie auf ihren Gemahl überging, wurde Lord Russel gerichtlich für unschuldig erklärt, und der Graf von Bedford, hauptsächlich als Vater eines solchen Sohnes, zum Herzog erhoben. Der Tag des Glanzes war für die gebeugte und gedemüthigte Familie aufgegangen; doch Lady Rachael, die ernste, stille Wittwe, wurde nicht geblendet. Sie erkannt dankbar an, was ihr Gutes begegnete, aber sie überhob sich nicht und triumphirte nicht über die Niederlage ihrer Feinde.

Auch fehlte es ihr selbst in ihren spätern Jahren nicht an Prüfungen. Die Gefahr des Blindwerdens wurde durch eine Operation glücklich von ihr abgewendet, indessen hatte sie doch die Furcht davor erst erdulden müssen. Ihr Sohn, durch den Tod des Großvaters Herzog von Bedford geworden, starb, einunddreißig Jahr alt, nicht lange darauf ihre jüngste Tochter, die Herzogin von Rutland. Die Herzogin von Devonshire allein überlebte die Mutter, welche am 29. September 1723 endlich zur Ruhe gehen durfte.

Unter ihren Papieren fand sich, mit vor Alter zitternder Hand geschrieben, eine Art Beichte vor, in welcher sie über ihr Leben und sich selbst urtheilt. Es ist ein Denkmal sittlicher Strenge und hoher Frömmigkeit. Nicht einen Fehler verzeiht sie sich, nicht eine Wohlthat Gottes vergißt sie. Aber auch ihrer tiefsten Liebe und ihres bittersten Leides gedenkt sie noch immer. Sie war bis zum Greisenalter das treue, zärtliche Weib geblieben.



)as Buch denkw. Frauen. S. 129. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Maria Theresia.



IX.

Maria Theresia.

(Geb. 1717, gest. 1780.)

Vor Allem war es das Familienhafte in ihrem Privatleben, was sie so beliebt machte.

Adam Wolf: Aus dem Hofleben Maria Theresia's.

Nicht in der Natur, wol aber in der Geschichte der Familien findet häufig die Erscheinung statt, daß ein Stamm vor seinem Absterben noch einen recht prächtigen Blütenzweig treibt; so der uralte Stamm der österreichischen Habsburger, seine letzte Fürstin Maria Theresia, die älteste Tochter Kaiser Karl's VI. von Elisabeth Christine von Braunschweig.

Am 13. Mai 1717 um drei Uhr Morgens geboren, hatte sie zu Pathen zwei Kaiserinnen, ihre Großmutter und ihre Tante, Eleonore Magdalena, Wittwe Leopold's I., und Wilhelmine Amalie, Wittwe Joseph's I. Pabst Clemens XI. wurde durch seinen Nuntius Spinola vertreten.

Die Taufe fand noch denselben Abend statt, und zwar so prächtig, daß man billiger Weise darüber erstaunen darf, wie Alles dazu im Laufe eines einzigen Tages „vorgekehrt“ werden konnte. „Die Ritterstube“, sagt eine Beschreibung, die vor hundert Jahren in Leipzig erschien, „die Ritterstube wurde mit kostbaren, von Gold, Silber und Seiden gewirkten Tapezereyen ausspalirt, auch mit vielen kristallinen Handblakern und andern Wandleuchtern beleuchtet, sodann nächst der Thüre, wo man aus der Trabantenstube hineingeht, ein Baldachin von Goldstück aufgemacht, und darunter ein Altar, staffelhoch errichtet. Auf diesem Altar war ein groß silbernes Crucifix mit silbernen Leuchtern, ingleichen das große und kleine Taufbecken, darin das Taufwasser war, in welches man 5 Tropfen aus dem Flusse Jordan hineingelassen. Neben dem besagten Altar zur rechten Seite war ein mit einem roth sammeten und mit goldenen Borden bebrämten Teppich bedeckter Tisch, und darauf auch ein silbernes Crucifix sammt zween dergleichen Leuchtern und einem rothsammeten Polster mit goldenen Borden, darauf nachgehends die durchlauchtigste Erzherzogin gelegt worden. Nächst diesem Tisch, gerad gegen den Altar, stand ein mit Goldstück überzogener Lehnstuhl für Ihro regierende kaiserliche Majest. und die verwittibte kaiserl. Majestät, auch nach diesen ein Betstuhl mit rothem Sammet und güldenen Borden für die durchl. Erzherzoginnen; dann gegenüber war auch ein mit rothen Sammet bedeckter Stuhl für den päbstlichen Nuntius Spinola und den venetianischen Botschafter, Ritter Grimani, und über die Thür, da man sonst in die erste Antichamber zu gehen pflegt, ein Gerüst für die kaiserliche Hofmusik aufgebauet, und mit Tapezereyen gekleidet.“

Gewiß ist das Lokal glänzend, und die Ceremonie entsprach ihm. Der kaiserliche Vater trug ein gold- und silbergesticktes Mantelkleid und eine rothe Feder auf dem Hut. Die kaiserlichen Wittwen gingen wie immer schwarz, hatten aber viele Diamanten; die Erzherzoginnen, des Kaisers Schwestern und Nichten, hatten „goldstückene Kleider“, die anwesenden Damen desgleichen. Die kaiserliche Aya, Reichsgräfin von Thurn, holte die Erzherzogin auf einem weißen Atlaskissen aus dem Schlafzimmer der Kaiserin; der Obersthofmeister, Fürst von Liechtenstein, trug sie in die Ritterstube, die Großmutter hielt sie über die Taufe, und der Bischof von Wien, Graf von Kollonitsch, verrichtete die heilige Handlung.

Ein Jahr vor der so herrlich getauften Erzherzogin war ihren Eltern nach mehrjähriger Ehe das erste Kind, ein Knabe, geschenkt, aber kaum sieben Monate alt ihnen wieder genommen worden. Auf Maria Theresia folgten

nur noch zwei Erzherzoginnen, sie wurde folglich als Erbin betrachtet und zur Regentin erzogen. Ihr Lieblingsstudium war die Geschichte; Latein, Französisch und Italienisch lernte sie gründlich, Musik und Tanzen wurde jedoch auch nicht vernachlässigt. Die Stelle der Hofmeisterin oder Aja bei ihr nahmen nach einander die Gräfinnen von Thurn, von Stubenberg und von Fuchs ein. Diese letztere, eine kluge, feine und dabei wohlwollende Dame, welche „unter Männern und Frauen keinen Feind hatte", wurde später Obersthofmeisterin und war von Maria Theresia so geliebt, daß bei ihrem 1754 erfolgten Tode die Kaiserin acht Tage lang Niemand empfing, und die Leiche bei den Kapuzinern in der kaiserlichen Familiengruft beisetzen ließ. Kaiser Franz I. liebte die Gräfin ebenfalls sehr, und brachte gern seine Abende bei ihr zu. Beide mochten sich wol erinnern, daß sie hauptsächlich es gewesen war, die ihrer keimenden Liebe das Wort geredet hatte.

Franz Stephan, Erbprinz von Lothringen, war 1721 nach Wien gekommen und vom Kaiser Karl VI. väterlich aufgenommen worden. Bei dem Tode seines Vaters Leopold ging er 1729 nach Lothringen, um die Regierung anzutreten, kehrte aber, indem er seine Mutter als Regentin dort ließ, nach Oesterreich zurück, wo der Kaiser ihn zum Statthalter von Ungarn ernannte. Franz Stephan war in seiner Jugend männlich schön, von frischer Farbe, mit einem kleinen Mund, der sehr einnehmend zu lächeln verstand, mit großen, fast dunkelblauen Augen. Maria Theresia war für eine Frau ungewöhnlich groß, dabei schlank und in den schönsten Verhältnissen gebaut, das Gesicht ein reines Oval von blendender Farbe, mit gebogener Nase und überaus lieblichem Mund, das Haar blond. Es war ein schönes Paar und eine treue Liebe, wie sie an einem Hofe zwischen Fürsten wenigstens selten entstehen mag, weil sich selten wie hier die Gelegenheit der Jugendbekanntschaft dazu bietet. Die Gesinnung des Kaisers und der Kaiserin war dem lothringischen Prinzen nicht minder günstig, als die Neigung Theresens, und trotz mancher Intriguen von Frankreich und Spanien durfte Franz Stephan am 31. Januar 1736 die feierliche persönliche Anwerbung um die Erzherzogin thun.

Der Herzog trug bei dieser Gelegenheit ein mit Silber durchwirktes kastanienbraunes Sammetkleid, welches auf den Nähten mit Gold gestickt, mit großen Brillantknöpfen besetzt und an 300,000 Gulden werth war. In diesem prachtvollen Anzug begab der Herzog sich nach der „zweiten kaiserlichen Antichambre", an deren Thür der Oberst-Hofmarschall ihn empfing.

Die Kavaliere, welche ihm vorangeschritten, waren im ersten Vorgemache geblieben, ihn geleitete der Oberst-Hofmeister bis an die Thür der kaiserlichen Retirade (Privatgemächer), unter welcher der Kaiser selbst ihn begrüßte. Die Thüren wurden sogleich geschlossen, „und so lange die Prinzen sich drinnen aufhielten, nicht geöffnet.“ Der Herzog empfing das Jawort, wurde vom Kaiser wieder bis an die Thür geleitet und begab sich mit seiner Begleitung zur regierenden Kaiserin, wo jedoch die Thüren offen blieben, so daß Jedermann sehen konnte, wie der Herzog auch hier „die förmliche Anwerbung verrichtete“, und dann der Kaiserin sein Miniaturbild überreichte, welches nicht nur mit äußerst kostbaren Diamanten eingefaßt, sondern auch statt des Glases mit einem einzigen Diamanten bedeckt war. Die Kaiserin heftete es der Erzherzogin an die Brust, der Herzog machte seiner Braut „das Compliment“, worauf sie mit großer Zärtlichkeit antwortete, und darauf ging er zuerst wieder in die Retirade zum Kaiser und dann zu der „verwittibten“ Kaiserin Amalie, welche zu diesem feierlichen Tage aus dem Kloster, „wo sie sich mehrentheils aufhielte, sich nach der kaiserlichen Burg erhoben.“

Mit gleichem Pomp wurde am 12. Februar desselben Jahres die Vermählung begangen, zu welcher der Herzog um vier Uhr Nachmittag von Preßburg auf der kaiserlichen Burg ankam. Im Zimmer des Oberst-Kammerherrn, Grafen von Cobentzl, legte er weiße Strümpfe und Schuhe an, hing ein Mantelkleid von „Silberstück“ um, das Ordensband des goldenen Vließes an, setzte einen weißen Hut auf, und wartete, bis es Zeit war, sich zum Kaiser zu begeben, welcher ihm drei Schritte entgegentrat. Um sechs Uhr verfügte der Trauzug sich „über die dazu verfertigte neue Stiegen“ nach der Hofkirche zu den Augustiner-Barfüßern. Der Herzog kam zuerst, dann der Kaiser, ihm folgte die Braut, welcher die Gräfin Fuchs die Schleppe trug, in einem Kleid von Silberstück mit Perlen und Diamanten, zwischen den beiden Kaiserinnen, der regierenden und der verwittweten. Der päbstliche Nuntius, Passionei, vollzog die Trauung, am Abend war offene Tafel für das kaiserliche Haus, in andern Zimmern herrliche Bewirthung des hohen Adels, am 13. Februar italienische Oper, am 14. Maskerade im spanischen Saale. Die Stände der verschiedenen Länder gaben zusammen 440,000 Gulden Fräuleinsteuer, die Kaiserin schenkte ihrer Tochter zwölf der kostbarsten Haarnadeln, die Kaiserin Amalie verehrte ihr „ein Kehlband und Ohrengeheng“ von 120,000 Gulden Werth, der Pabst schickte eine goldene Rose.



Maria Theresia und Franz Stephan.

Genug, die Freude war so groß, als hätte die Erbin Oesterreichs, Ungarns und Böhmens sich mit dem reichsten und mächtigsten Fürsten der Christenheit vermählt.

Statt dessen brachte Franz Stephan seiner kaiserlichen Braut Nichts weiter mit, als das Großherzogthum Toskana. Man hatte es ihm zum Ersatze für Lothringen überlassen, welches an Frankreich abzutreten er bei der Beendigung des polnischen Successionskrieges freundlich genöthigt worden war. Obgleich nun ein italienischer Fürst, blieb er doch seinen Neigungen nach Franzose. Seine Erziehung in Wien hatte darin an ihm auch Nichts geändert, was sehr erklärlich war, da man damals am kaiserlichen Hofe eher Alles sprach, als deutsch. Ließ Maria Theresia sich herbei, ihre Muttersprache zu reden, so bediente sie sich, wie Caroline Pichler gerade heraus sagt, „des gemeinen österreichischen Jargons.“ Eines Tages kam ein Fräulein aus Sachsen, welches erst kürzlich als Kammerdienerin bei ihr angestellt worden war, ganz erschrocken zu Fräulein von Hieronymus, damals Vorleserin der Kaiserin, später Mutter der Pichler. Ihre Majestät hatte das Blabe Buich verlangt, und die arme Sächsin wußte durchaus nicht, was sie bringen sollte. Lächelnd reichte die Hieronymus ihr ein „blaues Buch“, worin die Kaiserin eben las; die Sächsin war zwar ganz

und gar nicht überzeugt, übergab aber doch das blaue Buch, und es war glücklich das „Blabe Buich."

Indessen war das für die Zeit, in welcher Maria Theresia lebte, ohne alle Bedeutung, und die richtige Kenntniß der andern Sprachen, welche in ihrem so aus allen Ländern zusammenererbten Reiche gesprochen wurden, für sie weit wichtiger, als ein grammatikalisches Deutsch. Das Italienische z. B. brauchte sie gleich, als sie ihren Gemahl 1739 auf einer Reise in sein neues Land begleitete und in Mantua die Damen des lombardischen Adels empfing. Sie machte sowol hier, wie in Florenz, durch Leutseligkeit und Einfachheit den angenehmsten Eindruck. Es war noch ihre sorglose Zeit, wo ihr größter Gram in der Sehnsucht nach dem Gemahl bestand, wenn er nach Ungarn in den Türkenkrieg ging.

Bald genug sollte die erste Sturmperiode ihres Lebens beginnen. Der Tod ihres ältesten Kindes im Juni 1740 war gleichsam das erste schwüle Vorwehen davon. Der des Vaters, welcher im Oktober desselben Jahres erfolgte, machte Maria Theresia zur Selbstherrscherin, gab sie aber zugleich Gefahren Preis, wie sie nicht bald eine junge Fürstin bedrängt haben.

Mehr als ein Mal waren für das Haus Habsburg, welches sich mit den Enkeln Maximilian's I., Kaiser Karl V. und Kaiser Ferdinand I., in die spanische und die deutsche Linie getheilt hatte, Erbfolgegesetze gegeben worden. Noch 1703 hatte Leopold I. zwischen seinen Söhnen Joseph und Karl, und zwar mit ihrer beiderseitigen Zustimmung, einen Vergleich entworfen, nach welchem Karl, welcher eben als Karl III. den durch seinen Oheim Karl II. erledigten spanischen Thron in Anspruch nahm, seinem Bruder Joseph in Deutschland nachfolgen sollte, im Fall nämlich Joseph ohne männliche Erben sterbe. Trat dasselbe bei ihm ein, so fiel die Thronfolge in Spanien auf Joseph, und bei seinem Ableben zunächst eben so gut wie in Deutschland auf seine Nachkommen, welchen Geschlechtes sie auch sein mochten. Hinterließen beide Brüder nur Töchter, so folgten die carolinischen Erzherzoginnen den josephinischen erst dann, wenn keine Erben mehr von diesen vorhanden waren.

Karl III. fand es nicht gemächlich, den spanischen Thron zu behaupten. Seine Mutter, Margarethe Theresia, war nur die jüngere Schwester Karl's II. gewesen, und Ludwig XIV., welcher die ältere, Maria Theresia, zur Gemahlin gehabt hatte, erhob die bekannten Ansprüche für seinen Enkel, Philipp von Anjou. Umsonst unterstützte Joseph I., welcher

1705 dem Vater als Kaiser gefolgt, lebhaft die Rechte des Bruders; Karl war, als Joseph 1711 seinerseits ihm als Erbe die Kaiserwürde überließ, äußerst zufrieden, die angefochtene spanische Krone mit denen von Oesterreich, Ungarn und Böhmen vertauschen zu können.

Karl VI. scheint, einmal im Besitz der Erbstaaten, keine andere Sorge, ja, keinen andern Gedanken gehabt zu haben, als die Thronfolge seiner Nachkommenschaft. Obgleich bereits 1708 zu Barcelona vermählt, hatte er doch noch keine Kinder, entwarf indessen nichts destoweniger, sobald der spanische Erbfolgekrieg gütlich beendigt war, 1713 ein neues Familiengesetz, nach welchem, vorausgesetzt, daß er keinen Sohn, sondern nur Töchter hinterließe, zuvörderst diese, die carolinischen, und erst nach ihnen die josephinischen und leopoldinischen Erzherzoginnen, d. h. seine Nichten und Schwestern, nachfolgen sollten. Das war die berühmte pragmatische Sanktion, welche sämmtliche Kriege unter der Regierung Maria Theresia's veranlaßte. Umsonst hatte die älteste Tochter Joseph's I., Maria Josepha, 1719 bei ihrer Vermählung mit dem Churprinzen von Sachsen die pragmatische Sanktion beschworen; umsonst hatte ihre Schwester, Maria Amalia, dasselbe gethan, als sie sich 1722 mit dem Churprinzen von Bayern verheirathete; umsonst ließ Karl sich die Sanktion, welche 1724 von den Ständen der Erblande angenommen wurde, von allen europäischen Mächten garantiren. Kaum war er am 20. Oktober 1740 verschieden, kaum hatte Maria Theresia ihre reiche Erbschaft angetreten und sich als Selbstherrscherin huldigen lassen, so zeigte es sich, was alles dieses Anerkennen und Garantiren werth war. Ein „Herr Hofrath Schmauß“, welcher damals unter dem Titel „Gedanken über den gegenwärtigen Zustand der Balance von Europa“ eine Abhandlung schrieb, sagt darin richtig: „Die Garantie ist nichts anders, als das Recht, sich unter Anführung der Obliegenheit eines Garants in andere Händel zu mischen, wenn man es seinem Interesse gemäß erachtet, und hinwiederum, wenn man keine Lust hat zu helfen, unter allerlei Vorwand, sich der Garantie zu entbrechen, die Hände in den Schooß zu legen und ruhig geschehen zu lassen, daß der Andere depossedirt wird.“ Ganz so verhielt es sich jetzt mit Maria Theresia. Ein Theil der Mächte suchte sie zu „depossediren“, der andere Theil half oder sah zu; kurz, es war ganz eben so, als wäre die pragmatische Sanktion nicht garantirt worden. Prinz Eugen von Savoyen hatte sehr Recht, wenn er behauptete: eine starke Armee und die Kasten voll Geld wären die besten Garantieen.

Churbayern erschien zuerst als fordernder Theil, und zwar verlangte es etwas viel, d. h. nicht weniger, als die ganze Nachfolge. Es stützte sich mit dieser Forderung auf das Testament Ferdinand's I., nach welchem, sollten die Söhne des Kaisers keine ehelichen Erben hinterlassen, die Töchter ihnen folgen sollten. Bayern behauptete: unter ehelichen Erben seien männliche zu verstehen, und da die älteste Tochter Ferdinand's I., Anna, die Gemahlin Albert's V. von Bayern war, so betrachtete Karl Albert, seit 1726 Churfürst, sich als direkten Erben seiner Urmutter Anna, that durch seinen Gesandten in Wien förmliche Einsprache gegen die Besitznahme durch Maria Theresia, und nannte diese kurzweg Großherzogin von Toskana, während er selbst die Titel eines Königs in Ungarn und Böhmen und eines Erzherzogs in Oesterreich annahm.

Während Bayern blos noch forderte, ging Preußen weiter und nahm. Allerdings wollte es nicht so übermäßig viel wie Bayern, sondern nur einige schlesische Herzogthümer, aber es wartete doch nicht ab, daß sie ihm gegeben würden, sondern griff zu und nahm sie weg. Es war sehr artig gegen Maria Theresia, erkannte sie in allen ihren Titeln und Besitzungen unumschränkt an, nur besetzte es Schlesien.

Chursachsen meldete sich desgleichen als geschädigt und unzufrieden. Maria Theresia hatte Franz Stephan zum Mitregenten angenommen und ihm zugleich die böhmische Churstimme übertragen. Sachsen behauptete: eine Frau könne im churfürstlichen Collegium nicht Sitz und Stimme haben, folglich die Königin von Böhmen ein Recht, welches sie nicht besitze, nicht übertragen, und die böhmische Churstimme müsse an Sachsen fallen.

Drohender und immer drohender zog es sich um den Thron der jungen Fürstin zusammen. Frankreich, welches versprochen, sie zu schützen und zu stützen, schloß einen Vertrag mit Bayern ab, sandte Karl Albert Hülfstruppen, und versprach ihm eine Diversion in den Niederlanden, während Spanien ebenfalls mit Ansprüchen hervortrat, und einstweilen Mailand, Parma und Toskana wegzunehmen gedachte. Die Generalstaaten konnten nicht zum Entschlusse der Hülfsleistung gelangen, Georg II. von England hatte ihn zwar gefaßt, mußte sich aber, da er seine deutschen Lande zugleich von Frankreich und Preußen bedroht sah, als Churfürst von Hannover zu einer Neutralitätserklärung bequemen. Im Oktober 1741 ließ Karl Albert sich zu Linz als Erzherzog in Oesterreich huldigen, im Dezember wurde er in Prag gekrönt, welches von den vereinten Heeren der Franzosen, Bayern und Sachsen genommen worden war. Böhmen schien so gut verloren, wie Schlesien.

Maria Theresia wich und wankte nicht. Sie schrieb an ihre Schwiegermutter: „Ich weiß nicht, ob man mir eine Stadt lassen wird, wo ich Wochen liegen kann,“ aber an Nachgeben dachte sie nicht. Die Ueberzeugung ihres Rechtes war fest in ihr, und an der hielt sie. In Wien nicht länger sicher, ging sie nach Presburg. Sie war schon ein Mal in diesem Jahre dort gewesen, als sie am 25. Juni feierlich die ungarische Krone empfing.



Maria Theresia bei den Ungarn.

In ungarischer Tracht, das Kleid von Silberstoff mit Gold gestickt und mit Brillanten, Rubinen und Smaragden besetzt, die feinen Spitzenärmel statt der Bänder von Brillantenschnüren festgehalten, hatte sie den Mantel des heiligen Stephan getragen, sein Schwert vor dem Hochaltar der Domkirche gezückt und dann auf dem Königsberge zu Pferde sitzend vier Streiche nach den vier Himmelsgegenden geführt. Sie hatte mit in die Höhe gerichteten Fingern geschworen, die Rechte der Ungarn zu ehren. Jetzt trat sie, auf dem Arme den Knaben, welcher ihr im Frühling dieses sturm- und drangvollen Jahres geschenkt worden, in die Mitte ihrer ungarischen Stände, und übergab sich und ihr Kind dem Schutze ihrer Treue. Da flammten die Säbel der ungarischen Magnaten, da erklang das denkwürdige **Moriamur pro**

rege nostro Maria Theresia! „Wir wollen sterben für unsern König Maria Theresia!" und die verfolgte Frau fühlte, daß sie wenigstens noch eine Zuflucht habe.

Sie hat es nie vergessen, was die Ungarn in jener Zeit an ihr gethan. Noch auf ihrem Todbette ließ sie ihnen dafür danken. Der Ruf ihrer begeisterten Loyalität war der erste Laut, welcher in der tiefen Nacht, die Maria Theresia umgab, das Wiedermorgenwerden verkündigte. Es kamen noch lange Jahre des Kämpfens, es erfolgten noch schmerzliche Verluste, es gingen noch Schlachten verloren, aber jene völlige Rath- und Hoffnungslosigkeit hörte allmälig auf, aus Feinden wurden Freunde, Siege wurden erfochten, die nächsten Lande wieder frei, und als im Oktober 1748 der Friede von Aachen sieben verhängnißvolle Kriegsjahre beendete, da hatte Oesterreich nur Parma und einen Theil von Schlesien zu betrauern; Karl Albert hatte lange schon im ewigen Schlafe vergessen, daß er einige traurige Jahre hindurch Kaiser gewesen und Karl VII. geheißen; statt seiner war zu Frankfurt Franz Stephan von Lothringen gekrönt worden, und Maria Theresia hatte, aus einem Fenster mit weißem Tuche winkend, dem Geliebten ihres Herzens triumphirend zurufen können: „Es lebe der Kaiser!"

Während der nun folgenden Friedensjahre, von 1748 bis 1756, bietet der Wiener Hof ein lebenvolles und farbenreiches fürstliches Familiengemälde dar. Junge Erzherzoge und Erzherzoginnen werden geboren und getauft, wachsen rings in die Höhe mit frischen Gesichtern, blonden Haaren und blauen Augen, müssen eifrig lernen, werden streng gehalten, aber dafür auch wieder hoch geehrt. Nicht länger heißen sie „Erzherzogliche Durchlaucht", sondern „Königliche Hoheit" werden sie genannt; jeder ihrer Geburts- oder Namenstage ist ein großer Galatag, die jungen Herren empfangen zu den Gratulationen den Adel und die Gesandten, speisen öffentlich mit den Majestäten und werden von den Kämmerern, die Erzherzoginnen von den Hofdamen bedient. Ein Mal hatte der Erzherzog Karl, ein talentvoller, aber etwas übermüthiger Brausekopf, die Mutter so gegen sich erzürnt, obwol er sonst ihr Liebling war, daß er am 1. Februar, seinem Geburtstage, nicht die Glückwünsche des Hofes empfangen durfte. Dagegen wird sein und seines Bruders Leopold Betragen sehr gerühmt, als sie 1755 in der Hofkapelle der Burg das goldene Vließ erhalten. Graf, später Fürst Joseph Khevenhüller, Oberstkämmerer Franz's I., dessen Tagebuche wir die vielen interessanten Einzelheiten über das damalige Wiener Hofleben verdanken, erzählt davon: „Die jungen Herren haben sich beide durch ihre noble Art

und die besondere Aufmerksamkeit, mit welcher sie dem ganzen Akt beiwohnten, ungemein distinguirt. Die Kaiserin sah mit einigen Damen aus dem Oratorium zu."

Die jungen Herrschaften hatten aber nicht blos Ehren, sondern auch Vergnügungen, besonders „maskirte Bälle." Am Hofe wurde dabei in der großen Rathsstube getanzt und in der „Anticamera" zu Abend gespeist. Die Kaiserin liebte diese Bälle sehr, und je bunter und toller die Masken waren, je mehr machte es ihr Freude. Die Direktoren mußten ihr jede Kleinigkeit berichten und die Listen der Masken vorlegen. Diese Maskenbälle wurden in den neuen Redoutensälen gegeben, die an der Stelle des 1748 abgebrochenen Opernhauses erbaut worden waren. Jeden Dienstag war einer, und auch in den anstoßenden Appartements durfte bis Ein Uhr getanzt werden. Die Kaiserin erschien gewöhnlich in einem blauen Domino, zog sich jedoch immer zeitig zurück. Einst wettete sie mit dem Kaiser, der sich rühmte, alle Masken zu kennen, sie werde sich von Jemand begleiten lassen, den zu errathen ihm unmöglich sein werde. In der That wählte sie einen Kavalier, den man eher überall vermuthet hätte, als auf einem Maskenball, den bekannten Duval, welcher vom Hirtenjungen Professor geworden und damals in Wien Direktor des Münzkabinets war. Duval hätte die große Ehre gern abgelehnt, aber die Kaiserin bestand auf seiner Begleitung und sagte, als sie seinen Arm nahm: „Duval, ich hoffe, daß Sie einen Menuet mit mir tanzen werden." — „Ach, Ew. Majestät", antwortete der arme Gelehrte, „ich habe in meinen Wäldern Nichts als Purzelbäume schlagen gelernt." Nichtsdestoweniger geleitete er die Kaiserin mit dem möglichst besten Anstand, und der Kaiser erkannte ihn erst, als Duval, wahrscheinlich um sich von der ungewohnten Galanterie zu erholen, hinausging und ein Glas Rum trank.

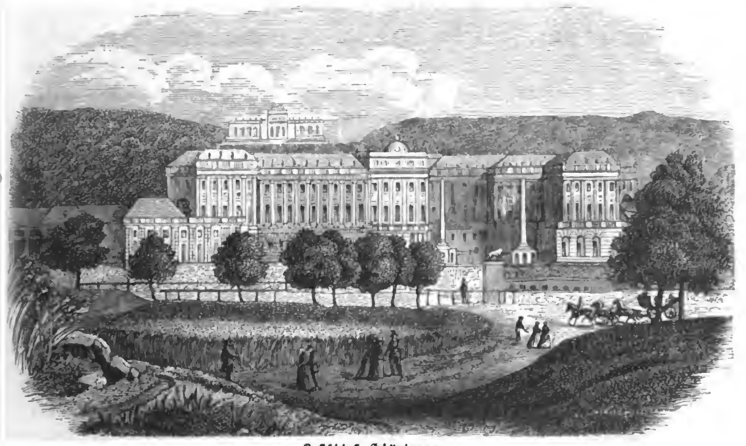
Komödie wurde in den engern Hofkreisen auch viel gespielt, vorzüglich französische. Beim Grafen Taroucca scheinen die Vorstellungen besonders gut ausgefallen zu sein; weniger unterhaltend einige, die bei Hofe im spanischen Saale gegeben wurden. Le prix du silence, in welchem die Erzherzogin Maria Anna die erste Rolle hatte, wird als eine pièce bezeichnet, in welcher „wenig Interessantes vorkommt", und eine kleine Komödie in drei Akten, „genannt Saturnales, welche von der berühmten Mad. de Graffigny eigens komponirt und hergeschickt worden war, um von den jungen Herrschaften produzirt zu werden, war gar zu serios, und die Dialoge waren gar zu lang für Akteurs solchen Alters, mithin war auch die Kaiserin

nicht zufrieden.“ Besser scheint eine kleine Komödie geglückt zu sein, welche „von Durazzo, Metastasio und der Fürstin Trautson komponirt“ war und um den „Hervorgang“ der Kaiserin nach der Geburt ihrer letzten Tochter zu feiern, aufgeführt wurde. Die Erzherzogin Maria Anna sprach darin italienisch, die Erzherzogin Amalie französisch und die Erzherzogin Elisabeth deutsch. Bei einem Impromptu zum Namenstage des Kaisers finden wir ebenfalls, daß die jungen Herrschaften sich in mehreren Sprachen und Kunstfertigkeiten „produziren.“ Der kleine Erzherzog Ferdinand eröffnete die Feier mit der Pauke, der noch kleinere Max sagte acht Verse von Metastasio her. Die jüngste Erzherzogin, später Marie Antoinette, damals noch Maria Antonia, sang ein französisches Lied, ihre Schwestern ließen sich in italienischen Arien hören, Erzherzog Karl spielte auf der Violine, Joseph auf dem Violoncell und den Schluß machten zwei Erzherzoginnen am Klavier. Ueberhaupt wurde der Namenstag des Kaisers, ebenso wie der Theresientag, immer mit hohem Glanze begangen. Die Majestäten erschienen dabei in spanischer Hoftracht, die Minister in offenen Wägen, der Oberststallmeister zu Pferde, ihm voranziehend die ganze Dienerschaft, die Edelknaben und Leibgarden zu Fuß, die mit klingendem Spiel aufmarschirten. Im Jahre 1752 wurden beide Galatage in Schönbrunn gefeiert, an beiden hatte der russische Botschafter sich zuerst zur Audienz gemeldet und wurde daher schon um neun Uhr vorgelassen, woraus wir den Schluß ziehen dürfen, daß man vor hundert Jahren am Wiener Hofe frühzeitig aufzustehen pflegte.

An Schönbrunn und Laxenburg knüpfen sich auch vielfache Erinnerungen aus dem Leben der kaiserlichen Gatten. Das erstere dieser Schlösser hatte Maria Theresia von Grund aus neu aufführen lassen, der französische Garten ist großentheils eine Schöpfung Franz's I. Der Eintritt für das Publikum war frei, und Sonntags fuhren die Wiener gern hinaus, um die stattliche Gestalt ihrer Kaiserin durch die grünen Gänge wandeln zu sehen. Der Hof übersiedelte meistens schon Ende April oder Anfang Mai hierher oder nach Laxenburg, worüber die Hofherren, die es immer noch zu kalt fanden, in Verzweiflung waren. Maria Theresia wußte Nichts von Frost, dagegen war ihr die Hitze unerträglich, und wenn der Hochsommer kam, wohnte und speiste sie zu ebener Erde. Ihre Wohnung im ersten Stock war sehr einfach eingerichtet, das Schlafzimmer aschgrau gemalt. Auf den umliegenden adligen Schlössern wurden oft Besuche gemacht.

In Laxenburg war der Kreis kleiner und das Familienleben zwangloser. Dennoch wurden auch hier Gesellschaften gegeben, und vorzüglich

war das Theater beliebt, welches 1753 neu gebaut worden war und den Listen nach, die sich vom Repertoire erhalten haben, dem kaiserlichen Theaterdirektor, dem genuesischen Grafen Durazzo, gewiß viel zu thun gegeben hat. Auch Pharao wurde der damaligen leidigen Sitte gemäß viel gespielt, der Kaiser machte gern nach Tische seine Partie, und die Gesellschaft versammelte sich dazu im „grünen Lusthause", welches ebenfalls von 1753 datirte.



Lustschloß Schönbrunn.

Es wurden dabei bedeutende Summen gewonnen und verloren, die Kaiserin hatte ungewöhnliches Spielglück, gewann auch stets in den Lotterien, welche bisweilen stattfanden, so ein Mal an ein und demselben Morgen ein Haus in Penzing, obwol sie nur sechs Zettel genommen hatte, und gleich darauf im Würfeln eine Schnur Perlen. Das Haus schenkte sie der Frau Khevenhüller's, die Perlen wird sie wol behalten haben, denn Perlen waren ihr Lieblingsschmuck; sie trug dieselben um den Hals, um die Arme, im Haar und in den Hauben. Auch Diamanten trug sie gern auf einem Leibchen von blauer Seide wie hingesät, dazu eine Robe von Silberbrokat und im gepuderten Haar ebenfalls diamantene Sterne. Dem Hofe war die Tracht für Laxenburg eigens vorgeschrieben; von 1757 an bestand dieselbe für die Damen in rothen robes oder sacs, die mit Gold und Silber durchflochten und mit Blonden besetzt waren, für die Männer in grüntuchenen Fracks, goldgestickten Oberröcken und grünen Westen mit goldener Einfassung. Man sieht, an Farbe fehlte es nicht.

Zwei Jahre später, 1759, veränderten die Damen ihre „Uniform", ob eigenmächtig, oder auf Befehl der Kaiserin, sagt Khevenhüller nicht; doch läßt das Letztere sich annehmen, da Maria Theresia auch das Geringste, was am Hofe vorging, befahl oder doch erlaubte. Graf Johann Chotek, dem sie gestattet hatte, einige Zimmer seiner Wohnung durch den Hoftapezierer einrichten zu lassen, bat sie um Erlaubniß, sie mit „Meubeln von Niederländisch-Zeug oder Damast versehen zu dürfen." Gebieterisch kurz schrieb sie ihm zurück: „Keinen Damast, hat der Hof nicht, also Niederländer." Wir glauben daher bestimmt, daß die Damen ohne ihre Genehmigung sicherlich 1759 in Laxenburg ihre rothen sacs nicht gegen blaue mit Silberspitzen vertauscht haben würden; eben so wenig, daß die Männer ohne vorhergegangene unterthänige Anfrage gewagt hätten, „um den Kontrast zu vermeiden", die Stickerei von den grünen Westen auf blauem Seidenzeug anbringen zu lassen.

Außer mit Theater und Spiel vergnügte man sich in Laxenburg auch noch mit der Falkenbeize, gewöhnlich des Morgens. Der Kaiser liebte ungemein diese Ritte in der frischen Luft, den alten Hofherren waren sie weniger bequem. Oft folgte die ganze Gesellschaft zu Wagen, nachdem das Loos entschieden hatte, welche Dame jeder Herr führen sollte. Wenn im Juni die Beiz geschlossen wurde, zog die Falknerei mit Hurrahrufen im Schloßhofe auf, ließ die Hörner klingen und empfing ihr Geschenk, welches bisweilen an 200 Dukaten betrug. Im Herbst „streifte" man, wie im Frühjahr auf Reiher, auf Trappen und Kraniche. Die Kaiserin jedoch ging von 1759 an nicht mehr auf die Beiz.

Die Herren vom Hofe thaten sich gleichfalls durch sinnreiche Feste hervor, wie denn Khevenhüller unter Anderm ein Weinlesefest in Laxenburg beschreibt, welches der Oberstfalkenmeister Graf St. Julien am 22. Oktober 1758 gab. „Wir waren in Allem 15 Paare", sagt der Oberstkämmerer, „meistens von der Schönbrunner Kompagnie, Alle in der Laxenburger Uniform, Kaiser und Kaiserin und die drei ältesten jungen Herrschaften mit eingerechnet. Das Lesen wurde im holländischen Garten angestellt, die Butten waren auf's Schönste verziert und wurden von Herren und Frauen in die Lauberhütten zur ferneren Lesearbeit getragen. Es wurde doch über einen halben Eimer rothen und mehr als zwei Eimer weißen Weines ausgepreßt. Im Rückweg zog man eine Lotterie, welche die Gesellschaft zusammengelegt hatte; Jeder bekam einen Preis, der aber nicht kostbar sein durfte, daher man auch geheim hielt, was ein Jeder gegeben hatte. Zum Schlusse speiste die sämmtliche Gesellschaft in der Uniform miteinander im gewöhnlichen Tafelzimmer, und Abends gingen wir in's Theater." Ist es nicht bei dieser

Beschreibung des Grafen, als sähe man ein Gemälde in Watteau's Manier auf einem elfenbeinernen Fächer?

Dieses hübsche Fest war jedoch eine Ausnahme zu jener Zeit, denn es war die des siebenjährigen Krieges, welcher jedes Jahr 50 Millionen Gulden kostete. Obgleich er erst zwei gewährt hatte, so wurde die finanzielle Noth doch schon höchst fühlbar; Jeder schränkte sich ein, keiner der jungen Kavaliere hielt sich noch eine Staatsequipage; ja, als im September der venetianische Botschafter einzog, gelang es kaum, „zwei Züge Kammerherren zusammen zu bringen." Im Frühjahr hatte der König von Preußen Olmütz belagert, und seine Nähe war für die Hauptstadt so drohend erschienen, daß Maria Theresia beim Einpacken für die Uebersiedelung nach Schönbrunn zur Hieronymus sagte: „Nimm etwas mehr mit, vielleicht gehen wir weiter."

Aber im Juli hatte Daun Olmütz entsetzt, wofür ein Tedeum in Schönbrunn gehalten wurde, und am 15. Oktober, also gerade am Theresientage, war durch einen Flügeladjutanten die Nachricht von dem Siege bei Hochkirchen überbracht worden. So spät am Abend es auch schon war, ließ die Kaiserin doch in voller Freude alle ihre Kinder herbeirufen, wobei denn die Prinzen halb in Uniform, halb im Hauskleide, und die Erzherzoginnen theils im Schlafrock und die Juwelen noch im Haar, theils noch im Reifrock, aber mit zerstörter Frisur, genug, in den allerwunderlichsten Toiletten, erschienen. In der heitern Stimmung, welche dieser Erfolg erregt, mochte die Kaiserin dem Grafen St. Julien es erlaubt haben, ihr jenes Weinlesefest zu geben; der folgende Winter mußte, so gut wie der vorhergehende, ernsthaft hingebracht werden. Keine öffentlichen Lustbarkeiten durften stattfinden, am Hofe wurden nicht nur keine Bälle, sondern sogar weniger Diners gegeben; die Hazardspiele wurden allgemein untersagt. Statt ihrer gab es Buß- und Bettage, öffentliche Prozessionen und am Hofe noch besonders strenge Fasten. Maria Theresia war stets im strengkirchlichen Sinne religiös gewesen, jeden Tag hörte sie Messe, oft sogar zwei Mal; auf ihren Reisen hatte sie stets ihren Hofkaplan bei sich, die Fasttage wurden ängstlich beobachtet, in der Fastenzeit fand nie große Tafel statt, wol aber Mittwochs und Freitags deutsche, italienische oder französische Predigten. In Wien besuchte die Kaiserin fast täglich, Sommer und Winter, in jedem Wetter eine Kirche oder ein Kloster, sei es inkognito, sei es mit dem Hofstaate; zu Ostern mit der ganzen Familie groß und klein so viel heilige Gräber wie möglich. Und jetzt suchte sie durch erhöhte und nach außen noch mehr als gewöhnlich bethätigte Andacht dem Himmel den Sieg gleichsam abzudringen.

Den Sieg über Friedrich den Zweiten. Wie Maria Theresia eine große Liebe hatte, so hegte sie auch einen großen, tiefen, leidenschaftlichen Haß: der Gegenstand ihrer Liebe war der wackere, aber unbedeutende Gemahl, der Gegenstand ihres Hasses der große Friedrich.

Es ist ihr verdacht worden, daß sie seine Größe nicht anerkannt habe; das ist ein ungerechter Vorwurf. Sie hätte sich selbst und allen Ueberzeugungen ihres Hauses untreu werden müssen, um Friedrich nicht zu hassen. Für sie war er der König des kleinen Preußens, welches er auf Oesterreichs Kosten zu vergrößern suchte. Natürlich wollte sie Schlesien zurück und Friedrich gedemüthigt. Graf Wenzel Anton Kaunitz, seit 1752 Staatskanzler, ein Diplomat, dessen Genie eben so groß war wie seine Absonderlichkeit, stimmte in seiner politischen Voraussicht mit den persönlichen Gefühlen seiner Monarchin überein. Während sie haßte, fürchtete er, und er war es auch, der am 19. Juli 1755 den Plan zu dem Bündniß mit Frankreich wider England und Preußen vorlegte, welches am 1. Mai 1756 von Maria Theresia unterschrieben wurde, und zwar, wie sie selbst offen eingestand, mit vergnügtem Herzen. Ihre ganze Seele war für den Krieg, mit ihren Heeren und Generälen, und sie harrte, wie gesagt, höchst ungeduldig auf Sieg, auf Wiedereroberung Schlesiens und auf Demüthigung des gehaßten Gegners.

Es widerspricht allerdings dem Begriff von ächter Weiblichkeit, wenn eine Frau „mit vergnügtem Herzen“ Krieg beschließt, d. h. Trauer, Thränen und Elend über so und so viele Tausende herabruft. Indessen wir sagten es schon: Maria Theresia war die ächte Tochter ihres Stammes, und von jeher hatten die Habsburger die Länder, welche sie ererbt oder erheirathet oder sonst auf friedliche Weise erworben, sobald ihnen dieselben streitig gemacht wurden, ohne Rücksicht mit dem Schwerte vertheidigt. Maria Theresia verlangte ohne Weiteres von ihren Unterthanen die Opfer, welche sie selbst brachte, verfolgte sieben Jahre lang unablässig das Ziel, welches ihr immer wieder entrückt wurde, und erst als die allgemeine Ermüdung es unmöglich machte, den Krieg noch weiter fortzuführen, gab sie nach und schloß 1763 den Frieden zu Hubertsburg.

Jetzt sehen wir Maria Theresia wieder in einer andern Phase. Sie ist nicht länger die noch junge und lebenslustige Frau, die selbst noch blühende Mutter eben erst aufblühender Töchter: sie ist in die mittleren Jahre getreten und bereits „fett“ geworden, wie einer ihrer Biographen sagt; sie ist Großmutter und vor Allem ist sie eifriger als je Regentin.



Maria Theresia die Truppen musternd.

Wir haben aus jener Zeit ihre Schilderung durch die Mutter der Pichler. Die Hieronymus lies't ihr Stunden und Stunden lang, besonders Abends, nach dem sehr mäßigen Nachtessen, welches die Kaiserin stets allein auf ihrem Zimmer einnimmt, französische, italienische und lateinische Aktenstücke vor. In der letzteren Sprache hat die Kaiserin selbst ihre junge Vorleserin unterrichtet. Auch wenn die Kaiserin sich schon zu Bett gelegt hat, dauert das Vorlesen noch fort, so lange bis der Schlaf sie überwältigt. Dann erst darf die Hieronymus sich zurückziehen, aber nicht zu langer Ruhe. Um fünf Uhr ertönt schon wieder die Klingel der Kaiserin. Maria Theresia weiß Nichts von Trägheit, Nichts von Verwöhnung, sie ist thätig und unermüdlich an Körper, wie an Geist. Fast nie darf bei ihr geheizt werden; oft schreibt sie noch dazu bei offenem Fenster, so daß vom Winde der Vorleserin Schnee auf die Blätter des Buches geworfen wird. Sie verträgt mit Leichtigkeit alle Anstrengungen bei ihren Reisen, bei öffentlichen Feierlichkeiten, Truppenmusterungen u. dergl.

Erkältungen kommen bei Maria Theresia gar nicht vor; selbst als sie an einem Fronleichnamsfeste von der Prozession in Wien nach Schönbrunn zurückkommt, von dem langen Gehen in der Junihitze fast aufgelöst, setzt sie sich, nur mit Rock, Mieder und Pudermantel bekleidet, in ein Kabinet, wo Fenster und Thüren geöffnet sind, trinkt Limonade, ißt Erdbeeren, die in Eis gekühlt wurden, und läßt sich von der Hieronymus das lange nasse Haar auskämmen. Die Hieronymus hatte nämlich, Dank einem ungewöhnlichen Geschick im „Stecken" von Hauben und im „Aufsetzen" von Frisuren, das ausschließliche Vorrecht, den schönen kaiserlichen Kopf zu frisiren und zu schmücken, und dabei vielfach Gelegenheit, zu bemerken, daß „selbst die größte Königin doch eine Frau sei." Eine Haube mußte oft vier bis fünf Mal anders gesteckt werden, ehe sie der Kaiserin recht war, und auch an der Frisur zupfte die Kaiserin meistens so viel herum, daß Nichts übrig blieb, als den schwierigen Aufbau von vorn wieder anzufangen.

Indessen würde man Maria Theresia schweres Unrecht thun, wenn man in dieser Unzufriedenheit mit ihrem Putz Gefallsucht vermuthete. Gefallen wollte sie allerdings, aber immer nur Einem: ihrem Gatten. Darum allein gefiel sie sich selbst so schwer, und je älter sie wurde, je weniger.

Ob Franz I. diese heiße, unwandelbare Liebe immer ganz verdiente, bleibe unerörtert. Er soll mancher Dame am Hofe zart gehuldigt und dadurch seiner leidenschaftlich zärtlichen Gemahlin schwere Stunden bereitet haben. Aber ihre Anhänglichkeit verminderte sich darum nicht. Franz I. blieb, was Franz Stephan gewesen war: der erste Gedanke und die wärmste Sorge der Kaiserin. Wir möchten fast sagen: ihr liebstes Kind, so mütterlich schwach war sie, wo es sich um ihn handelte. Einst schrieb sie z. B. an ihren Minister Chotek, der krank war und doch mit ihr zu reden hatte: „Ich habe ihn wollen heimsuchen, der Kayser hat aber ein kleines Halswehe, mithin muß ich krankenwarten", und am nächsten Tage: „Der Kayser ist noch nicht so wohl, daß gantz ruhig sein kann, obwohlen vil besser; mithin gedenke noch meine Visite machen Donnerstag um halb 7 Uhr." Ebenso wurde, als am 1. Dezember 1754 „ihre Majestäten beliebten, das wegen der Diners und Soupers für diesen Winter angenommene System in's Werk zu setzen", einzig auf Franz I. Rücksicht genommen, und sowol Mittags wie Abends „en compagnie" gespeist, ganz wie es in Schönbrunn zu geschehen pflegte. „Denn", sagt Khevenhüller, „weil dieser Herr sehr zur Melancholie inclinirt, daher eines beständigen Umgangs mit Leuten, die ihn aufmuntern, nötibg hat, so konnte ihm eine solche Aenderung seiner Lebensweise, wie sie nach

diesem Schönbrunner séjour eingetreten, nicht gleichgültig sein. Nach dem Tode der alten Obersthofmeisterin und der Abreise seiner Frau Schwester hatte er ohnehin die zwei Ressourcen verloren, um einige Stunden à son humeur et à son aise hinzubringen.“ Prinzessin Charlotte von Lothringen lebte bis 1754 am Hofe des Bruders, und er brachte seine Abende bei ihr zu, wenn er nicht bei der Gräfin Fuchs war. Sich allein beschäftigen konnte er nicht, arbeiten gleich der Kaiserin war nicht seine Sache, er interessirte sich weder für Geschäfte, noch für Politik: er richtete Einiges ein, Schlösser, Gärten, Sammlungen, verwaltete sein Großherzogthum und seine übrigen reichen Herrschaften, galt mit Recht für einen guten Haushalter, denn überall legte er Geld in den Banken an und hatte dabei doch ein Tafelservice von gediegenem Golde und die schönsten Diamanten im Reiche. Auch verstand er das Finanzwesen im Großen, war in Frankreich, Deutschland, Holland, England und Italien mit Nutzen gereist, war ein guter Vater, ein nachgiebiger Gemahl, ein leutseliger Herr, ja, ein Freund seiner vertrauteren Diener, aber sich ernst beschäftigen und sich selbst unterhalten, das konnte er nicht, er mußte „promeniren“, jagen oder plaudern können, sollte er sich wohl befinden. Konnte er weder das Eine noch das Andere, so saß er lieber im Theater und sah das langweiligste Stück von Anfang bis zu Ende mit an, als daß er etwas Nützliches vorgenommen hätte. Vor Allem mußte er soupiren können, und da die Prinzessin Charlotte sich durchaus nicht mehr am Hofe halten lassen, sondern als Obere des adeligen Damenstiftes zu Mons unabhängig sein wollte, so überwand Maria Theresia selbst ihre Abneigung gegen die Soupers, und nahm, wenigstens den ersten Winter hindurch, lieber daran Theil, als daß sie ihren „zur Melancholie inclinirten Herrn“ der Gefahr preisgegeben hätte, nicht genug „aufgemuntert“ zu werden.

Leicht ist es daher, sich vorzustellen, wie furchtbar es sie treffen mußte, als am 18. August 1765 zu Innsbruck, wohin der Hof gereist war, um die Vermählung des zweiten Erzherzogs, Leopold, mit der Infantin Maria Luisa von Spanien zu feiern, der Kaiser, eben als er nach dem Theater zu seiner Gemahlin gehen wollte, an einem Schlagfluß plötzlich verschied. Er war wirklich geliebt worden, sein Tod erregte nicht nur natürliche Bestürzung, sondern auch allgemeine Trauer; Maria Theresia aber war buchstäblich vernichtet. Die ganze Nacht durch schluchzte sie krampfhaft mit trocknen Augen; erst gegen Morgen, als ein Aderlaß ihre Beklemmung gelindert, fand sie Thränen. Die Hieronymus mußte ihr die Haare abschneiden, sie legte allen Putz und alles Geschmeide ab, vertheilte ihre Garderobe

unter ihre Frauen, und ließ, nach Wien zurückgekehrt, ihr Schlafzimmer mit grauem Zeuge ausschlagen und ihr Lager mit gleichen Verhängen umgeben. Jedes Jahr an des Gatten Todestage besuchte sie sein Grab, beichtete, fastete und brachte den Tag in ihrem Zimmer eingeschlossen mit Gebet und schmerzlicher Erinnerung zu.

Von nun an finden wir ihr zur Seite statt des Gemahles den Sohn, Joseph II., welcher, bereits 1764 in Frankfurt zum römischen König gewählt und gekrönt, dem Vater in der Kaiserwürde nachfolgte. Er war ein ehrfurchtsvoller Sohn, ordnete auch, obgleich von der Kaiserin zum Mitregenten angenommen, sich in allen Dingen ihrem Willen unter, aber er war nicht immer eines Sinnes mit ihr. Verschiedenheit der Ansichten, ja, manchmal Uneinigkeit und selbst Zwist, hatte wol auch zwischen ihr und dem verstorbenen Herrn stattgefunden, aber in der Gemeinsamkeit des glücklichen ehelichen Lebens gleichen die Gegensätze sich leichter und leiser aus, als in dem Verhältniß zwischen Eltern und Kindern. Schon daß Joseph nach dem Beispiel seines Vaters Friedrich II. hoch verehrte, und es als ein Glück und eine Ehre ansah, ihn 1769 im August zu Neiße in Oberschlesien besuchen und umarmen zu dürfen, mochte für Maria Theresia, welche ihre Abneigung gegen diesen Fürsten nie ganz besiegen konnte, eine störende Wahrnehmung sein.

Auch sonst hatte sie als Mutter gleich im zweiten Jahre ihrer Wittwenschaft schmerzlich zu leiden. Sie hatte schon früher Kinder verloren, zuletzt 1761 ihren Liebling Karl und das Jahr darauf die schöne Erzherzogin Johanna; aber da lebte der Gemahl noch, und sie hatte an ihm ihren Trost. Jetzt mußte sie allein das schwere Jahr 1767 durchkämpfen, in welchem erst die zweite Frau Joseph's gleich der ersten an den Blattern starb, dann die Kaiserin selbst, die sich bei der Schwiegertochter angesteckt hatte, in der höchsten Gefahr schwebte, und endlich gerade am Theresientage die sechzehnjährige Erzherzogin Josepha, welche, kaum mit dem König von Neapel verlobt, der mörderischen Seuche als Opfer fiel.

Zum Glück war es das letzte, welches von Maria Theresia gefordert wurde, und die Kaiserin-Königin, wie man sie als Wittwe nannte, um sie von der damals noch lebenden jungen Kaiserin zu unterscheiden, durfte sich des Emporblühens ihrer Familie in Söhnen, Töchtern und Enkeln erfreuen. Bis auf Zweie, verheirathete sie alle ihre Töchter, und, bis auf den jüngsten, Maximilian, der aus einem weltlichen Fürsten ein geistlicher wurde, auch ihre sämmtlichen Söhne meist glücklich und vortheilhaft.



Zusammenkunft in Neisse.
Fürst Kaunitz. Joseph II. Laudon. Friedrich II. Der Fürst von Ligne.

Auch die Liebe des Volkes besaß sie, wie sie dieselbe nur je in der Zeit ihrer Jugend und Schönheit besessen hatte, ja, in noch höherem Grade. Als sie, an den Blattern liegend, „öffentlich versehen werden mußte,“ brach nicht nur Khevenhüller nebst andern ihrer alten Diener in laute Klagen aus, auch das Volk drängte sich herbei, füllte trotz der Wachen den Burgplatz und die Stiegen, und blieb bis tief in die Nacht stehen. Und als sie genas und Khevenhüller und einige andere Herren zum ersten Male wieder empfing,

da konnten diese vor Freudenthränen nicht reden; Khevenhüller vermochte, knieend vor der ihm wiedergeschenkten Gebieterin, nur wenige Worte zu stammeln, und nicht nur der Adel, sondern alle Stände steuerten zu guten Werken bei, wodurch sie ihre Freude zu erkennen geben wollten.

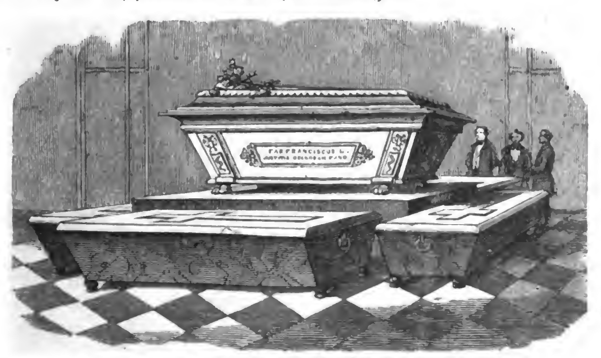
Dennoch war Maria Theresia nicht mehr glücklich. Das Entheimtfühlen in der Welt blieb ihr so wenig erspart, wie jedem andern menschlichen Wesen, welches denkend alt wird und um sich her lauter veränderte Zustände wahrnimmt, lauter neue Bedürfnisse und Anforderungen herausfühlt. Einige schriftliche Aeußerungen von ihr gegen den Hofrath von **Greiner**, den Vater der Pichler, geben darüber melancholischen Aufschluß. Maria Theresia korrespondirte von jeher häufig mit ihren Ministern und Beamten, und zwar betrafen diese Billette nicht blos öffentliche Angelegenheiten, sie nahm an allen Privatbegegnissen ihres Adels und ihrer Diener lebhaften Antheil, mochten sie nun erfreulicher, oder trauriger Art sein. Ihrerseits durften die Korrespondenten freimüthig schreiben, wie es ihnen um das Herz war.

Hofrath von Greiner also schrieb ihr im Jahre 1776: „Ach, allergnädigste Monarchin, verlassen E. M. Ihre armen Unterthanen nicht. Ihre mildeste Leitung war unser größtes Glück, das größte Glück der Welt. Stünde es in meiner Macht zu verhindern, daß E. M. nirgends die Hand von der Leitung der Geschäfte abzögen, ich wollte es gern mit allem meinem Blute hindern. Verzeihen E. M. diesen in Allerhöchsten Augen vielleicht zu vermessenen Wunsch. Er ist gewiß treu gemeynt. Könnte ich E. M. beruhigen! Allein mit Verlassung der Geschäfte wird E. M. großes Herz nicht ruhig werden.“ Auf diese Bitten und Warnungen des treuergebenen Mannes antwortete Maria Theresia: „Ich erkenne aus diesen sein wahres Attachement vor mich und dem statt (Staat); ich erwarte mit ihme weiteres zu reden, dan so kan nicht continuiren, weeder vor mein Sellenheyl noch nutz des staatts, und ist nichts so arges als mein gegenwärtige Situation.“ In gleichem Sinne antwortete sie ihm, als er ihr meldete, daß sein „armes kleines Mädel“ an den Blattern erstickt sei: „Ich empfinde beeder Eltern Schmertz; wie glücklich ist die Kleine, hat ihr Carriere bald gemacht in unschuld. Von dem muß man sich occupiren, nicht von dem Verlurst. Was haben wir mit unsern langen Leben vor Nutz und Freud, was vor Verantwortung! da ist zu zittern.“

Das Herz so von der Welt abgewendet, ließ es sich wol erwarten, daß sie dem Tode mit Standhaftigkeit entgegensehen würde, und so war es auch. Sie starb voll christlicher Fassung den 29. November 1780 zwischen acht und

neun Uhr Abends an der Brustwassersucht. Ihr Sarg war längst bereit, ihr Sterbekleid genäht, wie wir in den **Annales du Règne de Marie Thérèse** erwähnt finden, von ihrer eigenen Hand. Geduldig ertrug sie die Beschwerden der letzten Tage, während welcher sie nicht mehr im Bett ausdauern konnte, sondern, von Kissen gestützt, auf dem Kanapé saß. Joseph war bei ihr, ihm vertraute sie ihren Segen für die abwesenden Kinder und Enkel an.

Maria Theresia hat das Unglück gehabt, neuerdings in vielen Romanen zu einer Art romantischer Karikatur verzerrt zu werden. Das war sie aber wahrlich nicht. Sie war nicht poetisch, sondern völlig das Gegentheil, indessen auch das ganze Jahrhundert war nicht, was wir jetzt poetisch nennen. Dafür war Maria Theresia eine tüchtige, starke Frau, eine mütterliche Natur in jedem Sinne, sowol für ihre Familie, wie für ihr Reich. Daß sie die Fehler ihrer Eigenschaften hatte, sich auf einer Seite oft hitzig und halsstarrig zeigte, auf der andern sich mit gutgemeinter Indiskretion in innere Verhältnisse mischte, die sie als Kaiserin Nichts angingen, kann und soll nicht geläugnet werden; doch man kann und darf auch von ihr so wenig Vollkommenheit verlangen, wie von irgend einem sterblichen Geschöpf. Wir wünschten ebenfalls, ihr Andenken wäre von der Theilung Polens frei, doch hat sie diese Schuld nicht freiwillig auf sich geladen, sondern sie sich von ihren fürstlichen Mitschuldigen gleichsam aufbürden lassen, und, um unsere Meinung von Maria Theresia in wenigen Worten zusammenzufassen: es ist keiner Familie eine bessere Mutter, und keinem Reiche eine gewissenhaftere Regentin zu wünschen, als die Kaiserin-Königin.



Kaiserliche Gruft bei den Kapuzinern.



X.

Angelika Kaufmann.

(Geb. 30. Oktober 1741, gest. 5. November 1807.)

Auf ihre Wiege streuten die Grazien
Die Blütenknospen süßer, verschämter Huld;
Der Unschuld und des Frohsinns Rosen,
Schwimmend in zarter Empfindung Dufte.

Der Schwestern jüngste drückte den dunklen Kranz
Von Sinnviolen sanfter Melancholie
Ihr auf die Stirne, traurig lächelnd
Und mit dem zärtlichsten Blick der Weihe.

Erinnerungen von Friedrich von Matthisson.

Unter allen den fremden Künstlernamen, welche sich von Zeit zu Zeit zwischen die Echostimmen Rom's gemischt haben, dürfte zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts in der vornehmen Gesellschaft und in der literarischen und artistischen Welt kaum einer bekannter und geschätzter gewesen sein, als der von Angelika Kaufmann. Alles, was von ausgezeichneten Frauen, von Künstlern oder Dichtern an die Tiber pilgerte — denn damals war eine Reise nach Rom noch eine Pilgerfahrt — Alles

besuchte und bewunderte Angelika, wie sie einfach und zärtlich genannt wurde; Jedes schrieb von ihr mit Begeisterung in die Heimat, Jedes trug endlich ihren Namen und ihre Persönlichkeit auf einem der Blätter des Buches ein, welches zu schreiben kein Heimgekehrter und keine ausruhende Wandererin versäumte.

Belege dafür finden sich in allen italienischen Reisewerken aus jener Periode. So schreibt Matthisson aus Chur, wo er seinen Freund Salis besuchte, bevor er die Fürstin Luise von Anhalt-Dessau im September 1795 als Vorleser nach Italien begleitete, an seinen andern Freund, Bonstetten: „Für den Liebhaber und Kenner der modernen Kunstgeschichte giebt es zu Chur, im Hause des Herrn Daniel von Salis, einen höchst interessanten Gegenstand, nämlich ein Jugendgemälde von Angelika Kaufmann, welche, von mehreren Mitgliedern der Familie von Salis freundschaftlich ausgezeichnet und belebend angefeuert, in dieser Stadt manchen Monat ihrer frühern Lebensperiode zubrachte. Das Gemälde stellt einen jener edlen Beförderer ihrer schnellern und sorgenfreieren artistischen Ausbildung in Jägertracht vor. Zeichnung und Kolorit gereichen der damals noch blutjungen Künstlerin schon zu großer Ehre; auch für die frappante Gesichtsähnlichkeit legen die Nachkommen des Urbildes ein völlig übereinstimmendes Zeugniß ab. Ganz besonders gelang der kleinen Grazie der an seinem Gebieter liebkosend emporspringende Jagdgefährte."

Matthisson fügt hinzu, wie es ihm Freude machen werde, „der vollendeten Meisterin nun bald persönlich von diesem Uebungsversuche der aufstrebenden Schülerin zu erzählen", und erwähnt noch, wie Füßli von Angelika stets noch mit eben der Begeisterung rede, „womit wir von einer Muse reden würden, die uns freundlicher Erscheinungen und huldvoller Gespräche gewürdigt hätte."

Dann kommt er nach Rom, verliert sich, kaum durch die Porta del Popolo (das Thor des Volkes) eingezogen, in architektonische Gelehrsamkeit und findet sich nur wieder, um von dem Gegenstande seiner Erwartung zu sprechen.

„Ich kehre", sagt er, „nach dieser Digression mit Wonne zurück in die heilige Stadt der Siebenhügel, um die stille Behausung der Schülerin der Grazien, Angelika Kaufmann, auf der luftigen Höhe von Trinitá di Monte zu begrüßen, wo eben die Fürstin von Anhalt-Dessau den zu London mit der liebenswürdigen Künstlerin geschlossenen Freundschaftsbund erneuert. Die Fürstin erzählt aus der näheren und entfernteren

Vergangenheit mit der, ihren Vortrag immer charakterisirenden, lebendigen und geistvollen Darstellungsgabe Alles, was der wiedergefundenen Freundin nur irgend interessant und wichtig sein kann, indessen diese mit gewohntem Kunsteifer an einem Altarblatte für Loretto fortmalt, welches eine Verkündigung darstellen wird. Unter mehreren Werken ihres Pinsels, die ringsumher im Arbeitszimmer ausgestellt waren, hielt ein Gemälde vor allen übrigen unsere Bewunderung fest: Angelika, in der ersten Jugendblüte, zwischen den Himmelstöchtern Tonkunst und Malerei, unschlüssig, wie Herkules am Scheidewege, welcher von beiden sie ausschließend sich hingeben solle. Die Fürstin wünschte dieses Bild um jeden Preis zu ihrem Eigenthume zu machen; allein die Künstlerin erklärte, daß es ihr unmöglich sei, sich davon zu trennen. Ein anderes großes Gemälde, worauf Amor mit einer Locke seines reichen goldnen Haares der trauernden Psyche den Thau der Wehmuth vom Auge trocknet, ward nun für dreihundert Zecchinen erkauft, und in der That ist das vortreffliche Bild diese Summe unter Brüdern werth. Dem hohen Range des Gemäldes entspricht vollkommen das ihm bestimmte Lokal, ich meine der Fürstin Sommerhaus Luisium bei Dessau."

„Angelika", berichtet der schwärmerische Dichter des Elysiums weiter, „zählt es zu ihren reinsten Geistes- und Herzensfreuden, wenn ein guter Bekannter, während sie den Pinsel führt, neben der Staffelei zum Vorlesen sich einstellt. An der Themse wie an der Tiber nannte sie stets des Vaterlandes große Dichter die schönste Zierde ihrer erlesenen Büchersammlung. Mit wahrer Begeisterung horcht sie der Muse Klopstock's, dem durch das vortreffliche Gemälde, Samma in den Gräbern, so würdig von ihr gehuldigt wurde. Eines Vormittags hörte sie mit hohem Interesse mehrere lyrische Stücke von Schiller, malte aber dabei mit ruhiger Besonnenheit fort. Auf diese folgte eine der reichsten, originellsten und genievollsten Dichtungen, die mir in unserer Sprache bekannt sind: Der Wanderer von Goethe. Mein ahnender Genius hatte sich nicht getäuscht. Der Eindruck, den diese ächt griechische Antike in Angelika's zartfühlendem Gemüthe hervorbrachte, war so mächtig, daß sie den Pinsel plötzlich niederlegte und mit einem wunderbar konzentrirten Ausdruck der Stimme um eine zweite Lektüre bat. Das ganze Wesen der stillen, vestalenhaften, in sich gewandten Frau ward wie durch einen gewaltigen elektrischen Schlag erhöht und erschüttert. Thränen füllten ihr Auge. Ihr Schweigen war das Schweigen einer begeisterten Muse. Endlich brach sie mit schönem Enthusiasmus

in die Worte aus: „Welche Glut der Empfindung! Welcher Zauber des Kolorits! Welch eine Tiefe des Kunstsinns! O, die Scene, wo der Wanderer das Kind auf den Armen wiegt und die junge Frau mit der Trinkschale vom Brunnen zurückkommt, will ich versuchen darzustellen! Sie steht so lebendig vor mir da, daß es von meiner Seite weiter Nichts bedarf, als einer treuen Kopie!“

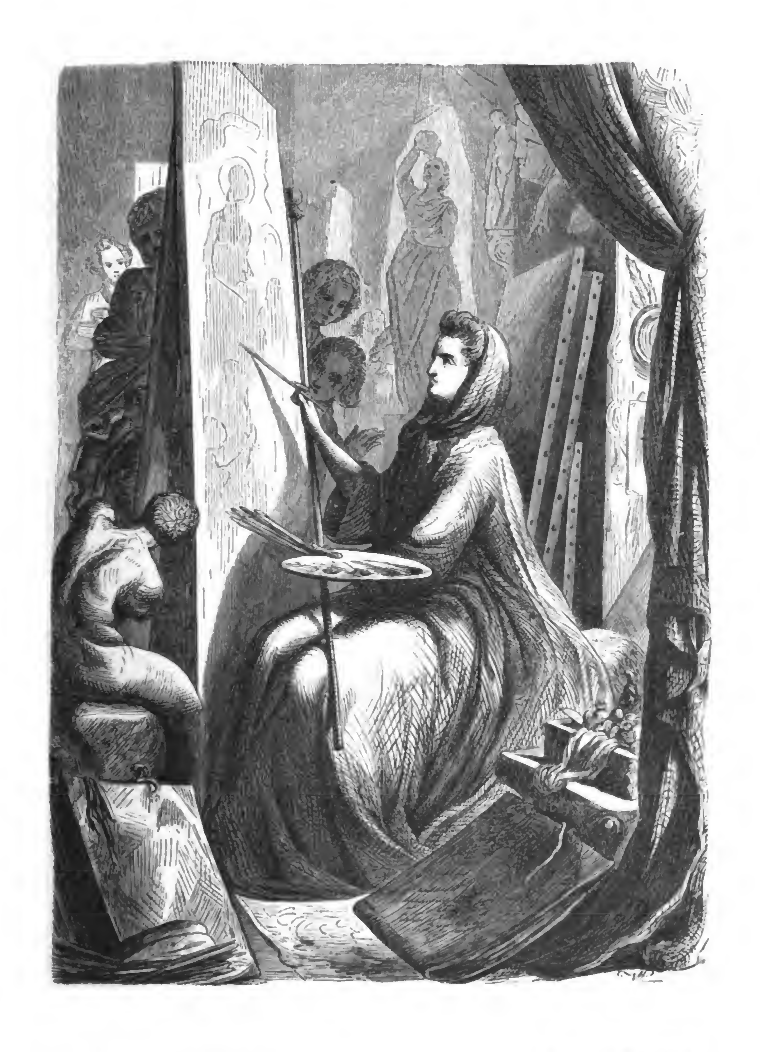
Matthisson erzählt nun noch, wie Angelika das Bild der „fürstlichen Freundin von Dessau“ gemalt, es indessen zum Schaden der „charakteristischen Züge des Urbildes zu idealisch“ dargestellt habe. Dasselbe gelte von dem lebensgroßen Gemälde der Herzogin Amalie von Weimar im römischen Hause des dortigen Parks, und auch, wenn gleich in geringerem Grade, von den Bildnissen Goethe's und Herder's, welche Angelika ihrer Staffelei gegenüber hatte, um sich „die unvergeßlichen Tage zurückzurufen, wo die Nähe dieser großen Geister höhern Wohlklang in ihr Leben brachte.“ Dagegen rühmt Matthisson ungemein zwei andere Portraits, welche er ebenfalls mit den Originalen vergleichen konnte: das der schönen Improvisatrize Bandettini, welche ihn an Raphael's Göttin der Poesie erinnerte, und das des Prinzen August von England in Bergschottentracht, ein Bild, welches, nach Matthisson's Hoffnung, den „bis zum Ueberdruß wiederholten Tadel“ entkräften sollte, daß Angelika's Helden „wie zarte Knaben oder verkleidete Mädchen aufträten.“ In Kopenhagen hatte Matthisson das Jahr vorher ein lebensgroßes Bild der Gräfin Julie Schimmelmann gesehen, welche Angelika ebenso wie die Fürstin von Anhalt-Dessau in London kennen gelernt hatte, wo ihr Gemahl, der Graf Reventlow, damals dänischer Gesandter war. Die bereits erwähnte Darstellung aus der Messiade sah Matthisson schon früher häufig in Klopstock's Wohnung, und nie, ohne unwillkürlich davor stehen zu bleiben. Angelika und Klopstock waren in brieflichem Verkehr; auf dem Bilde stand: „Ihrem Freunde Klopstock von Angelika Kaufmann.“ Auch hatte sie die Absicht, noch mehrere Scenen aus der Messiade bildlich darzustellen, aber Klopstock verlangte so viel, daß Angelika fürchtete, die ungeflügelten Engel und die entkörperten Seelen, welche man auf den ersten Blick von den Engeln unterscheiden sollte, dem Dichter nicht zu Dank zu malen, und es daher vorzog, seine Dichtung nicht weiter zu illustriren.

Die Herzogin Amalie machte nicht so übermenschliche Ansprüche wie Klopstock. Im Gegentheil schrieb sie aus Rom, wo sie mit Herder war: „Mein Portrait oder vielmehr das Tableau, was die Angelika von mir

macht, ist die schönste Poesie, die man auf mich hätte machen können: Ich finde mich dadurch sehr geschmeichelt." Auch Herder ließ sich mit Behagen malen und war ganz entzückt von der Malerin. „Die Angelika", schreibt er an seine Frau, „ist eine gar zarte jungfräuliche Seele: wie eine Madonna oder wie ein Täubchen. In kleiner Gesellschaft und zwischen Zweien und Dreien ist sie gar lebhaft. Sie lebt hier sehr eingezogen, ich möchte sagen: in einer malerischen Ideenwelt." Und weiter sagte er: „Je mehr ich sie kennen lerne, um so mehr gewinne ich dieses seltene jungfräuliche Kunstwesen lieb. Sie ist eine wahre himmlische Muse voll Grazie, Klarheit und Besonderheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens."

Tiefer noch in das eigentliche Wesen Angelika's blickte Goethe hinein, wie er denn überhaupt seine großen Augen überall gut zu brauchen wußte. Die Andern bewunderten schwärmend blos die Künstlerin, er nahm auch an der Frau freundschaftlichen Antheil.

Zuerst finden wir ihrer in der italienischen Reise bei Gelegenheit von Iphigenia gedacht. Dieses „Schmerzenskind", welches bisher in Prosa gesprochen hatte, sollte nun prosodisch poetisch reden lernen, und war, während Goethe durch Italien auf Rom zufuhr, fleißig dazu angehalten, in Rom selbst endlich ganz in den Zustand gebracht worden, wie der Dichter es haben wollte. Er las das umgeschaffene Werk nun im Kreise der jungen deutschen Künstler vor: es wollte ihnen nicht recht eingehen, es war so ruhig, so leidenschaftslos, so gar nichts „Berlichingisches." Freilich, die Priesterin der Diana und der Ritter mit der eisernen Hand waren zwei sehr verschiedene Personnagen, und die zweite mußte jungen feurigen Strudelköpfen jedenfalls sympathischer sein, als die erstere. Inzwischen waren sie doch stolz darauf, Iphigenia von Goethe gehört zu haben, und als der Aristodem des Abbate Monti um diese Zeit zum ersten Male aufgeführt wurde und zwar mit großem Beifall, da wurden sie patriotisch eifersüchtig auf den Ruhm des Italieners, und sprachen laut und immer lauter von der Schöpfung ihres deutschen Landsmannes. „Dieser gute Ruf", sagt Goethe, „erscholl nun bis zu (Hofrath) Reifenstein und Angelika, und da sollte ich denn meine Arbeit abermals produziren. Ich erbat mir einige Frist, trug aber sogleich die Fabel und den Gang des Stückes mit einiger Umständlichkeit vor. Mehr als ich glaubte, gewann sich diese Vorstellung die Gunst gedachter Personen; auch Herr Zucchi, von dem ich es am wenigsten erwartet, nahm recht freien und wohlempfundenen Antheil." Und dann meldet Goethe vom 15. Februar 1787: „Vor meiner Abreise nach Neapel konnte ich einer nochmaligen



Das Buch denkwürdiger Frauen. S. 157. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Angelika Kauffmann in ihrem Atelier.

Vorlesung meiner Iphigenia nicht entgehen. Madame Angelika und Hofrath Reifenstein waren die Zuhörer, und selbst Herr Zuchi hatte darauf gedrungen, weil es der Wunsch seiner Gattin war; er arbeitete indeß an einer architektonischen Zeichnung, die er in Dekorationsart vortrefflich zu machen versteht. Die zarte Seele Angelika nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf; sie versprach mir eine Zeichnung daraus aufzustellen, die ich zum Andenken besitzen sollte."

Nachdem Goethe seinen Ausflug nach Neapel und Sicilien beendigt, und, wieder nach Rom zurückgekehrt, sich für ein Jahr dort niederließ, wurden die Bezüge zwischen ihm und Angelika immer mannichfaltiger und inniger. Mit dem Bilde, welches sie von ihm malte, war er nicht einverstanden: „es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir", sagt er davon; aber über ihr Talent im Ganzen äußert er sich „höchst günstig", und über den persönlichen Umgang mit ihr noch wärmer. Wenn Goethe Ateliers oder Galerien besucht, so ist es meistens mit Angelika. „Mit Angelika ist es gar angenehm Gemälde betrachten", schreibt er, „da ihr Auge sehr gebildet und ihre mechanische Kunstkenntniß so groß ist. Dabei ist sie sehr für alles Schöne, Wahre und Zarte empfindlich und unglaublich bescheiden."

Hiermit stimmt völlig überein, wie ihr italienischer Biograph de Rossi sie vor Bildern darstellt, nämlich „helle, beseelte Blicke" auf die schönsten Partieen des Werkes richtend, nur in kurzen, schlichten Worten urtheilend und fast nie tadelnd. „Es gehörte zu ihrer Natur", sagt de Rossi, „nur von dem Schönen gefesselt zu werden, gleich der Biene, die aus den Blumen nur den Honig saugt."

Dieses feine Verständniß für das vom Schöpfer eines Kunstwerkes eigentlich Gewollte erfuhr auch Goethe wieder ein Mal recht wohlthuend, als er seinen vollendeten Egmont von Rom nach Weimar schickte und als Dank die Kritik der Freunde empfing. Unter mehreren Dingen, woran sie Anstoß nahmen, war besonders die Kürze, mit welcher Egmont vor dem Tode dem Freunde die Geliebte empfiehlt. Dieser „Lakonismus schien den Freundinnen am meisten tadelnswerth." Wie nun geschriebener Tadel immer am peinlichsten trifft, besonders aus so weiter Entfernung, so brachte der arme Goethe mit seinem mißfälligen Egmont einige sehr unangenehme Stunden in der Villa Borghese zu, denn er wußte nicht, wie er es anders und denen in Weimar recht machen sollte. Zuletzt entschloß er sich, die Frage wegen des zu lakonischen Vermächtnisses Angelika vorzulegen. „Sie

hat das Stück studirt und besitzt eine Abschrift davon," erzählt er, und fährt dann fort: „Möchtest Du doch gegenwärtig gewesen sein, wie weiblich zart sie Alles auseinander legte, und es darauf hinausging, daß das, was Ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erscheinung (der Clärchens in Egmonts letztem Traum) implicite enthalten sei. Angelika sagte: da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinem Worte stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf, nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe." Da nun einmal Clärchens Erscheinung gerechtfertigt werden sollte, so konnte es mit keiner zarteren Sophisterei des Gemüthes geschehen, und wir begreifen sehr wohl die Rührung, mit welcher Goethe schreibt: „Angelika ist gar lieb und gut, sie macht mich auf alle Weise zu ihrem Schuldner."

Den Sonntag war er ein für alle Mal ihr Mittagsgast, und sie war so gewohnt, ihn zu haben, daß sie, als er einst in Frascati war, hinauskam, um ihn hereinzuholen. Auch in der Woche sah er sie Abends gewöhnlich ein Mal. Anfang Oktober, wo er bei dem wohlhabenden englischen Kunsthändler Herrn Jenkins zur Villeggiatura in Castel Gandolfo war, bezog Angelika ebenfalls ein Landhaus dort, und als Goethe sich von einer anmuthigen jungen Mailänderin mehr, als ihm gerade erwünscht war, angezogen fühlte, da war es „die ältere zarte Freundin", bei welcher er Zuflucht fand. Seinerseits veranstaltete er hauptsächlich für Angelika in seiner Künstlerherberge am Corso, dem Palaste Rondanini gegenüber, das große Konzert, von welchem er eine so allerliebste Schilderung macht. „Angelika kam nie in's Theater", sagt er; „wir untersuchten nicht, aus welcher Ursache, aber da wir als leidenschaftliche Bühnenfreunde in ihrer Gegenwart die Anmuth und Gewandtheit der Sänger, sowie die Wirksamkeit der Musik unsers Cimarosa nicht genug zu rühmen wußten und Nichts mehr wünschten, als sie solcher Genüsse theilhaftig zu machen, so ergab sich Eines aus dem Andern, daß nämlich unsere jungen Leute, welche mit den Sängern und Musikverwandten in dem besten Vernehmen standen, es dahin brachten, daß diese sich in heiterer Gesinnung erboten, auch vor uns, ihren leidenschaftlichen Freunden und entschieden Beifall Gebenden, gelegentlich ein Mal in unserm Saale Musik machen und singen zu wollen. Konzertmeister Kranz, ein geübter Violinist, in Herzogl. Weimarischen Diensten, der sich in Italien auszubilden Urlaub hatte, gab zuletzt durch seine unvermuthete Ankunft den Ausschlag, und wir sahen uns in den Fall versetzt.

Madame Angelika, ihren Gemahl, Hofrath Reifenstein und wem wir sonst eine Artigkeit schuldig waren, zu einem anständigen Fest einladen zu können. Juden und Tapezierer hatten den Saal geschmückt, der nächste Gastwirth die Erfrischungen übernommen, und so ward ein glänzendes Konzert aufgeführt in der schönsten Sommernacht, wo sich große Massen von Menschen unter den offenen Fenstern versammelten und, als wären sie im Theater gegenwärtig, die Gesänge gehörig beklatschten. Ja, was das Auffallendste war, ein großer, mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen, der soeben durch die nächtliche Stadt seine Lustrunde zu machen beliebte, hielt unter unsern Fenstern stille, und nachdem er den obern Bemühungen lebhaften Beifall geschenkt hatte, ließ sich eine wackere Baßstimme vernehmen, die eine der beliebtesten Arien eben der Oper, welche wir stückweise vortrugen, von allen Instrumenten begleitet, hinzugesellte. Wir erwiederten den vollsten Beifall, das Volk klatschte mit d'rein, und Jedermann versicherte, an so mancher Nachtlust, niemals aber an einer so vollkommenen, zufällig gelungenen, Theil genommen zu haben."

Wenn wir nun von der Höhe, auf welcher wir das Leben Angelika's jetzt eben betrachtet, uns zu seinem Ursprung wenden, so finden wir den Maler Johann Joseph Kaufmann aus Schwarzenberg am Bodensee, wie er, vom Bischof von Chur in diese Stadt berufen, dort seine Gattin, Cleofe Lucie, gewinnt, und von ihr am 30. Oktober 1741 durch die Geburt eines Töchterchens, Maria Anna Angelika, erfreut wird. Ein Jahr später hatte er seine Arbeiten in Chur beendigt und ließ sich zu Morbegno im Valtellin nieder. Angelika war also schon darin bevorzugt, daß ihr erster Wohnort inmitten südlicher Gebirgsromantik lag. Daß sie ohne Geschwister blieb, kam ihr ebenfalls zu Gute, indem alle Sorge der Eltern auf sie ging. Sie entwickelte sich daher schnell und glücklich. Allerdings machte sie im Lernen der Buchstaben und Zahlen in der Kinderfibel wenig Fortschritte, dafür aber kopirte sie die Nasen, Ohren und Profile, welche „dieses Elementarbuch Nürnbergs zierten", hundertfach auf dem häuslichen Schiefertisch, und deutete so dem aufmerksamen Vater die Richtung an, in welcher sie ausgebildet werden mußte. Indem sie fast den ganzen Tag in seinem Atelier zubrachte, lernte sie gleichsam spielend zeichnen. Der Vater besaß eine reiche Kupferstichsammlung, Angelika kopirte danach, erst mit der Feder und dann mit Kreide, und lernte zugleich durch die Erklärungen des Vaters die Kunst und die Künstler verstehen. Schon mit neun Jahren konnte sie sehr artige Pastellgemälde anfertigen, und mit elf Jahren

erwarb sie sich in Como, wohin die Eltern 1752 gezogen waren, einen förmlichen Ruf durch das Bild des Bischofs von Como, Monsignore Nevroni, dessen klassischer weißer Bart ihr besonders wohlgelungen war.

In den Anfangsgründen des Wissens, sowie im Italienischen, hatte Kaufmann seine Tochter bereits unterrichtet; in Como fing sie an, die Geschichte, die schönen Wissenschaften und die Musik zu studiren. Zu dieser zeigte sie bald ein so bedeutendes Talent, daß man ihr, als Kaufmann nach zwei Jahren Como mit Mailand vertauschte, mehrfach dringend anrieth, lieber Sängerin, als Malerin zu werden. Ihre eigene innere Unschlüssigkeit darüber hat sie später in dem Bilde ausgedrückt, dessen Matthisson erwähnt. Mochte sie jedoch zwischen Musik und Malerei geschwankt haben, der Sieg blieb entschieden der letzteren. Statt der Stiche und Abgüsse, nach denen sie bisher gearbeitet, sah Angelika jetzt zum ersten Male wirkliche Bilder, und lernte Raphael und Leonardo da Vinci durch die Farbe kennen. Die sittliche Hoheit des Letztern soll auf ihr ganzes Kunstleben einen dauernden Einfluß ausgeübt haben, und wenn man vor seinem Abendmahl gestanden hat, so kann man das nur ganz natürlich finden.

Eine der schönsten Galerien Mailands befand sich damals in dem Palaste des Herzogs von Modena, welcher Gouverneur der Stadt war; Angelika kopirte dort fleißig, der Herzog wurde aufmerksam auf sie, ließ sie sich vorstellen und führte sie seinerseits der Herzogin von Carrara zu. Diese forderte die junge Künstlerin auf, sie zu malen. Das Bild gelang, eine Menge Bestellungen von andern Personen hohen Ranges waren die Folge dieses Gelingens, und Angelika sah sich zum ersten Male in die vornehme Gesellschaft eingeführt.

Doch für dieses Mal nicht auf lange. Das Leben sollte ihr bald einen jener Gegensätze darbieten, welche sowol den Charakter wie das Talent entwickeln. Ihre Mutter starb 1756, und sei es nun, daß der Vater der Einsamkeit bedurfte, um sich zu fassen, oder daß der Schmerz in ihm das Heimweh erweckt hatte, genug, er ging auf das Anerbieten ein, die Kirche in seinem Geburtsorte auszumalen.

Sein Bruder war in der Heimat Besitzer eines Pachthofes, und Angelika sah sich aus der artistischen Eleganz der Mailänder Paläste und Galerien plötzlich mitten in die derbste Ländlichkeit versetzt. Im Anfange mochte sie wol etwas betroffen gewesen sein, doch fand sie sich mit dem Takt des Kindes und der Künstlerin bald in der fremden Natur zurecht. Oft noch, wenn sie später mit den Vornehmsten zu Tafel saß, erinnerte sie

sich des Abendtisches, den sie mit den Ziegenhirten des Oheims getheilt, und fuhr sie in reicher Equipage zur Messe, so gedachte sie des langen Weges, den sie, oft im tiefsten Schnee, nach der Kirche gemacht hatte. Immer behielt sie eine warme Erinnerung an Schwarzenberg; nur that es ihr leid, daß sie bei ihrem letzten Besuch die Neuerung einer fahrbaren Straße vorfand, und bedenklich seufzte sie: „Wenn nur nicht Unschuld und Treue jetzt geschwind zum Lande hinausfahren!“



Ansicht von Chur.

Der Vater übernahm bei dem Malen der Kirche die Decke, und vertraute der Tochter die zwölf Apostel an, welche sie nach Kupferstichen von Piazetta in Fresko ausführen sollte. Den Gemeindeältesten wollte es nicht recht einleuchten, daß eine so bedeutende Arbeit einem so jungen Mädchen überlassen werden sollte, aber Angelika führte sie so glänzend aus, daß sie sich nicht nur die allgemeine Bewunderung von Schwarzenberg erwarb, sondern auch vom Bischof von Constanz und vom Grafen von Montfort auf ihre Schlösser berufen und mit sehr bedeutenden Aufträgen beehrt wurde.

Das Land ihrer Sehnsucht blieb indessen doch Italien, und das höchste Ziel derselben Rom. Im Jahre 1763 erreichte sie es endlich, nachdem sie in Mailand und Florenz lange Stationen gemacht, welche sowol dem

Studium, wie der Arbeit gegolten hatten. Nur mußte sie sich für dieses Mal damit begnügen, Rom gesehen und zugleich Winkelmann kennen gelernt zu haben, denn noch in demselben Jahre wurde sie nach Neapel berufen, um dort mehrere Bilder auf der königlichen Galerie zu kopiren.

Sie führte diesen Auftrag gleichfalls zu großer Zufriedenheit aus, und malte nebenbei die Portraits von vielen in Neapel anwesenden Fremden, hauptsächlich von Engländern, sowie sie auch von ihren Ausflügen in die himmlischen Umgebungen manches anmuthige Blatt mitbrachte, welches sie dann selbst radirte. Im nächsten Jahre nach Rom zurückgekehrt, begann sie sich in der Historienmalerei zu versuchen, studirte Architektur und Perspektive, und malte Winkelmann. Das Bild selbst erwarb der Rath Füßli in Zürich, derselbe, welcher nach so vielen Jahren noch der Künstlerin einen solchen Enthusiasmus der Freundschaft bewahrt hatte. Ein Stich, den Angelika vorher machte, gelang vortrefflich, und Winkelmann erzählte nicht ohne Genugthuung, daß sein Bild von einem „schönen Frauenzimmer“ geätzt worden sei.

Noch fehlte ihr jedoch die Bekanntschaft mit Titian, Tintoretto und Paul Veronese. Um sie zu studiren, ging sie nach Venedig. Wie immer war es voll von Engländern, und wie um jedes Talent drängten sie sich lebhaft um Angelika. Dabei fehlte denn nicht das Zureden, Angelika möge nach London kommen, wo ihr außer Ehre und Anerkennung auch reicher Erwerb verheißen wurde. Die Gerechtigkeit muß man den Engländern widerfahren lassen: alles Ausgezeichnete, was ihnen auf dem Kontinent begegnet, wünschen sie für die geliebte, wenn gleich vielfach gemiedene heimatliche Insel zu erwerben. Angelika gab diesem Drängen nach, und begleitete im Jahre 1766 eine Lady Veerworth oder Veervort, welche Wittwe eines holländischen Admirals gewesen sein soll, von Venedig aus über Paris nach England, wohin Kaufmann ihr später zu folgen versprach.

Die junge Künstlerin hatte es nicht zu bereuen, daß sie den Rathschlägen ihrer britischen Gönner gefolgt. Hätte man sich damals schon des Ausdrucks „Löwe“ für eine auffallende Persönlichkeit bedient, so würde man gesagt haben, sie sei die Löwin von London geworden. Doch — kannte man auch den Namen noch nicht, die Sache existirte bereits. Angelika wurde von der höchsten Gesellschaft angenommen. Nichts mangelte ihr zu einer glänzenden Künstlerstellung, nicht die Anerkennung, nicht die Arbeit und nicht der Lohn. Ihre wunderschöne Stimme war ein Grund mehr, um sie in

allen Gesellschaften willkommen zu machen. Der Hof zeichnete sie ehrenvoll aus; was es in London an Künstlern Bedeutendes gab, huldigte ihr; der berühmteste Maler Englands, Sir Josua Reynolds, ging, wie erzählt wird, in seinem Enthusiasmus sogar bis zu einem Heirathsantrag, den Angelika jedoch nicht annahm.

Leider sollte mitten in diesem Taumel von Erfolg und Glück für sie die Stunde schlagen, in welcher jedes sterbliche Geschöpf der Thorheit unserer Natur seinen Zoll zahlt. Hätte Angelika sich nicht zu dem Vergehen hinreißen lassen, ohne den Rath, ja, ohne das Wissen ihres besten Freundes, ihres Vaters, den wichtigsten Schritt zu thun, den ein Mädchen thun kann, so hätte sie sich die schmerzliche Erfahrung erspart, wenn auch nur für kurze Zeit die Gattin eines niedrigen Abenteurers zu werden. Daß ein solcher dem jungen Mädchen in den höchsten Kreisen von London sich nähern konnte, würde unglaublich klingen, wäre es nicht bekannt, wie oft gerade die beste Gesellschaft auf die Weise getäuscht wird, wie damals der sogenannte Graf von Horn die britische Aristokratie täuschte. Angelika konnte in keinem Falle vermuthen, daß es ein Kammerdiener unter dem Namen seines frühern Herrn sei, der sich ihr zuerst als ehrfurchtsvoller Bewunderer, dann als leidenschaftlich Liebender und endlich als politisch Verfolgter vorstellte, den nur eine Ehe mit der einflußreichen und gefeierten Künstlerin retten könne. Es ist erzählt worden, der ehemalige Kammerdiener sei durch einen vornehmen jungen Engländer in seiner Rolle unterrichtet und gefördert worden, indem der junge Peer, dessen wenig ehrenvolle Bewerbungen Angelika zurückgewiesen, sich an der Künstlerin habe rächen wollen. Diese Rache gehört indessen in das Gebiet des Romans, auf welchem wir Angelika mehr als ein Mal antreffen; die wirklichen Biographen wissen Nichts davon, sondern nur von einer thörichten, heimlichen Heirath Angelika's mit dem sogenannten schwedischen Grafen, der sich als Betrüger entlarvt sah, sobald Kaufmann, welcher inzwischen angekommen war, von der Angelegenheit unterrichtet wurde, und gemeinschaftlich mit den Freunden seiner irregeleiteten Tochter die nöthigen Nachforschungen anstellte. Zum Glück für Angelika war der falsche Graf bereits verheirathet, ihre Ehe dadurch rechtlich null und nichtig, und er selbst, wenn er in England blieb, in Gefahr, wegen Bigamie bestraft zu werden; genug, er nahm 300 Pfund und ließ sich ein für alle Mal fortschicken.

Auch die kirchliche Aufhebung der Ehe in Rom wurde rasch vermittelt, sie erfolgte bereits 1768, und ein Dispens zu einer neuen Verbindung war

beigefügt. Angelika jedoch schien davon vorläufig wenigstens keinen Gebrauch machen zu wollen; sie hatte sich von London in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen, um sich zu grämen und zu schämen, obgleich man sie den Fehler, welchen sie begangen, nicht entgelten ließ. Erst als sie zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt wurde, kehrte sie in die Hauptstadt und in die Gesellschaft zurück, und lebte von nun an, einen halbjährigen Aufenthalt 1771 in Dublin am Hofe des Vizekönigs abgerechnet, ausschließlich in London, wo ihr Ruf als Künstlerin sich auf gleicher Höhe erhielt, und ihr Charakter als Frau allgemein geschätzt wurde.

Inzwischen hatte ihr Vater eine warme Freundschaft mit Antonio Zucchi geschlossen, welcher 1728 in Venedig geboren, ein guter Historienmaler war, und in London, wohin er berufen worden, eine angenehme Stellung hatte. Ob Angelika aus eigenem Antrieb ihn zum Gatten gewählt haben würde, möchten wir bezweifeln; der Vater wünschte, sie verheirathet zu sehen, wünschte Zucchi, den er kannte, dem er vertrauen durfte, zu seinem Schwiegersohne und zum Schützer der Tochter, welche bald allein zu lassen er seiner Kränklichkeit nach fürchten mußte; Angelika erfüllte den Wunsch des Vaters und wurde 1781 die Gattin Zucchi's. Dann eilte sie, mit ihm und mit dem Vater England zu verlassen, dessen Klima dem alten Manne nicht länger zusagte. Nach einem Besuch in Schwarzenberg trafen die nach Italien Heimkehrenden am 4. Oktober 1781 in Venedig ein, wo eben der Großfürst Paul von Rußland sich unter dem Namen des Grafen du Nord aufhielt. Sowol er, wie seine Gemahlin, bezeigten der Künstlerin die höchste Bewunderung; dasselbe that die Aristokratie Venedigs, und so hätte der Aufenthalt hier in Angelika nur angenehme Erinnerungen zurückgelassen, wäre nicht am 2. Januar 1782 ihr Vater in ihren Armen gestorben.

Mit dem Gatten allein ging nun Angelika nach Rom, wo sie sich bleibend niederließ, nachdem sie in Neapel noch einigen Aufträgen der Königin genügt, die Stelle einer Lehrerin bei den jüngern Prinzen aber abgelehnt hatte. Von nun an gestaltete ihr Leben sich so, wie wir es in den Schilderungen von Goethe und Matthisson kennen gelernt: thätig, still, belebt durch Besuche bedeutender Fremden und durch Umgang mit den Vorzüglichsten unter den einheimischen und einheimisch gewordenen Künstlern und Kunstfreunden.

Mit Zucchi lebte Angelika „in Treue und Freundschaft.“ Ganz bequem war er ihr nicht: Goethe verräth es uns. „Mit der guten Angelika

war ich Sonntags die Gemälde der Villa Aldobrandini, besonders einen trefflichen Leonardo da Vinci zu sehen," schreibt er am 18. August 1787. „Sie ist nicht glücklich, wie sie es zu sein verdiente, bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen, das sich täglich mehrt. Sie ist müde, auf den Kauf zu malen, und doch findet ihr alter Gatte es gar zu schön, daß so schweres Geld für oft leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun sich selbst zur Freude, mit mehr Muße, Sorgfalt und Studium arbeiten und könnte es.



Canale grande von Venedig.

Sie haben keine Kinder, können ihre Interessen nicht verzehren, und sie verdient täglich auch mit mäßiger Arbeit noch genug hinzu. Das ist nun aber nicht und wird nicht. Man rede von Mangel und Unglück, wenn die, welche genug besitzen, es nicht brauchen und genießen können!" Zucchi scheint von Angelika nicht nur unaufhörliches Einbringen von Geld gefordert, sondern sie gelegentlich auch im Anwenden des Erworbenen behindert zu haben; wenigstens erzählt Goethe von einer Madonna des Andrea del Sarto, welche Graf Fries für 600 Zechinen erstanden. „Im vergangenen März hatte Angelika schon 450 darauf geboten, hätte auch das Ganze dafür gegeben, wenn ihr attenter Gemahl nicht Etwas einzuwenden gehabt hätte." Da indessen Goethe im

Februar des folgenden Jahres von zwei Gemälden, eines von Titian und eines von Paris Bordone, berichtet, welche Angelika, beide um einen hohen Preis, gekauft habe, so mag die Genauigkeit Zucchi's mehr gelegentliche Grille, als wirklicher Fehler gewesen sein, und auch von der Anklage, seine Frau allzusehr zur Arbeit angetrieben zu haben, dürften wir ihn wenigstens theilweise freisprechen können, indem wir Angelika nach seinem Tode, welcher 1795 erfolgte, noch eben so eifrig und unabläſſig an der Staffelei beschäftigt finden, wie zu der Zeit, wo sie sich gegen Goethe beklagte.

Was die wirkliche Bedeutung Angelika's als Künstlerin betrifft, so ist dieselbe längst bestimmt und begründet. In „Winkelmann und sein Jahrhundert" sagt Goethe: „Das Leichte, Heitere, Gefällige in Formen, Farben, Anlage und Behandlung ist der einzig herrschende Charakter der zahlreichen Werke unserer Künstlerin. Keiner der lebenden Maler hat sie weder in der Anmuth der Darstellung, noch in Geschmack und Fähigkeit den Pinsel zu handhaben übertroffen." — „Daß eine solche Kunstweise", fügt Ernst Guhl in seinen „Frauen in der Kunstgeschichte" hinzu, „mancherlei Schwächen und Mängel an sich tragen mußte, versteht sich von selbst, und schon Goethe hob die Schwäche ihrer Zeichnung, den Mangel an Abwechslung, die Kraftlosigkeit im Ausdruck der Leidenschaften hervor. Giebt man diese Mängel nun zu, so wird man Angelika allerdings nicht als unübertreffliches Muster für alle Zeiten aufstellen wollen, aber man darf auch nicht verkennen, daß sie für ihre Zeit geleistet, was sie, ohne ihrer eigenen Natur untreu zu werden, leisten konnte." In gleichem Sinne äußerte schon funfzig Jahre früher ihr Freund Reinhart sich, wenn er schreibt: „Keines ihrer Werke verläugnet ihre Hand und noch weniger ihren Geist. Alle sind von dem Hauche einer Seele belebt, welche blos dasjenige im Raume wiedergab, was sie selbst war, und welche Nichts war, als das, wozu ihre Individualität sie erhob. Ihr Styl blieb sich immer gleich, sich selbst unbewußt, wie ein Stamm, der nur Blüten ein und derselben Art entfaltet. Nie fehlt ihm, sei es in Komposition, Zeichnung oder Farbe, das Feuer einer jugendlich milden Phantasie." Unter dem Einfluß der unmittelbaren Anschauung sprach auch Goethe sich wärmer aus, als später, wo er kritisch abwägend urtheilte. „Sie hat ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent," sagt er ein Mal, und ein anderes Mal versichert er: „Sie arbeitet so viel und so gut, daß man gar keinen Begriff hat, wie's möglich ist, und glaubt doch immer, sie mache Nichts."

In dieser Bescheidenheit ist Angelika sich unverändert gleich geblieben.

Noch als Elisa von der Recke, die letzte der vornehmen Reisenden, welche die Künstlerin in Rom besuchten, sie 1805 „hinfällig an Körper, aber immer noch frisch an Geist" kennen lernte, war Angelika nicht zur Zufriedenheit mit sich selbst gelangt und klagte: „sie könne nichts Vollendetes, so wie die Bilder ihrer Phantasie vorschwebten, auf die Leinwand bringen." Rührend ist es, wie sie in einem Falle solchen Ungenügens sich selbst zu trösten und zu bescheiden wußte. Im Jahre 1800 sollte sie für die Kirche in Schwarzenberg eine Madonna in himmlischer Glorie malen, aber das Bild wollte ihr nicht recht werden; hauptsächlich fand sie Schwierigkeiten darin, dem Gesicht des himmlischen Vaters den gewünschten Ausdruck zu verleihen. „Da sagte ich zu mir," schrieb sie auf ein Notizblättchen, „nie mehr will ich Dinge darzustellen suchen, welche die Grenzen der menschlichen Einbildungskraft überschreiten. Solches will ich mir für den Himmel vorbehalten, wenn im Himmel noch gemalt wird."

Was sie trotz ihrer großen Bescheidenheit durchaus nicht leiden mochte, das waren Veränderungen, welche von den Stechern ihrer Bilder an diesen gemacht wurden. Es konnten sogar Verbesserungen sein, die Künstlerin sanktionirte sie nicht; sie wollte nur anerkennen, was ganz ihr Eigen war. Als Raphael Morghan an dem Bilde der schönen Lady Hamilton, welche mit den Attributen der römischen Muse dargestellt war, Einiges änderte, unterzeichnete Angelika den Stich: „Nicht von — Angelika Kaufmann", und dasselbe that sie, als Guglielmo Morghan sich erlaubte, ein allegorisches Bild durch eine Figur zu bereichern. Im Ganzen sind von Angelika über 600 Bilder gestochen worden, und zwar von den bedeutendsten Künstlern.

Mit dem Anfang dieses Jahrhunderts begann Angelika zu kränkeln; sie fühlte das Alter um so mehr, da die Stürme, welche während der letzten Jahre die Welt und Italien insbesondere bewegt hatten, auf ein so zartorganisirtes Gemüth sehr erschütternd wirken mußten. Eine Reise ward ihr empfohlen; sie ging im Juli 1802 nach Florenz, wo sie in der Galerie der selbstgemalten Künstlerportraits ihr Bild sehen konnte, welches schon seit vierzehn Jahren seinen Ehrenplatz dort einnahm. Dann eilte sie über Mailand nach Como, dem Orte, den sie am meisten liebte. In Venedig besuchte sie die Familie ihres verstorbenen Gatten, und am 25. Oktober war sie wieder zurück in Rom, wo sie von ihren Freunden mit Jubel begrüßt wurde.

Nun folgten noch fünf Jahre, während welcher Angelika arbeitete, was bei ihr mit Leben gleichbedeutend war. Wie die Kunst der leitende Genius

des jungen Mädchens gewesen, so war sie auch die himmlische Gefährtin der Matrone. Angelika überlebte weder sich selbst, noch ihre künstlerische Kraft, noch ihren Ruhm. Ein schön begonnenes Dasein, welches harmonisch enden sollte.

Ein Vetter, Johann Kaufmann, war in der letzten Zeit ihr Geschäftsbeistand gewesen. Ihn bedachte sie am reichlichsten bei der Verfügung über ihr durch eine edle Thätigkeit erworbenes Vermögen. Ihre übrigen Verwandten, so wie ihre Freunde, wurden nicht vergessen, auch arme Künstler und milde Stiftungen erhielten ihren Antheil.

Am 5. November 1807 bat sie den Vetter, ihr aus Gellert's Gedichten das „Lied für Kranke" vorzulesen. Er wußte es nicht gleich zu finden und schlug das für Sterbende auf. „Nicht dieses," sagte Angelika, „das andere: es steht Seite 128." Es waren ihre letzten Worte. Den 8. November fand ihr Leichenbegängniß statt. Der damalige Großmeister der römischen und wol der europäischen Künstler, Canova, und der Direktor der Akademie von Frankreich hielten das Leichentuch. Hinter dem Sarge wurden einige von Angelika's letzten Arbeiten getragen. In San Andrea delle Fratte ist sie begraben.





Hinrichtung der Girondisten.

XI.
Charlotte Corday.
(Geb. 1769, gest. 1793.)

Wenn man in ihre sanften, traurigen Augen blickt, so findet man die Erklärung ihres ganzen Geschicks: Sie war immer allein gewesen.
Michelet, „Die Frauen der Revolution."

Die Revolution von Frankreich war da.

Die erste nämlich, die von 1789, die Mutter der Revolution von 1830, welche ihrerseits die Mutter der von 1848 war.

Die Jahrhunderte, welche das Alterthum mit der Neuzeit vermitteln, theilen sich in zwei Epochen. In der ersten strebt der europäische Geist nach außen, will die That, das Unbekannte, treibt seine Völkerkinder zu Abenteuern, zu Entdeckungen. In der zweiten steigt er in sich hinab, will die Entwickelung, faßt, was ihm unter den Händen liegt, denkt Religionssekten und philosophische Systeme, arbeitet an Staatsformen. Die erste Epoche beginnt, als Karl Martell bei Tours die Sarazenen schlägt, und

endigt, als Kaiser Karl V. zu St. Just in's Kloster geht. Sie umfaßt die Kreuzzüge, die Maurenkämpfe, die Fahrten von Columbus, Cortez und Pizarro. Die zweite, deren Morgenröthe sich mit der Abendröthe der ersten verschmilzt und so einen Mitternachtstag bildet, die zweite wird durch die Reformation eröffnet, und durch die erste französische Revolution geschlossen. In ihr haben wir Elisabeth und Shakspeare, das Zeitalter Ludwig's XIV., Friedrich den Großen und Voltaire.

Diese Periode war nahe daran, unterzugehen. Ihr Untergang war roth, röther noch, als ihr Aufgang gewesen war.

Das Volk hatte damit angefangen, nach Brod zu schreien; es hatte, getreu der furchtbaren Logik des Aufstandes, damit geendet, nach Blut zu brüllen. „Blut!" ist der Refrain jeder revolutionairen Volkshymne. Wie um so mehr nicht der jenes Liedes, welches noch immer ertönt, wenn in Frankreich Barrikaden aufgeworfen werden, der Marseillaise, des Schlachtgesangs der siegreichen republikanischen Armee, aber auch des Mordgesanges der Septemberhorden, des Todesgesangs der Girondisten.

Die Girondisten, besser die Girondins, bildeten die Partei, welche sich um die Deputirten aus dem Departement der Gironde gebildet hatte. Sie saßen in der Nationalversammlung auf der linken Seite und waren meist Republikaner. Die Jakobiner, der Name, unter welchem „die Freunde der Constitution" bekannt waren, seit sie im Oktober 1789 nach Paris übersiedelten und ihre Versammlungen in einem Saale des Jakobinerklosters in der Straße Saint-Honoré hielten, die Jakobiner waren im Oktober 1791, wo die gesetzgebende Nationalversammlung eröffnet wurde, noch eins mit den Girondisten, welche Thiers sogar als „gemäßigte Jakobiner" bezeichnet. Er bemerkt dabei, es sei sonderbar gewesen, daß gerade sie 1792 für den Krieg mit Oesterreich gesprochen, die eigentlichen Jakobiner dagegen die Erhaltung des Friedens gewollt hätten. So machte sich damals schon eine Spaltung bemerkbar.

Dumouriez war zu jener Zeit Minister des Auswärtigen, Roland hatte das Ministerium des Innern. Im Salon seiner Frau versammelte sich, um so zu sagen, der Klub der Girondisten, in deren Gesinnungen jedoch eine große Veränderung eingetreten war. Seit Ludwig XVI. sein Ministerium aus ihrer Partei gewählt hatte, waren sie weniger republikanisch gesinnt, und ihre bedeutendsten Redner korrespondirten mit dem Könige.

In der Kriegsfrage trug die Gironde den Sieg davon. Der Jubel war allgemein, aber nicht von langer Dauer. Zwei Kolonnen rückten in Belgien ein; beide schrieen, sobald sie nur des Feindes ansichtig wurden:

„Wir sind verrathen!“ und „Sauve qui peut (rette sich wer kann)!“ Es blieb Nichts übrig, als sie zurückzuführen und Belgien vorläufig uneingenommen zu lassen. Das Mißlingen des Invasionsplanes wurde, wie natürlich, Dumouriez Schuld gegeben, welcher der Urheber desselben war. Das girondistische Ministerium fiel, die Gironde war abermals gegen den König. Zugleich aber entzweiten sie sich mehr und mehr mit den Jakobinern. Diese wollten die Revolution ohne alle Umstände und mit allen Folgen, die Girondisten wollten sie mit Maaß und Ordnung. Sie bedachten nicht, daß es in solchen Epochen heißen muß: Entweder — Oder! daß man auf der Mittelstraße zu Nichts gelangt. Dank ihrer Unentschiedenheit befanden sie sich, als der Konvent sich konstituirte und die Republik erklärt wurde, ihrerseits auf der Rechten, und ihnen gegenüber saßen auf dem „Berge“ die Jakobiner, während „die Ebene“, d. h. die Partei des Centrums, die ganz gemäßigte und vernünftige, den Girondisten für den Augenblick noch die Majorität sicherte. Jedoch währte es nicht lange. Daß der König in Anklagezustand versetzt werden konnte, bewies bereits das Uebergewicht des Berges.

Bei dem Prozeß selbst spielte die Gironde ihre unsichere Rolle fort. Sie votirte ohne Einstimmigkeit, theils mit, theils gegen den Berg, d. h. gegen und für die Todesstrafe. Ein solches Schwanken konnte nicht anders als zum Falle führen, es fehlte nur der Anstoß. Dumouriez gab ihn, indem er den abenteuerlichen Entschluß faßte, mit seiner Armee nach Paris zu marschiren, und den jungen Herzog von Chartres, später Ludwig Philipp, zum konstitutionellen König auszurufen. Umsonst erklärten die Girondisten sich so eifrig gegen ihn, wie die Montagnards es nur thun konnten, sie wurden darum nicht minder als seine Mitschuldigen angesehen und als Verräther angeklagt. Der 31. Mai war der Tag des Kampfes, der 2. Juni der Tag der Entscheidung. Die Girondisten wurden aus dem Konvent vertrieben und proskribirt. Sie, die das Leben des Königs nicht gerettet hatten, sahen jetzt das eigene bedroht. Glücklicher jedoch, als Ludwig XVI., konnten sie fliehen. Die Meisten thaten es, warfen sich in die Departements und organisirten dort die Auflehnung gegen Paris; das wollte sagen, gegen den Konvent, gegen die Guillotine, gegen Marat, Danton und Robespierre.

Wie Lamartine in seiner „Geschichte der Girondisten“ sagt: die Versammlung hatte aufgehört, Repräsentation zu sein, um Regierung zu werden. Sie selbst verwaltete, richtete, strafte, kämpfte. Sie war das

versammelte Frankreich. Von parlamentarischen Debatten gab es selbst kein Echo mehr im Konvent. Mit dem Verschwinden der Girondisten war er stumm geworden; man hätte sagen können, die ganze Revolution habe gleichsam die Sprache verloren. Höchstens erhoben noch von Zeit zu Zeit Danton und Robespierre ihre lauten Stimmen, aber nie um zu diskutiren, nur um zu befehlen. Außerdem hörte man nur noch „den Sturmschritt der Bataillone, die Salven der Lärmkanone, die Schläge des Beils, die auf dem Platze der Revolution fielen."

Mit Einem Worte, der Konvent hatte sich der Nation und Paris dem ganzen Reiche substituirt.

Das eben wollten die Departements nicht. Die Departements wollten, gleich den Girondisten, Revolution, aber keinen Terrorismus. Sie fanden es unnütz, daß die Republik jeden Tag ein Bad von Menschenblut nehme. Sie hielten das für eine Verschwendung, für einen verderblichen Luxus. Paris jedoch bildete sich ein, dieses Luxus noch zu bedürfen. Paris dürstete immer mehr nach Blut, je mehr es Blut zu trinken bekam. Selbst nicht zwei Jahrhunderte früher, in der Bartholomäusnacht, war es so bluttrunken und so blutdürstig gewesen. Damals hatte das Schlachten nur Tage gewährt, jetzt währte es seit Monaten. Und Paris wurde es nicht müde.

Aus diesem rothen Meere, welches höher und höher schwoll, ragten wie drei dunkle Felskolosse die Männer empor, deren Namen wir bereits genannt.

Marat, Danton, Robespierre — Probleme, Ungeheuer, Märtyrer — mit allen diesen Worten sind sie abwechselnd bezeichnet worden, je nachdem es die oder jene Partei war, welche von ihnen sprach. Wir gestehen, daß wir unsere Blicke nicht gern auf ihnen ruhen lassen und sie daher so schnell wie möglich von den zwei Letzteren abwenden. Den Ersteren dagegen müssen wir in's Auge fassen, und können auch unsern jungen Leserinnen das Bild dieses Menschen nicht ersparen. Um uns die Aufgabe, es ihnen vorzuführen, leichter zu machen, entleihen wir ein neues Blatt von Lamartine.

„Marat", sagt er, „war in der Schweiz geboren. Ein Schriftsteller ohne Gaben, ein Gelehrter ohne Namen, leidenschaftlich nach Ruhm strebend, ohne weder von der Gesellschaft noch von der Natur die Mittel sich hervorzuthun empfangen zu haben, rächte er sich an allem Großen, so in der Gesellschaft wie in der Natur. Schöpferischer Geist war ihm nicht weniger verhaßt, als Geburtsadel. Er wollte mit Wuth die Gleichheit, weil alle Ueberlegenheit ihm Qual war. Er liebte die Revolution, weil sie Alles bis auf sein

Maaß herunterbrachte. Fanatiker für das Volk, gewann er es durch Hingebung an seine Interessen. Sein Tagblatt hatte für die Einbildungskraft etwas Uebernatürliches. Das Vertrauen, welches man auf ihn setzte, glich fast der Verehrung. Der Geruch des Blutes, nach welchem er unablässig verlangte, war ihm zu Kopfe gestiegen. Er war die Raserei der Revolution, ihre verkörperte Raserei selbst."



Marat und Robespierre.

Das Blatt, mit welchem er sich 1791 bemerkbar machte, hieß „Der Freund des Volkes"; zwei Jahr später trug Marat selbst diesen Namen. Er war womöglich noch fanatischer geworden. Danton und Robespierre waren ihm Beide im Wege. Er prunkte ihnen gegenüber mit dem Schmutze seiner äußern Erscheinung. Zugleich wiegelte er das Volk auf. Das Volk hatte unter der Republik so gut Hunger, wie es unter der Monarchie Hunger

gehabt hatte, und obgleich kein König mehr da war, auf den man die Schuld des Brodmangels hätte wälzen können, so gab es doch wieder ein Mal Nichts zu essen in Paris. Marat wußte Rath, er äußerte die Meinung: Das Volk werde endlich die große Wahrheit begreifen, daß es sich selbst retten müsse. Das Volk begriff diese Wahrheit und rechtfertigte Marat's Vertrauen, indem es die Bäckerläden aufbrach und selbst die Brodpreise bestimmte. Der Konvent fand das gesetzwidrig, und Marat, der Urheber dieser Gesetzlosigkeit, der unermüdliche Ankläger Anderer, wurde endlich selbst ein Mal in den Anklagestand versetzt, aber, wie vorauszusehen gewesen war, glänzend freigesprochen. Wer hätte gewagt, ihn schuldig zu finden? Mit Lorbeerkränzen geschmückt, mit Blumensträußen bedeckt, wurde er aus dem Justizpalast in den Konvent getragen. „Jetzt habe ich die Girondisten in der Hand," sagte er. Marat täuschte sich. Das Verhängniß, nicht er, sollte den letzten Tag der Gironde herbeiführen. Sein eigenes Verhängniß war näher.

Donnerstag den 11. Juli 1793 gegen Mittag stieg in der Straße der **Vieux-Augustins**, Nr. 17, im **Hôtel de la Providence** ein junges Mädchen ab, welches mit der Diligence von Caen nach Paris gekommen war. Die Schönheit der jungen Fremden hatte bei ihren Reisegefährten sowol Bewunderung wie Neugier erweckt. Sie antwortete auf die Artigkeiten mit Lächeln, auf die Fragen ausweichend, d. h. gar nicht. Ein junger Mann war so hingerissen von ihr, daß er ihr ohne Weiteres Herz und Hand anbot. Sie dankte ihm lächelnd und ablehnend, und spielte mit einem Kinde, welches durch Zufall neben ihr saß.

In Paris angelangt, legte sie sich um 5 Uhr Nachmittags nieder und schlief bis zum nächsten Morgen. Da kleidete sie sich einfach, aber passend an und begab sich zu Duperret, dem Freunde eines der nach Caen geflüchteten Girondisten. Sie hatte ihm von diesem, von Barbaroux, einen Brief zu bringen. Duperret war im Konvent; die junge Fremde kehrte daher in ihr Gasthaus zurück, blieb den Tag über in ihrem Zimmer und las. Um neun Uhr Abends ging sie wieder zu Duperret. Er war bei Tische, kam aber heraus zu ihr. Sie bat ihn, sie zu Garat, dem Justizminister, zu führen. Dort wollte sie um einige Dokumente bitten, die einer emigrirten Freundin nöthig wären. Duperret versprach ihr für den nächsten Morgen, was sie wünschte. Er bat sie um Adresse und Namen, um sie abholen zu können. Sie gab ihm beides. Charlotte Corday hieß sie.

Schon hatte sie einige Schritte gethan, um sich zu entfernen, da wandte sie sich plötzlich wieder zu ihm und rieth ihm rasch und heimlich, den Konvent

und Paris zu verlassen und sich in Caen mit seinen Brüdern und Kollegen zu vereinigen. Ueberrascht antwortete er: sein Posten sei in Paris. Sie drang noch weiter in ihn. „Glauben Sie mir, fliehen Sie noch vor morgen Abend,“ waren die Worte, mit denen sie ihn verließ.

Sie hatten keinen guten Eindruck auf ihn gemacht. Er fand Fräulein Corday seltsam, sie flößte ihm sogar Mißtrauen ein. Dennoch suchte er sie am nächsten Morgen auf und brachte sie zum Minister. Der konnte vor acht Uhr Abends keine Audienz ertheilen. Duperret war seit dem vorigen Abend offiziell kompromittirt; der Konvent hatte befohlen, es solle bei ihm versiegelt werden. Er stellte daher dem Fräulein Corday vor, daß seine Empfehlung ihr von nun an eher nachtheilig, als nützlich sein könnte. Sie stimmte ihm bei und begehrte weiter Nichts von ihm. Er verließ sie an der Thür ihres Hôtels.

Auch sie verließ dieses augenblicklich wieder und fragte sich nach dem Palais-Royal hin. Dort, unter den Arkaden, kaufte sie für drei Franken, Andere sagen für vierzig Sous, ein Dolchmesser mit einem Griff aus Ebenholz, welches sie unter ihrem Busentuch verbarg. Dann ging sie in den Garten und setzte sich für Augenblicke auf eine der steinernen Bänke, die sich an die Arkaden lehnen. Der Tag war schön, im Garten spielten Kinder. Einige davon kamen vertrauungsvoll zu dem jungen Mädchen gelaufen. Sie lächelte sie an.

Dann kehrte sie in ihr Zimmer zurück und schrieb ein Billet folgenden Inhalts: „Ich komme von Caen. Ihre Liebe zum Vaterlande läßt mich voraussetzen, daß Sie gern von den unglücklichen Ereignissen in diesem Theile der Republik Kenntniß nehmen werden. Ich werde mich gegen Ein Uhr bei Ihnen einfinden; haben Sie die Güte, mich anzunehmen und mir einige Augenblicke der Unterredung zu gestatten. Ich werde Sie in den Stand setzen, Frankreich einen großen Dienst zu erweisen.“ Dieses Billet gab sie an der Thür des Hauses ab, wo Marat bei Katharine Evrard wohnte, die ihn aufgenommen hatte, als er von Keller zu Keller floh, weil er keine Wohnung besaß. Marat hatte Katharine Evrard „Angesichts der Sonne und der Natur“ geheirathet, eine der verschiedenen Vermählungsarten, welche damals gestattet waren. Katharine liebte ihn, wachte über ihn. Nur seine vertrautesten Freunde wurden zu ihm gelassen; sie fürchtete unaufhörlich Gefahr für ihn. Als Charlotte Corday um Eins erschien, sah sie sich abgewiesen. Ihr Billet blieb ohne Antwort. Sie schrieb ein zweites, dringenderes, geheimnißvolleres.

Um sieben Uhr Abends verließ sie abermals ihr Hôtel. Sie war mit größerer Sorgfalt gekleidet, als bisher. Ueber ein weißes Kleid trug sie ein seidenes Tuch, welches die Schultern bedeckte, unter der Brust gekreuzt und auf dem Rücken zugebunden war. Ihre Haare bargen sich unter einer normandischen Haube, deren breiter Spitzenbesatz um ihre Wangen spielte. Ein breites Band von grüner Seide hielt die Haube um die Schläfen fest, einzelne Locken stahlen sich darunter vor und fielen auf den Hals. „Uebrigens", sagt Michelet, „keine Blässe, rosige Wangen, ruhige Stimme, kein Zeichen von Gemüthsbewegung." So nahm sie am Platz des Victoires einen Miethswagen, fuhr über die neue Brücke und stieg in der Straße der Cordeliers, heute die der École-de-Médecine, vor Nr. 20, jetzt Nr. 18, aus.

Es ist das große, finstere Haus vor jenem mit dem Thurme, welches die Ecke bildet. Marat wohnte im ersten Stock. Finstere kleine Stuben, die nach dem Hofe hinausgingen, alte Möbel, schmutzige Tische, wo das Journal gefalzt wurde, ein Hinauf und Herab, Hinein und Heraus von Korrekturbogen und Kolporteurs — so war es in Marat's Wohnung, von welcher er am Abend seines Triumphes sagte: „Hier ist mein Palast! Und hier ist mein Scepter!" hatte er damals hinzugesetzt, und auf seine Feder gezeigt, die in einem blechernen Schreibzeug steckte. „Rousseau, mein Landsmann, hat nie ein anderes gehabt, und ich habe hiermit die Souverainetät aus den Tuilerieen in diese Höhle gebracht."

Auch in dem Augenblicke, als Charlotte Corday an seine Thür klopfte, führte er sein Scepter. Obgleich er im Bade war, schrieb er und zwar einen Brief an den Konvent, worin er die Verurtheilung und Proskription der letzten in Frankreich noch geduldeten Bourbonen verlangte. Da vernahm er vor der Thür Katharine Evrard, wie sie Charlotten den Eintritt verweigerte. Durch das Zurufen der Pförtnerin hatte sich die junge Fremde nicht zurückhalten lassen, rasch war sie die dunkle Treppe hinangeeilt, aber oben fand sie Katharine, die sie entschieden zurückwies. Charlotte hatte in der Stimme einen eigenthümlichen Silberklang: hörte man sie sprechen, war es, als hörte man ein Kind. Eine Person, die sie ein Mal zufällig gehört hatte, erinnerte sich nach zehn Jahren noch jeder Tonbeugung dieser unvergleichlichen Stimme, die jetzt zu Marat hineinklang. Schmeichelte sie seinem Ohr? Erregte sie den Wunsch, die Sprecherin auch zu sehen? Gewiß ist es, daß er Katharinen gebieterisch zurief, die Fremde einzulassen. Sie gehorchte murrend, und ließ, instinktiv beunruhigt, die Thür nur angelehnt, um Alles, was im Zimmer vorginge, gleich hören zu können.



Charlotte Corday.

So stand also Charlotte vor Marat. Die Wanne war mit einem schmutzigen Tuche zugedeckt, eine schmutzige Serviette umhüllte seine fettigen Haare. Alles, was an ihm und um ihn war, mußte schmutzig und grob sein. Auf einem ungehobelten Brette schrieb er, sein bleiernes Schreibzeug stand neben ihm auf einem rohen Eichenklotz. Das Gemach war schwach erleuchtet, doch hinreichend, um Marat's widerliche Häßlichkeit ganz sehen zu können. „Eine zurückspringende Stirn, freche Augen, hervorstehende Backenknochen, ein ungeheurer, grinsender Mund, magere Arme und Schultern, gelbe Haut“ — das Signalement der Geschichte ist ihm wenig günstig. Ob Charlotte ihn ansah?

Sie hatte ihm Nachrichten aus der Normandie versprochen. Er frug, sie antwortete. Er war mit ihren Antworten zufrieden und frug weiter nach den Namen der Girondisten, die sich nach Caen geflüchtet hätten. Charlotte diktirte sie ihm; Marat schrieb sie auf, wie sie, einer nach dem andern, von Charlottens schwingender Stimme ausgesprochen wurden. Dann sagte er: „C'est bon! dans huit jours ils iront à la guillotine.“ (Es ist gut, in acht Tagen sind sie guillotinirt.)

Das letzte Todesurtheil war von Marat's Lippen gefallen. Charlotte faßte ihr Messer, stach, von oben herunter, und durchbohrte die ganze Lunge. — „A moi, ma chère amie!“ (Zu mir, meine Freundin!) rief er noch. — Marat hatte den letzten Schrei ausgestoßen.

Katharine flog herein, mit ihr Marat's Kommissionair, Laurent Basse. Charlotte hatte sich an's Fenster hinter den Vorhang geflüchtet, am Boden lag das Messer, Marat schwamm in seinem Blut. Laurent stürzte auf Charlotte zu, und schmetterte sie mit einem Stuhle zu Boden. Katharine trat sie mit Füßen. Das Geschrei drang auf die Straße; das Haus, das Zimmer füllte sich. Charlotte hatte sich wieder aufgerichtet und stand still, während Soldaten vom nächsten Posten ihr die Hände hielten und Nationalgardisten sie schützend umgaben. Ein Perrückenmacher, ein besonders fanatischer Maratist, hatte das blutige Messer aufgerafft und schwang es, während er Marat's Lob- und Leichenrede heulte, mit drohenden Geberden gegen Marat's Mörderin. Charlotte stand still und sah und hörte zu. Man hätte glauben sollen, der ganze Tumult ginge sie Nichts an. Etwas nur machte einen peinlichen Eindruck auf sie: Katharinens Jammergeschrei: Charlotte begriff nicht recht, daß ein Scheusal wie Marat habe geliebt werden können, aber sie hörte in Katharinens wilden Klagen die Wahrheit der Liebe heraus, und die wahnsinnige Frau that ihr leid.

In der finstern Wohnung gab es einen Salon, Katharinens Salon, er ging auf die Straße, war hell, hatte schöne seidene Vorhänge, die Möbel waren von blauem und weißem Damast, die Porzellanvasen, die ihn zierten, fast immer voll Blumen. Hier bestand Charlotte ihr erstes Verhör. Der Kommissair der Sektion des Théatre-Français nahm das Protokoll auf. Die beiden Administratoren der Polizei wohnten dem Verhör bei. Dann kamen aus dem Konvent, wohin die Nachricht bereits gedrungen war, vier Deputirte herbeigeeilt.



Gefangennehmung.

Sie befahlen, daß Charlotte in das nächste Gefängniß, die Abtei, gebracht werden solle. Als sie, von Nationalgardisten geführt, aus dem Hause auf die Straße trat, stürzte das Volk, welches diese dichtgedrängt anfüllte, mit einem solchen Wuthgeheul auf das junge Mädchen ein, daß sie den Muth und die Besinnung verlor. Ohnmächtig wurde sie nach der Abtei gebracht.

Die Deputirten waren ihr gefolgt. Ein zweites Verhör fand statt. Sie bestand es so ruhig, wie das erste. In ihren Taschen fand man Nähzeug und Garn, Geld und eine goldene Uhr, ihren Paß und ihren Taufschein, endlich eine Adresse an die Franzosen, in welcher sie diese aufruft, wie Männer auf dem Wege vorzudringen, den ein junges Mädchen ihnen gezeigt haben würde. Sie wurde in einen Kerker gebracht und Tag und Nacht von zwei Gensdarmen bewacht.

Jetzt wandte sie ihre Gedanken nach der Normandie und zu den Angehörigen und Freunden, welche sie dort zurückgelassen hatte. In der großen und breiten Straße, die Caen durchschneidet, lag im Grunde eines Hofes ein altes Haus mit grauen Mauern. Es hieß le Grand-Manoir und gehörte einer armen, kinderlosen und hochbetagten Wittwe, der Frau von Bretteville. Bei ihr wohnte Charlotte, deren voller Name Maria Charlotte Corday d'Armans war. Sie stammte folglich aus edlem Geschlecht, und zwar zwiefach, denn sie war eine Urgroßnichte des großen Corneille,

der den Cid und die Horatier dichtete. Leider war sie eben so arm, wie ausgezeichnet durch Geburt. Ihr Vater, Franz Corday d'Armans, war so gut wie Bauer. Er bewirthschaftete selbst sein kleines Besitzthum le Ronceray im Dorfe Ligneries, nicht weit von Argentan. Es genügte kaum, um seine fünf Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, zu ernähren. Die Mutter, Jacqueline Charlotte Maria de Gonthier des Autiers, erlag früh dem Kummer der Arbeit und ließ ihre unerzogenen Töchter doppelt verwaist, denn der Vater schrieb, anstatt sich um sie zu kümmern, Flugschriften gegen den Despotismus und das Recht der Erstgeburt. Er gehörte zu dem mißvergnügten Adel, welcher die Revolution gewünscht hatte, weil sie „etwas Anderes" war.

Charlotte und ihre Schwestern wuchsen wie Bauermädchen auf, trugen grobe Leinwand, machten Heu, lasen Aehren und Aepfel, und jäteten den Garten. Endlich kamen sie, Charlotte, die zweite, 1769 geboren, mit dreizehn Jahren in ein Kloster, wo man arme Fräuleins aufnahm, in l'Abbaye-aux-Dames zu Caen. Dort schloß sie Freundschaft mit dem Fräulein von Forbin, in deren Angelegenheiten sie sich von Duperret zu Garat führen ließ. Von der Aebtissin, Frau von Belzunce, wurde Charlotte ausgezeichnet. Sie zog sie zu den Gesellschaften, welche ihren Verwandten aus der Welt im Kloster zu geben den Aebtissinnen gestattet war. Hier lernte Charlotte den Neffen der Aebtissin kennen, der Oberst eines Kavallerieregimentes war und bei einem Pöbelaufruhr in Caen ermordet wurde. Als Charlottens Messer gefunkelt und getroffen hatte, glaubte man Anfangs, die Liebe zu einem Todten habe es ihr in die Hand gegeben, und sie habe an Marat Herrn von Belzunce gerächt. Dem war nicht so; Charlotte rächte, als sie tödtete, keinen Ci-devant, sie war Republikanerin. Einige Jahre hindurch war sie katholisch-christliche Schwärmerin gewesen und hatte ihr Leben Gott weihen wollen; dann war sie, im Kloster noch, Philosophin geworden, und hatte sich in dieser Gesinnung entwickelt und befestigt, als sie bei der Aufhebung der Klöster in die Welt zurückkehrte, und sich, da ihr Vater wieder geheirathet hatte, an ihre Tante wendete.

In dem Hofe des alten Hauses, welches Frau von Bretteville ihrer jungen Verwandten als Obdach angeboten hatte, befand sich in einer Ecke ein Brunnen mit einer grünbemoosten steinernen Einfassung. Auf dieser saß Charlotte stundenlang und las Jean Jacques Rousseau, Raynal und Plutarch. Sie las auch sonst viel, auch Romane, sogar oft recht schlechte, aber ihre Lieblingsschriftsteller waren diese drei.

Mancher Vorübergehende warf einen Blick in den Hof, auf den bemoosten Brunnen und auf das lesende Mädchen. Charlotte war sehr schön. Schlank und groß, weiß und blühend, die prachtvollen Haare dunkel, wenn sie fest anlagen, golden, wenn sie herabflossen; die großen nach den Schläfen zu liegenden Augen blau in der Ruhe, schwarz in der Aufregung, die Wimpern lang und dunkel, die Nase leicht gebogen, der Mund scharf gezeichnet, aber griechisch gebildet, das feste Kinn durch ein Grübchen getheilt, so war Charlotte. Ihre Tracht bestand fast regelmäßig aus einem amazonenartigen Kleide von dunklem Tuche und einem grauen Filzhute, der an den Seiten aufgekrämpelt und mit schwarzen Bändern umgeben war. Zum Opfern hatte sie sich, wie wir gesehen haben, in das priesterliche Weiß gekleidet.

Exaltirte Patriotin war sie längst, als von den geflohenen Girondisten, unter denen Pétion sich befand, achtzehn nach Caen kamen. Von dieser Zeit an gewann Charlottens Patriotismus eine bestimmte Richtung: Haß gegen Marat, und ein bestimmtes Ziel: den Wunsch, Frankreich möge von ihm befreit werden. Daß sie Marat mit dem Terrorismus identifizirte, war erklärlich: er war am populairsten, deklamirte am lautesten, drohte am wildesten. Charlotten ging es wie ganz Frankreich, sie vergaß Danton und Robespierre, sie vergaß die ganze blutdürstige Masse des Pariser Pöbels, und sah nur Marat. Zugleich sah sie Frankreich unglücklich, bedroht von außen, in sich gespalten vom Bürgerkriege, denn die Vendée hatte sich erhoben und der Royalismus sein Lilienbanner aufgesteckt. Kein Blühen des Handels, kein Betrieb der Gewerbe, keine Ruhe zum Ackerbau, kein Friede. — „O der Friede! der Friede!“ dachte Charlotte. „Wer hindert ihn wiederzukehren? Die Gesetzlosigkeit. Wer erhält, will, befördert die Gesetzlosigkeit? Marat. Und so viele Männer dulden es? Wenn ein schwaches Weib es nun nicht länger dulden wollte? Wenn sie thäte, was die Männer nicht thun?“

Da war der Gedanke noch dunkel, noch dämmernd, noch gestaltlos. Er blieb so in ihr bis zum 7. Juli. An diesem Tage wurde der Generalmarsch in der Stadt geschlagen. Man hielt auf der großen Wiese von Caen Heerschau über die Freiwilligen, welche „la guerre de Marat,“ den Maratskrieg, mitmachen, sich mit den Streitkräften vereinigen wollten, über welche dem General Wimpfen das Oberkommando ertheilt worden war. Der General war früherer konstitutioneller Deputirter, stiller Royalist, treuer Franzose; der Konvent hatte ihn zurückberufen. Seine Antwort lautete: er werde an der Spitze von sechzigtausend Mann kommen, um die Nationalrepräsentation wieder herzustellen und die Departements zu rächen.

Wenn Wimpfen, um seine sechzigtausend Mann vollzählig zu machen, auf die Freiwilligen aus Caen gerechnet hatte, so war seine Rechnung eine falsche gewesen. Es meldeten sich nicht mehr als dreißig. Charlotte, welche nebst vielen Damen der Feierlichkeit zusah, bemerkte diese geringe Anzahl mit düsterer Niedergeschlagenheit. Pétion glaubte einen andern Grund ihrer Trauer zu errathen. Ein junger Mann, Herr von Franquelin, sollte Charlotte mit glühender Leidenschaft lieben und ihr nicht gleichgültig geblieben sein. In der Hoffnung, sich ihren Beifall zu erringen, sollte er mit den Freiwilligen von Caen eingetreten sein. Pétion sah ihn und Charlotte, und fragte diese: „Nicht wahr, Sie würden sehr unglücklich sein, wenn sie nicht marschirten?“ Wie Charlotte später aus ihrem Kerker schrieb, hatte sie sich gleich vorgenommen, Pétion eines Bessern zu belehren. Ihr Gedanke wurde Entschluß. Sie fand, Marat sei der Ehre nicht werth, daß so viele Tapfere ihr Leben einsetzen wollten, um Frankreich von ihm zu befreien. Dazu genügte die Hand einer Frau. Diese Frau zu sein, war Charlotte nun entschieden.

Noch denselben Tag reiste sie nach Argentan ab. Sie wollte noch ein Mal ihren Vater und die eine Schwester sehen, welche ihr von allen Geschwistern geblieben war, denn die andere war gestorben, und die Brüder, streng royalistisch, waren bei dem Prinzen von Condé, der eine Armee aus Emigrirten hatte.

Charlotte gab bei ihrem Vater vor, sie wolle sich vor der Revolution nach England retten. Der Vater billigte ihren Entschluß. Sie bat ihn um seinen Segen, nahm Abschied und kehrte nach Caen zurück.

Einen Paß hatte sie, den nach Argentan; jetzt wollte sie eine Empfehlung an irgend einen Girondisten in Paris. So ging sie zu Barbaroux und erhielt von ihm den bewußten Brief. Der Ton, in welchem sie ihm dankte, fiel dem jungen Girondisten auf, doch ahnte er Nichts von der Wahrheit.

Frau von Bretteville erinnerte sich später, sie habe eines Morgens, als sie Charlotte geweckt, neben ihrem Bette eine alte Bibel beim Buche Judith aufgeschlagen gefunden. — Ein Mal sah die alte Tante in den Augen des starken und gewöhnlich so heitern Mädchens Thränen. Nach der Ursache befragt, antwortete Charlotte: „Ich weine über Frankreich, die Meinen und Sie. Wer ist sicher zu leben, so lange Marat lebt?“

Dann erzählte sie der Tante gleichfalls das Mährchen von der Emigration nach England. Es gab ihr den Vorwand zu den Vorbereitungen, die sie traf. Sie sorgte durch eine Freundin für die Zukunft ihrer alten Wärterin, bestellte und bezahlte bei verschiedenen Arbeiterinnen kleine

Geschenke für einige Gespielinnen und vertheilte ihre Bücher an ihre nächsten Freunde. Nur einen Band des Plutarch behielt sie, packte ihn mit den nöthigsten Kleidungsstücken in ein Bündel und ging, dieses unter dem Arme, ihre Zeichenmappe in der Hand, den 9. Juli früh aus. Sie hatte die Tante umarmt und ihr gesagt, sie wolle auf die Wiese, die Heumäherinnen zu zeichnen. An der Treppe fand sie den kleinen Sohn eines Arbeiters, der im Hause auf die Straße hinaus wohnte. Das Kind spielte meistens im Hofe und Charlotte gab ihm oft Bilder. Jetzt reichte sie ihm die Mappe. „Hier, Robert,“ sagte sie, „das ist für Dich. Sei immer artig und küsse mich — Du wirst mich nicht wiedersehen.“ Sie küßte ihn und ließ auf seiner Wange eine Thräne zurück, die letzte, die man sie weinen sah. Dann verließ sie das Haus, und bald darauf, in der Diligence von Paris, Caen, die Heimat und — um so zu sagen — schon das Leben.

Die Franzosen haben ohne allen Zweifel von allen Völkern das meiste dramatische Talent, sowol im Schaffen, wie im Darstellen. Sie sind auf den Brettern daheim, sprechen und bewegen sich auf der Bühne, als sprächen und bewegten sie sich im täglichen Leben. Dafür haben sie indessen auch im täglichen Leben etwas Theatralisches, gerathen leicht in Deklamation, und berechnen ihre Handlungen instinktiv auf den Effekt, welchen sie hervorzubringen wünschen. Charlotte Corday war darin ächte Französin. So ehrlich entschlossen sie war, ihr Leben für das Heil ihres Vaterlandes hinzugeben, ohne Aufsehen wollte sie es nicht gern thun. Gleich einem prachtvollen Blitzstrahl wollte sie blenden, schrecken und treffen. Angesichts des Volkes gedachte sie das Opfer zu tödten, welches sie ihm bestimmte; auf dem Marsfelde, bei der Feier des 14. Juli, wollte sie, wie Michelet sagt, „am Jahrestage der Niederlage des Königthums, den König der Anarchie bestrafen.“ Die Vendée im royalistischen Aufstand, die andern Departements im republikanischen Aufruhr gegen die Republik, veranlaßten den Konvent, die Vertagung dieses Siegesfestes zu beschließen. Das Marsfeld, das versammelte Volk, der volle Tag, der freie Himmel konnten also nicht Schauplatz und Zeugen von Charlottens That sein, die Einbildungskraft des jungen Mädchens versetzte die große Begebenheit sogleich in den Konvent. Dort war auch noch ein passendes Theater, und in den Deputirten ein hinreichendes Publikum zu erschüttern; aber Marat war krank, verzehrt von dem brennenden Fieber in seinem unreinen Blute; er kam nicht mehr in den Konvent. Charlotte mußte sich darein ergeben, unter vier Augen Opferpriesterin zu sein.

Dafür mangelte es ihr nach vollbrachter That nicht an Oeffentlichkeit. Ganz Paris beschäftigte sich nur mit ihr. Sie hörte unter ihrem Fenster ihren Namen als Mörderin von den Ausrufern schreien und vom Volke verwünschen. „Sie nahm“, sagt Lamartine, „die Stimme des Volkes nicht für das Urtheil der Nachwelt. Durch den Abscheu hindurch, den sie einflößte, fühlte sie die Apotheose voraus.“ Darum bat sie den Sicherheitsausschuß um einen Miniaturmaler. Auch eitel war sie noch, wollte zu ihrem Vortheil geputzt vor dem Gericht erscheinen und ließ sich in aller Eile zu der Ceremonie ihrer Verurtheilung eine neue Haube machen.

Ihre Antworten vor dem Revolutionstribunal sind wie von Corneille's Geist diktirt und wie mit Corneille's Feder niedergeschrieben.

„Wer hat Ihnen so viel Haß gegen Marat eingeflößt?“ — „Ich bedurfte nicht des Hasses Anderer, ich hatte genug an meinem eigenen.“

„Diese That muß Ihnen eingegeben worden sein!“ — „Man führt schlecht aus, was man nicht selbst beschlossen hat.“

„Was hassen Sie an ihm?“ — „Seine Verbrechen.“

„Was verstehen Sie darunter?“ — „Die Verwüstung Frankreichs.“

„Was hofften Sie, indem Sie ihn tödteten?“ — „Meinem Lande den Frieden wiederzugeben.“

„Glauben Sie denn alle Marats getödtet zu haben?“ — „Nun der todt ist, werden die andern vielleicht Furcht bekommen.“

„Seit wann hatten Sie diesen Plan gefaßt?“ — „Seit dem 31. Mai, wo man hier die Repräsentanten des Volkes festnahm.“

Nachdem die Zeugenaussagen geschlossen waren, fragte der Präsident sie: „Was antworten Sie darauf?“ — „Nichts, als daß es mir geglückt ist.“

Was sie nicht bis zu Ende hören konnte, das war die von Schluchzen unterbrochene Aussage Katharinens. Sie unterbrach sie hastig mit den Worten: „Ja, ich bin es, die ihn getödet hat.“

Als man ihr das Messer zeigte, wehrte sie es mit der Hand von sich, wandte die Augen ab und sagte: „Ja, ich erkenn' es, ich erkenn' es.“

Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, hob die Sicherheit des Stoßes hervor. „Wie es scheint, hatten Sie sich gut eingeübt?“ frug er dann. Voll Abscheu rief sie aus: „Das Ungeheuer — er hält mich für eine Meuchelmörderin!“

Dieser Ausruf fiel wie ein Donnerschlag. Die Debatten wurden geschlossen. Sie hatten eine halbe Stunde gewährt.

Charlotte hatte zu ihrem Vertheidiger Doulcet de Pontécoulant gewählt, einen vorsichtigen Girondisten, der auf dem Berge saß. Sie hatte ihn in der **Abbaye-aux-Dames** gekannt, wo seine Tante Koadjutrize war. Er schlief außer dem Hause, erhielt ihren Brief nicht und meldete sich daher nicht, so daß ihr ein offizieller Vertheidiger gegeben werden mußte. Dieser, Chaveau-Loyarde, wurde von ihr so ergriffen, daß er sie verstand, d. h. nicht entschuldigte. Als ihr Urtheil gefällt worden war, ließ sie sich zu ihm führen, dankte ihm und bat ihn, um ihm ihre Achtung zu beweisen, ihre kleinen Schulden im Gefängnisse zu bezahlen, da ihr Geld eingezogen worden sei.

Zwei Männer hatten sie während der ganzen Verhandlung nicht aus den Augen verloren: der Eine, Adam Lux, ein junger Republikaner, welcher aus Mainz nach Paris gesandt worden war, um dort eine deutsche Revolution zu verabreden; der Andere, Hauer, ein Maler und Offizier der Nationalgarde, der ihre Züge auf das Papier warf. Sie wandte sich ihm so viel wie möglich zu; mit Adam Lux tauschte sie in der Minute, wo der Präsident das Todesurtheil aussprach, einen Blick des Dankes von ihrer, der Anbetung von seiner Seite.

Schon am 16. Juli war sie aus der Abtei in die Conciergerie gebracht worden, deren Gefängnisse unter dem Saale lagen. Zum letzten Male stieg sie die düstere enge Treppe hinab, welche, in der Höhlung der dicken Mauern angebracht, die Kerker mit dem Tribunal verband. Sie hatte sich vorher mit dem Schließer und seiner Frau zum letzten Frühstück verabredet, aber die Richter hatten sie so lange aufgehalten, daß ihr keine Zeit mehr blieb. Während ihrer Gefangenschaft hatte sie mehrere Briefe geschrieben, den einen an ihren Vater, mit dem kindlichen Anfang in der Orthographie der Normandie: „**Pardonnais-moi, mon papa.**“ (Verzeih' mir, mein Papa.) Jetzt schrieb sie den letzten Brief, und zwar an Doulcet de Pontécoulant. Sie warf ihm verächtlich das Wort „Feigling!“ zu, weil er nicht gekommen war, sie zu vertheidigen. Es war das letzte Unrecht, welches sie beging.

Ein der Republik vereideter Priester erschien, aber sie wies ihn dankend zurück. Dagegen wünschte sie, man möchte den Maler zu ihr lassen, und saß ihm mit heiterer Ruhe. Sie bat ihn, das Bild für ihre Familie zu kopiren, und unterhielt sich mit ihm über alltägliche Dinge.

Anderthalb Stunden waren verflossen, da pochte es leise an die Thür. Es war der Henker, in der Hand die Schere, über dem Arme das rothe

Hemd der Verurtheilten. „Wie? Schon?“ sagte Charlotte unwillkürlich. Dann faßte sie sich, wandte sich an den Maler und sprach: „Mein Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Mühe danken soll; ich habe Nichts als dies, bewahren Sie es zu meinem Andenken.“ Damit schnitt sie selbst eine ihrer langen Locken ab und gab sie ihm. Die andern überließ sie dem Henker, hob sie dann auf und reichte sie der Frau des Schließers Richard. Der Henker warf ihr nun das Armesünderhemde über und band ihr die Hände. Sie lächelte und sagte: „Diese Todestoilette wird von etwas rauhen Händen gemacht, aber sie führt zur Unsterblichkeit.“



Abführung zum Tode.

In dem Augenblicke, wo, von Tausenden und Tausenden erwartet, der Karren mit der Verurtheilten aus dem niedrigen Bogengewölbe der Conciergerie hervorkam, brach ein gewaltiges Gewitter über Paris los. Es war so kurz wie heftig. Als Charlotte durch die Straße Saint-Honoré gefahren wurde, warf die Sonne schon wieder heißen Glanz auf das rothe Sterbegewand. Es war, als sollte Charlotte in zwiefachem Purpur enden.

Robespierre, Danton und der Journalist des Terrorismus, Camille Desmoulins, hatten sich an ihrem Wege aufgestellt und betrachteten sie. Adam Lux erwartete sie am Eingang der Straße Saint-Honoré und folgte ihr bis zum Schaffot. Er wollte sie sterben sehen. Er sah sie

mit unaussprechlicher Bewegung in ihrer jungfräulich=majestätischen Ruhe, die sich nicht eine Sekunde verleugnete. Nur als sie des Schaffots zuerst ansichtig wurde, soll sie leicht erblaßt sein. Gleich darauf indessen kehrte die Farbe auf ihre Wangen zurück. So schnell und sicher, wie das schleppende Gewand und die gefesselten Hände es ihr erlaubten, stieg Charlotte die Stufen zum Schaffot hinan. Sie schwieg auch jetzt, wie sie während der ganzen Fahrt geschwiegen hatte. Unter allen Opfern der Revolution ist kein zweites mit dieser wortlosen Größe, dieser triumphirenden Heiterkeit gestorben, wie Charlotte Corday. Als der Henker ihr das Tuch abriß und so ihren Hals entblößte, wurde die Heldin noch für einen Augenblick das junge Mädchen: sie schämte sich. Dann eilte sie, das schöne Haupt zu beugen. Es fiel, einer der Henkersknechte faßte es, und schlug es auf die Wange. Diese Nichtswürdigkeit war selbst für die Menge zu viel, welche den Platz füllte und schon so und so viele Male bei ähnlichen Schauspielen gefüllt hatte. Sie schauderte und murrte. Die Behörden mußten den Beleidiger des todten Mädchenhauptes einziehen und bestrafen lassen.

Man sagt, Franquelin habe sich nach Charlottens Tode in ein Dorf der Normandie zurückgezogen und einige Monate später ihr Bild und ihre Briefe mit in's Grab genommen. Gewiß ist es, daß Adam Lux einige Tage nach ihrer Hinrichtung ihre Apologie veröffentlichte. Er billigte nicht den Mord, aber er betete sie an, sie, welche Lamartine „l'ange du meurtre“, den Engel des Mordes, nannte. Adam Lux nannte sie „größer als Brutus“, und rief: „Mögen sie mir die Ehre der Guillotine anthun, sie ist ein Altar geworden.“ Es geschah, wie er es wünschte. Aus der Abtei kam er auf's Schaffot. Für ihn war es wirklich ein Altar geworden, auf welchem er mit glühender Begeisterung sein Leben darbrachte, ohne in seiner Schwärmerei sich von dem Gedanken an Weib und Kind zurückhalten zu lassen, welche ihn in der Heimat erwarteten. Charlotte war mächtiger als die Liebe, mächtiger als das Leben: sie zog ihn nach, wie auf einer Bahn voll Glorie.

Verdiente Charlotte diesen Kultus eines edlen, wenngleich überspannten Menschen? Verdient sie überhaupt bewundert oder doch wenigstens bemitleidet zu werden? Lassen wir noch ein Mal Michelet über sie reden: er hat, als ihr Landsmann, ein nahes Recht auf die Erklärung ihres Wesens.

„Man glaube“, sagt er, „in Fräulein Corday ja kein rohes Mannweib zu sehen, welchem das Blut nichts galt. Ganz im Gegentheil: sie vergoß es, um es zu schonen. Sie meinte eine ganze Welt zu retten, inde

sie den Vernichter vernichtete. Sie hatte das zärtliche, sanfte Herz eines Weibes. Die That, welche sie sich auferlegt, war eine That des Erbarmens.

„In dem einzigen Bilde, welches von ihr geblieben, erkennt man ihre hohe Sanftmuth. Nichts stimmt weniger mit dem blutigen Andenken überein, welches sie zurückgelassen hat. Es ist das Gesicht eines jungen normandischen Fräuleins, jungfräulich, wie ein Gesicht nur sein kann, es hat den zarten Schmelz der Apfelblüte. Wenn man tief in ihre sanften, traurigen Augen hineinblickt, dann fühlt man noch Etwas, wodurch ihr ganzes Schicksal erklärt wird: sie war immer allein gewesen.

„Ja, das ist das Einzige, was an ihr ängstigt. Ueber dieses holde, gute Wesen hatte der verhängnißvolle „Dämon der Einsamkeit“ Gewalt. Sie hatte keine Mutter, die ihrige starb früh; sie wußte nicht, was es heiße: von einer Mutter geliebkost werden.“

So erklärt Michelet Charlotte Corday, ihre Begeisterung, ihren Irrthum und ihre That. Wir glauben, daß wir ihre Rechtfertigung keiner bessern Feder anvertrauen konnten, und daß wir das junge Opfer ihrer selbst, wenngleich nur bedingungsweise bewundern, so doch von ganzem Herzen bemitleiden dürfen.





XII.

Marie Antoinette.

(Geb. November 1755, gest. Oktober 1793.)

> Bräutliche, königliche Rose!
>
> Hemans.

Eine bräutliche, königliche Rose — das war sie, als sie von Oesterreich an Frankreich übergeben wurde. Frankreich erkannte es auch an: es fand sie so schön, daß es sie gar nicht wieder losließ, und wenn es sie beim Anfassen so etwas zerknickte — warum war sie eine Rose?

Am 3. November 1755 fand zu Wien in der Burg die Taufe einer Erzherzogin statt. „Die neugeborne Frau" — sie war gerade einen Tag alt — „wurde von ihren beiden ältesten Geschwistern, dem Erzherzog Joseph und der Erzherzogin Maria Anna, im Namen des Königs und der Königin von Portugal zur Taufe gehalten und Maria Antonia Anna Josepha Johanna genannt. Das war Marie Antoinette, die Tochter von Maria Theresia und Franz I., die Schwester Joseph's II., die Gemahlin Ludwig's XVI. und das zweite große Opfer der ersten französischen Revolution.

In dem Monate, wo sie geboren wurde, bebte die Erde von Island bis zum Wendekreise des Krebses, von Amerika bis Europa, und halb Lissabon stürzte zusammen. In dem Monate, wo sie Dauphine von Frankreich geworden war, am 30. Mai 1770, wurden auf dem Platze Ludwig's XV.

von der Menge, welche sich herbeigedrängt hatte, um das Feuerwerk zu sehen, das die Reihe der Vermählungsfestlichkeiten schloß, Hunderte zerdrückt und zertreten. Die Geburt sowol, wie die Verheirathung dieser Tochter von Habsburg-Lothringen war folglich für Diejenigen von schauerlichen Vorbedeutungen begleitet, welche an solchen Naturereignissen dergleichen finden wollen; gleichsam als hätte die Geschichte es sich vorgenommen, die Worte des Dichters zu erfüllen, der da gesagt: „Kommende Geschicke werfen ihre Schatten vor sich her." Die Wirklichkeit im Dasein von Marie Antoinette entsprach aber selbst den düstersten Ahnungen, die man immer gehegt haben mochte.

Auf einer Insel im Rhein war die Erzherzogin gewissermaßen als Dauphine eingekleidet worden. Maria Antonia hieß sie, als sie den eigens dazu erbauten Pavillon betrat, wo sie Hofstaat und Anzug wechselte — als sie ihn verließ, war sie Marie Antoinette geworden.

Straßburg gab ihr die ersten Feste. In dem deutschen Münster der Stadt, die damals noch nicht lange französisch war, empfing und begrüßte sie ein Rohan, ein Prinz des Namens, welcher später so verhängnißvoll für sie werden sollte.

Sie war funfzehn Jahre alt. Als ein unschuldiges Kind kam sie an einen Hof, wo eine Dubarry herrschte. Choiseul und Kaunitz, der französische Minister und der österreichische Staatskanzler, hatten die Verbindung ersonnen und geschlossen. Sie sollte das Siegel auf die französisch-österreichische Allianz sein. Der Name, mit welchem später das französische Volk seine Königin am meisten zu beschimpfen glaubte, war „die Oesterreicherin"; das größte Verbrechen, welches ihr vorgeworfen wurde, Liebe zu ihrer Heimat und ihrer Familie. Das war die Vereinigung der beiden Völker, welche die Vermählung des Dauphins mit der Erzherzogin vermitteln sollte. Die weisesten Staatskünstler täuschen sich bisweilen auf diese Weise in ihren Berechnungen. Es gelingt ihnen, Ereignisse herbeizuführen, aber die Folgen dieser Ereignisse entreißen sich ihren lenkenden Händen. Darum entsprang aus der Freundschaft, welche Choiseul und Kaunitz zwischen ihren Nationen zu stiften gedachten, Mißtrauen, Feindschaft, und für Marie Antoinette geradezu das unheilvollste Verderben.

Anfangs jedoch liebte das Volk seine Dauphine, d. h. wie das französische Volk eben lieben kann. Ihre glänzende blonde Schönheit berauschte es. Nicht blos als Schmeichelei sagte der alte Herzog von Brissac zu Marie Antoinette, indem er auf die Menge hinwies, welche den Garten der

Tuilerieen bis zum Ueberströmen anfüllte: „Madame, Sie sehen hier zwei Mal hunderttausend Verliebte.“ Der Herzog war Gouverneur von Paris und hatte den Dauphin und die Dauphine am Morgen empfangen, als sie, dem alten Brauch nach, ihren feierlichen Einzug in ihre gute Stadt Paris gehalten hatten. Es war am 8. Juni 1773. Marie Antoinette war seit drei Jahren Dauphine, folglich achtzehn Jahre alt und in der vollsten Frühlingspracht ihrer Anmuth. Kein Wunder, daß sie dem Volke gefiel. Das Volk ist wie die Kinder: es jubelt, wenn es wirkliche Schönheit sieht. Kein Wunder ebenfalls, daß Marie Antoinette von dem Volke entzückt war, dessen Königin sie werden sollte. Ein liebes, warmherziges, begeisterungsfähiges Volk! Es hatte diesen Tag gerade keinen Hunger; es wurde unterhalten und daher war es in Sonntagslaune. Marie Antoinette sollte es anders kennen lernen. Damals kannte noch Niemand es, und — es kannte sich selbst am wenigsten.

Wem die Dauphine trotz ihrer Jugend, ihrer Anmuth, ihrer Schönheit nicht gefiel, das war ihrem Gemahl. Choiseul hatte sie für ihn gewählt; das genügte, um den Dauphin mißtrauisch und scheu gegen sie zu machen; denn er haßte Choiseul, glaubte sogar, in ihm den Urheber des Todes seiner Eltern beargwöhnen zu dürfen. Aber wäre auch dieser Grund zum Widerwillen nicht vorhanden gewesen, so hätte das Naturell des Dauphins allein schon hingereicht, um ihn gegen seine junge Frau schüchtern und unliebenswürdig zu machen. Ihm, der vom Herzog von Vauguyon in den engsten Schranken der Formenfrömmigkeit erzogen worden war, der keine Kinderfreude gekannt hatte und jetzt kein Jugendgefühl kannte, mußte das Wesen der Dauphine, in welcher die Jugend sich so recht personifizirt hatte, fremd, beunruhigend und unbequem sein. Was sollte er mit ihrer anmuthigen Ausgelassenheit anfangen? Sie theilen? Das war ihm unmöglich. Sie mit nachsichtigem Lächeln hingehen lassen? Dazu war er noch nicht erfahren und reif genug, überhaupt zu unduldsam. Folglich blieb er verdrossen bei dem lieblichen Schauspiel, welches Marie Antoinette ihm gab, wenn sie Freude suchte, wie die Biene Honig, und sie oft in den geringfügigsten Dingen fand, wie die Biene den Honig oft in den unscheinbarsten Blumen findet. Nichts verstimmt unbehülfliche und grämliche Menschen mehr, als Liebenswürdigkeit, die ihnen abgeht, und Fröhlichkeit, die sie nicht mitempfinden können; je liebenswürdiger Marie Antoinette war, je kälter zog der Dauphin sich von ihr zurück, und die ersten Jahre dieser Ehe waren eine bittere, demüthigende Erfahrung für eine der schönsten Fürstinnen.

In der Familie ihres Gemahles fühlte Marie Antoinette sich nicht weniger fremd, wie in seinem Herzen. Der König Ludwig XV. hatte Anfangs die reizende Frau seines Enkels mit bewundernder Zärtlichkeit empfangen und sie hatte diese Güte durch die ganze Koketterie eines geschmeichelten Herzens zu erwiedern gesucht; dadurch aber war die Eifersucht der Favorite, der Gräfin Dubarry, rege geworden, und schwach und nachgiebig wie der König gegen diese Frau war, bedurfte es nur weniger Verläumdungen aus ihrem Munde, um die junge Frau, welche von der Dubarry „der kleine Rothkopf" genannt wurde, bei Ludwig XV. zu verdächtigen. „Ich weiß es wol, daß die Dauphine mich nicht liebt," sagte er einst, und Marie Antoinette hatte, ohne daß sie wußte warum, ihn als Freund und als Schutz verloren.

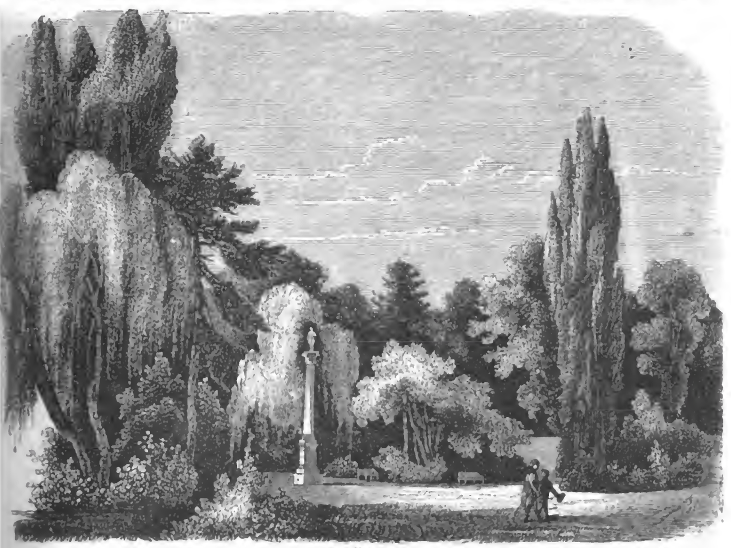
Seine Töchter, Mesdames, von denen drei am Hofe lebten, konnten unmöglich ein Wesen lieben, mit dessen Loose das ihrige in so schneidendem Widerspruch stand. Marie Antoinette blühte der vollen Entwickelung entgegen, die Töchter Frankreichs hatten längst angefangen zu welken; der Dauphine wartete die doppelte Herrschaft der Königin und der reizenden Frau, die Tanten des künftigen Königs hatten Nichts zu hoffen, als ein langweiliges, einsames Alter — wie hätten sie Marie Antoinette lieben sollen?

Nicht minder neidisch und eifersüchtig auf die Dauphine war ihre älteste Schwägerin, die Gemahlin Monsieurs, des Grafen von Provence. Unendlich stolz und anmaßend betrug die Prinzessin von Piemont sich gegenüber der Erzherzogin. Auch der Graf von Provence wurde aus einem Verehrer, welcher Verse auf Marie Antoinette gemacht hatte, sehr bald ein pedantischer Censor ihrer jugendlichen Munterkeit.

Eine mehr verwandtschaftliche Gesinnung fand die Dauphine bei ihrer jüngeren Schwägerin, der Gräfin von Artois, die ebenfalls eine Piemontesin war. Mit dem Grafen von Artois war Marie Antoinette stets in geschwisterlicher Neigung, aber, leider, auch zu allerlei Muthwillen und Spott verbündet gewesen. Jung, geistvoll, übermüthig und lebensfrisch wie sie, half er ihr sich moquiren und amüsiren, und theilte dafür ihre Unbeliebtheit.

Wie diese so bald entstehen, so unaufhaltsam und bis zu einem solchen entsetzlichen Grade anwachsen konnte, das würde räthselhaft, ja, widersinnig erscheinen, wüßte man nicht, wie unerklärbar und unlogisch oft die Sympathieen und Antipathieen der Menge sind. Denn wahrlich, nie that eine Königin weniger, um solchen Haß des Volkes zu verdienen, als Marie Antoinette. Was man an ihr so empörend schmähte und verläumdete, das war die reine, naive Jugendlust, welche sich in Schelmereien Luft machte.

Was man ihr so bitter vorwarf, das waren Capricen, wie sie bei jeder andern schönen Frau, selbst wäre sie nicht Fürstin gewesen, vollkommen unschuldig gefunden, ja, vielleicht allerliebst genannt worden wären; was man an ihr haßte, das war Etwas, woraus keinem menschlichen Wesen je ein vernünftiger und gerechter Vorwurf gemacht werden kann: ihre Geburt als Ausländerin. Etwas wirklich Tadelnswerthes beging sie nicht, höchstens Unbesonnenheiten. Sie wollte sich nicht langweilen und zeigte es.



Im Parke.

In Klein-Trianon, welches Ludwig XVI. ihr in dem Jahre gegeben hatte, wo sie mit ihm den Thron bestieg, wollte sie keine Etikette. Dieses Miniaturpalais am Ende des Parkes von Groß-Trianon war die erste Galanterie des Königs. Er hatte nicht, wie Marie Antoinette es wünschte, den durch die Dubarry gestürzten Choiseul wieder zum Minister ernannt, aber er schenkte der Königin Klein-Trianon, wie man einem Kinde eine Puppe schenkt. Marie Antoinette war noch ein Kind, sie spielte mit ihrer Puppe und wollte sie neu anputzen. Das kostete einiges Geld, und augenblicklich erhob sich das Geschrei über unsinnige Vergeudung. Weichen Gemüthes und liebebedürftig, wie sie war, schloß sie sich mit leidenschaftlicher Innigkeit an einige liebens-

würdige Frauen an, und siehe da, sie hatte Günstlinge, welche Frankreich plünderten. Gewiß, es wäre vernünftiger und ihrer Stellung angemessener gewesen, wenn sie sich mit Ergebung gelangweilt und die Qual der Etikette als eine unvermeidliche ertragen hätte, wenn sie mit dem Bezeigen ihrer Neigungen weniger offen verfahren, überhaupt vorsichtiger, versteckter, scheinbar gleichgültiger gegen die Mode und gegen den Eindruck, den sie als Frau machte, genug, fast ganz anders gewesen wäre, als sie war. Aber ein junges unverdorbenes Wesen kann sich in der ersten Jugend eben nur geben, wie es ist, und wenn Marie Antoinette es mit einigem Uebermuthe that, so darf man sich, um sie zu entschuldigen, nur daran erinnern, daß sie Königin an dem putz- und vergnügungssüchtigen Hofe von Frankreich und, was noch mehr, die Gebieterin seines Gebieters war.

Denn selbst die träge, unselbstständige Natur des Königs hatte dem Zauber der schönen Frau nicht auf die Länge zu widerstehen vermocht. Die Eisrinde, welche um sein Herz gelegen hatte, war vor dem Leuchten ihrer blauen Augen zerschmolzen; aus dem dumpfen Schlafe, worin seine Jugend bisher gelegen, hatte ihn der Klang der klaren, frischen Stimme erweckt, welche so glückverheißend durch die Gärten von Klein-Trianon tönte. Nachdem er der langweiligste und verdrießlichste Eheherr gewesen, wurde Ludwig XVI. der zärtlichste, leidenschaftlichste Liebhaber, und Marie Antoinette hätte nicht glücklich sein und ihr Glück nicht stolz und siegesfreudig zur Schau tragen sollen?

Das Einzige, was ihr nach dem Triumph über den Kaltsinn des Gatten noch zu wünschen übrig blieb: die Freude Kinder zu haben, war ihr ebenfalls zu Theil geworden. Sie strahlte wie ein Stern der Schönheit an einem wolkenlosen Himmel. Da stieg fern am Horizont ein drohendes Dunkel langsam auf: es war die Revolution.

Eine Entwickelung ihrer Ursachen würde uns zu weit führen. Begebenheiten solcher Art kommen nicht plötzlich, ihre Wurzeln liegen Jahrhunderte tief zurück. Langsam wachsen sie ihrer Erscheinung entgegen, dann kommt das Jahr, der Tag, die Stunde, und was geschehen muß, — geschieht. So war auch die französische Revolution nicht zu vereiteln oder zu unterdrücken, aber zu lenken wäre sie gewesen, hätte sie die richtige, geschickte Hand gefunden. Die Hand Ludwig's XVI. indessen war, leider, nicht die rechte.

„Von allen Fürsten", sagt Mignet, „war Ludwig XVI. derjenige, welcher durch seine Absichten und seine Tugenden am besten für seine Epoche paßte. Man war der Willkühr müde, und er geneigt, sich derselben zu entäußern; man war erbittert durch die kostspielige Sittenlosigkeit am Hofe

Ludwig's XV., und er hatte reine Sitten und wenige, einfache Bedürfnisse; man verlangte Verbesserungen, die unumgänglich nothwendig geworden waren, und er fühlte, was dem Volke noth thue, und setzte seinen Ruhm darein, ihm gerecht zu werden. Aber es war eben so schwer, das Gute zu bewirken, wie im Bösen fortzufahren, denn es gehörte dazu Kraft genug, um die Bevorzugten zu Reformen zu bewegen oder die Nation bei fortgesetzten Mißbräuchen geduldig zu erhalten.



Ludwig XVI., König von Frankreich.

Ludwig XVI. aber war weder Reformator noch Despot. Ihm mangelte es an dem Herrscherwillen, welcher allein es vermag, einen Staat umzuschaffen und dem Könige, der seine Macht einschränken will, eben so unentbehrlich ist, wie dem, welcher nach ihrer Erweiterung trachtet. Ludwig XVI. hatte einen richtigen Verstand, ein gutes, gerades Gemüth, aber es ging ihm alle Entschiedenheit im Charakter und alle Beharrlichkeit im Handeln ab. Seine Verbesserungspläne trafen auf Hindernisse, die er nicht vorausgesehen hatte und nicht zu überwinden wußte. Wie ein Anderer durch Widerstand, ging er durch Versuche zu Grunde.

„Unter der Leitung von Maurepas, seinem ersten Minister", fährt Mignet fort, „ernannte der König populaire Männer und versuchte Reformen; unter der Leitung der Königin wählte er Hofleute zu Ministern und versuchte es mit der Autorität. Das Letztere glückte so wenig, wie das Erstere. Nachdem er umsonst vom Hofe Ersparnisse, vom Parlament Auflagen, von den Kapitalisten Anleihen verlangt hatte, wandte er sich an die

bevorzugten Klassen, und begehrte von den zusammengerufenen Notabeln, die aus dem Adel und dem Klerus bestanden, eine Betheiligung an den Staatslasten, welche sie verweigerten. Da erst wandte er sich an das gesammte Frankreich, und berief die allgemeine Ständeversammlung ein. Bis zu dieser großen Epoche hatten jedes Jahr die Bedürfnisse der Regierung sich vermehrt, und mit ihnen war der Widerstand gewachsen. Die Opposition drang aus den Parlamenten in den Adel, aus diesem in den Klerus, aus ihnen allen in das Volk. In dem Maße, wie jeder Stand an der Ausübung der Gewalt Theil nahm, begann er zu opponiren, bis endlich alle Opponirenden sich in der allgemeinen Opposition vereinigten oder vor ihr verstummten.“

Die Ständeversammlung wurde am 5. Mai 1789 eröffnet, mit ihr die Revolution. Adel und Geistlichkeit wollten nicht mit dem dritten Stand gehen, dieser erklärte sich zur Nationalversammlung, und als Ludwig XVI. mit Auflösung drohte, für unverletzlich. Der König ließ Truppen kommen und verwies den Genfer Necker, den Minister des dritten Standes, aus Frankreich. Tags darauf, am 12. Juli, fanden in Paris die ersten Zusammenrottungen Statt. Die Revolution war aus der Nationalversammlung in die Straßen hinabgestiegen.

Die Stände existirten nicht mehr, Adel und Klerus waren dem dritten Stand unwillkürlich fast auf die von ihm eingeschlagene Bahn gefolgt. Es gab nur noch Abgeordnete, und die nahmen einstimmig die Partei Necker's gegen den Hof.

In Paris wurde unterdessen durch ein Komité, welches sich auf dem Stadthause gebildet hatte, die Bürgerwehr organisirt. Man hoffte so den Aufstand bändigen und leiten zu können. Eitle Hoffnung! Die Masse verlangte Waffen. Man hatte ihr keine zu geben, sie holte sich welche bei den Invaliden. Ein Mal im Besitz derselben, mußten sie doch auch angewandt werden. Die Bastille wurde bestürmt; sie ergab sich. Das Volk feierte seinen Sieg durch die Ermordung des Gouverneurs, der Schweizer und der Invaliden, welche sie vertheidigt hatten. Warum sollte es nicht? Es hatte ja die Gewalt vieler Tausende gegen einige Wenige. Von der militairischen Ehre, welche dem Gouverneur verbot, das ihm anvertraute Schloß zu übergeben, hatte die Menge natürlich keinen Begriff; wer sich nicht mit ihr verbrüdern wollte, galt ihr als Feind; wer seine Fahne nicht verließ, als Verräther an der Majestät des Aufruhrs. Verräther verdienen den Tod, die Masse glaubte sich vollkommen im Recht, indem sie die Vertheidiger der Bastille strafte.



Die Erstürmung der Bastille.

Auch gab der König ihr Recht. Ohne Garden war er in die Nationalversammlung gekommen und „hatte sich ihr anvertraut", ohne Truppen kam er am 17. Juli nach Paris. Er fand dort Bailly als Maire, La Fayette als Kommandanten der Nationalgarde, und eine neue Kokarde. Die nahm er an, hörte, nachdem er „Es lebe die Nation!" vernommen, auch wieder das tröstliche „Es lebe der König!" und kehrte, überzeugt von der Liebe seiner Pariser, nach Versailles zurück, wo die Nationalversammlung ihn erwartete, um ihn nach dem Schlosse zu geleiten. Marie Antoinette hatte den Tag in grenzenloser Sorge um ihn zugebracht. Sie beweinte ihn bereits als einen Verlorenen und empfing ihn als einen Wiedergefundenen.

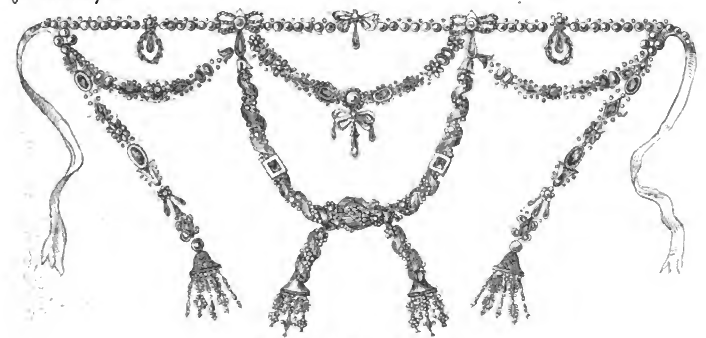
Die Sanktionirung der Revolution vermochte sie indessen nicht zu billigen. Wär' es auf sie angekommen, das Königthum hätte keine Vergleiche mit den steigenden Anforderungen der sogenannten Volkspartei schließen dürfen, oder doch wenigstens nicht auf diese Weise. Marie Antoinette war

in den Traditionen der absoluten Gewalt aufgewachsen, ihr entschiedener Charakter stimmte mit ihnen überein. Eine Art Instinkt ließ sie fühlen, daß eine Regierung sich durch Nichts mehr um die Achtung der Menge bringt, als durch eine Nachgiebigkeit, welche nicht ein Mal das Verdienst des freien Willens hat. Folglich haßte die Königin die Revolution.

Sie aufzuhalten hatte sie keine Macht. Den Willen, die Entschlossenheit hätte sie wol gehabt, die Macht hatte sie nicht und Niemand sonst. Die Revolution, ein Mal in Bewegung, wälzte sich weiter und weiter, wachsend und wachsend, ergreifend, was sie auf ihrem Wege antraf, zermalmend, was sie ergriffen. Hätte sie selbst innehalten wollen, sie hätte es nicht mehr vermocht. Der Lawine gleich mußte sie vorwärts bis zum Sturz und zum Zerschmettern. — Am meisten von ihr bedroht war ihre energische, leidenschaftliche Gegnerin: Marie Antoinette.

Nicht, daß sie unpopulairer geworden wäre, das war sie bereits bis zu einem Grade, welcher sich nicht mehr steigern konnte. Was von einer Königin Ehrenrühriges gesagt werden kann, das hatte man von Marie Antoinette gesagt; was sich an Verläumdungen erfinden läßt, das war auf ihre Rechnung erfunden worden. Mit ihrer geschickt nachgeahmten Unterschrift hatten verschmitzte Weiber ehrgeizigen Männern bedeutende Summen Geldes abgelockt. Der Kardinal Prinz Louis Rohan, der Neffe des Erzbischofs, welcher die Dauphine damals in Straßburg begrüßt hatte, war, durch Eitelkeit verblendet, in eine solche plump gelegte Schlinge gefallen. Obgleich seit längerer Zeit in Ungnade bei der Königin, weil er als Gesandter in Wien sich mit unverantwortlicher Unverschämtheit über Maria Theresia geäußert hatte, ließ der Kardinal sich doch überreden, die Königin wünsche von ihm Geld zum Ankauf eines ihr mehrfach bereits angebotenen Diamantenhalsbandes. Der Prinz war fest überzeugt, daß sie ihm heimlich Billette geschrieben, daß sie ihm in den Gärten von Versailles eine nächtliche Audienz bewilligt und dabei in seiner Hand eine Rose zurückgelassen habe. Wenn das ein Rohan glauben konnte, der am Hofe wie daheim sein mußte, so läßt sich daraus abnehmen, wie wohlfeil die öffentliche Meinung die Königin anschlug. Man traute ihr ganz einfach Alles zu, und selbst die gerichtliche Rechtfertigung vermochte Nichts zu ihren Gunsten. Umsonst wurde die Person, welche die angeblichen Briefe der Königin an den Kardinal von Rohan geschrieben, eine Gräfin de la Motte-Valois, entlarvt und gebrandmarkt; umsonst wurde unwiderleglich dargethan, daß eine andere Abenteurerin, welche zum Unglück der Königin täuschend ähnlich sah, im Park von Ver-

sailles ihre Rolle gespielt; umsonst bewiesen, der König habe das Diamantenhalsband, um das es sich hauptsächlich handelte, der Königin zwei Mal angeboten und sie habe es mit dem Bemerken abgelehnt: es sei besser, für den Betrag, den es kosten würde, Frankreich's Marine mit einem schönen Schiffe zu vermehren.



Das verhängnißvolle Halsband.

„Keine schlimmeren Blinden, als die, welche nicht sehen wollen," sagt das Sprüchwort, und das französische Volk war Marie Antoinette gegenüber hartnäckig auf seine Art blind. Es haßte sie, weil es seit langen Jahren gewohnt war, immer die Frau zu hassen, welche gerade Einfluß auf den König hatte. Da sie nun die Einzige war, die Ludwig XVI. je geliebt hatte, so wurde ihr auch ungeschmälert die Erbschaft dieses Hasses zu Theil. Vor der Revolution mußte dieser Haß sich mit Pamphleten und Spottliedern begnügen, durch die Revolution wurde er frei und konnte sich in Drohungen, selbst in Gewaltthätigkeiten auslassen. Er benutzte die erste Gelegenheit dazu.

Am 1. Oktober gaben die Leibgarden dem Regiment von Flandern, welches zum Schutze des Königs nach Versailles berufen worden war, ein Bankett, zu welchem sie auch die anwesenden Dragoner- und Jägeroffiziere, die der Schweizer, der Hundert Schweizer, die Prévôté und den Generalstab der Nationalgarde einluden. Die Musik des Königs erhielt Befehl, bei dem Feste aufzuspielen, welches in dem großen Schauspielsaale stattfand und, wie es sich von selbst verstand, eine gut königliche Färbung trug. Die Gesundheit Ludwig's XVI. und seiner Familie ward mit Begeisterung getrunken, die der Nation nicht. Grenadiere, Schweizer und Dragoner wurden eingelassen, um Zeugen von der Stimmung ihrer Offiziere zu sein.

Diese war von Augenblick zu Augenblick gestiegen, als plötzlich der König erschien, der eben von der Jagd zurückgekommen und bewogen worden war, dem Feste durch seine Gegenwart eine höhere Bedeutung zu geben. Ihm folgte, den Dauphin auf dem Arme, Marie Antoinette. Jetzt brach der volle royalistische Ungestüm los; man schwor, für den König zu sterben, und die Musik spielte die Arie Blondel's aus Richard Löwenherz von Grétry: „O Richard, ô mon roi, l'univers t'abandonne!" (O Richard, o mein König, es verläßt dich Alles!) Die Damen des Hofes vertheilten weiße Kokarden, es wurde zum Angriff geblasen, und die weinheißen Helden erkletterten die Logen, als ginge es zum Sturme gegen den Feind. Fast dieselbe Scene wiederholte sich bei einem Frühstück, welches die Leibgarden am 31. Oktober im Saale der Reitbahn gaben. Die Königin, belebt durch die Sympathie, welche ihr gezeigt wurde, äußerte mit der ihr eigenen unvorsichtigen Freimüthigkeit: „Ich bin vom Donnerstag entzückt gewesen." Diese Worte, die weißen Kokarden, ja, sogar schwarze, die den allerdrohendsten Sinn haben konnten, und zwei royalistische Festmahle in drei Tagen, das war mehr als genug, das Pariser Volk mißtrauischer denn je zu machen, um so mehr, da es von verschiedenen Seiten durch Einflüsterungen mit Erfolg aufgeregt worden war. Schon am 4. Oktober murrte es durch die Stadt wie ein sich zusammenziehendes Gewitter. Am 5. brach der Aufstand los. Paris machte sich auf „nach Versailles! Die Frauen waren voran. Ein junges Mädchen hatte sich aus einer Wache eine Trommel angeeignet, zog trommelnd durch die Straßen und schrie: „Brod! Brod!" Bald hatte sie ein Gefolge von Frauen, welches in kurzer Zeit zu einer Masse anschwoll, die Thüren des Stadthauses einschlug, Brod und Waffen verlangte und wenigstens mit letzteren versehen nach Versailles aufbrach. Marie Antoinette sollte das Pariser Volk nun an einem Tage kennen lernen, wo es Hunger hatte. Die „Damen der Halle" erklärten: „Wir werden den Bäcker und die Bäckerin mit zurückbringen." Sie schienen zu glauben, daß die Gegenwart des Königs Brod bringen müsse. Wäre Paris mit Lebensmitteln gut versorgt gewesen, hätte es nicht auf eine wirklich entsetzliche Weise an Mehl und Getreide überhaupt gefehlt, wer weiß, ob wir die Oktobertage in Versailles zu schildern hätten.

Den Frauen folgte die Nationalgarde und ein gutes Theil Volkes. Lafayette, der diese Menge vergebens sieben Stunden lang haranguirt hatte, um sie zurückzuhalten, entschloß sich endlich, um größeres Unheil zu verhüten, sich an ihre Spitze zu setzen und sie nach Versailles zu führen.



Das Buch denkw. Frauen. S. 189. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Maria Antoinette.

Dort waren die Frauen angelangt. Sie zeigten nicht von vornherein feindliche Absichten, nur Brod verlangten sie von der National-Versammlung, Brod vom Könige, den man aus Meudon herbeigeholt hatte, wo er auf der Jagd gewesen war. Die Königin wurde durch die Nachricht: Paris sei unterwegs, in Trianon aufgescheucht. Sie verließ eilig ihre geliebten Gärten und sollte sie nicht wiedersehen.

Es wurde vorgeschlagen, sie solle nach Rambouillet gehen. Sie wollte nicht ohne den König abreisen; er aber konnte zu keinem Entschlusse kommen. Mit großen Schritten ging er hin und her und rief wiederholt: „Ein flüchtiger König! Ein flüchtiger König!“ Unterdessen war es zwischen den Pariser Weibern, die man mit den größten Anstrengungen nicht hinreichend hatte sättigen können, und den ihnen besonders verhaßten Leibgarden zu blutigen Reibungen gekommen; die Gegenwart der Menge wurde zuletzt um so bedenklicher, als die Nationalgarde von Versailles Partei gegen die Leibgarden genommen. Die Königin drängte zur Flucht, der König entschloß sich endlich — es war zu spät. Vor den königlichen Wagen wurde durch ein Piket der Nationalgarde das Gitter verschlossen.

Endlich traf Lafayette mit der Pariser Nationalgarde ein, und seinen Bemühungen, welche von gewaltigem Regen unterstützt wurden, gelang es, die Menge zu beruhigen. Sie verlief sich nach und nach und suchte sich ein Unterkommen. Lafayette besetzte jetzt die äußern Posten am Schlosse mit Nationalgarden, verbürgte sich für die Sicherheit der königlichen Familie, und diese suchte gegen zwei Uhr den Schlaf.

Leider hatten einige Männer des Volkes am nächsten Morgen zu früh ausgeschlafen und fingen an, sich um das Schloß herumzuschleichen. Dabei entdeckten sie ein Gitter, welches man, des Belagerungszustandes noch nicht gewöhnt, zu schließen vergessen hatte, und zugleich an einem Fenster einen Leibgardisten. Sie höhnen ihn, er schießt, sie dringen durch's Gitter in's Schloß, sie finden eine Treppe, stürzen hinan, und sind an den Gemächern der Königin.

Zwei Leibgardisten, Du Repaire und Miomandre von St. Marie, werfen sich ihnen entgegen, vertheidigen, nur Schritt für Schritt weichend, die Thüren, bis sie zu der des Vorzimmers gedrängt werden. Dort wachten die Frauen der Königin, eine öffnet die Thür. „Madame, retten Sie die Königin!“ ruft Miomandre und kämpft weiter. Die Frauen stürzen zu Marie Antoinette, und reißen sie, kaum halb bekleidet, mit sich nach dem Zimmer des Königs, welches ihr jedoch erst nach fünf Minuten durch den

Kammerdiener geöffnet wird. Der König war auf einem andern Wege nach dem ihrigen geeilt, er kam bald zurück, mit ihm Madame Elisabeth, seine jüngste Schwester. Ihre beiden Kinder hatte die Königin schon in seinem Zimmer gefunden; die königliche Familie war jetzt wenigstens vereint. Aber noch immer bedroht. Ueber die Leichen der heldenmüthigen Gardisten waren die Brigands, wie Thiers bei dieser Gelegenheit die Volksmänner nennt, in das Zimmer der Königin gedrungen. Ihr Bett leer findend, wollten sie ihr nach; andere Leibgardisten, jetzt in größerer Zahl beisammen, halten sie auf, bis Lafayette herbeistürzt. Der Tumult wird gestillt, die Unruhe des Volkes will sich nicht beschwichtigen lassen. Es füllt den Marmorhof, es will den König sehen. Ludwig XVI. zeigt sich auf dem Balkon; die Menge schreit: „Der König nach Paris!" Er verspricht's, Beifall erschallt, dann wird nach der Königin geschrieen. Marie Antoinette tritt heraus, an den Händen ihre Kinder führend. „Die Kinder weg!" heißt es. Sie drängt sie von sich und steht schutzlos und furchtlos da, gefaßt auf Alles. Warum wurde sie nicht jetzt von einer Kugel getroffen? Ein Schuß in diesem Augenblick hätte ihr das Martyrium von Jahren erspart! Es traf sie keiner, Lafayette rettete sie, indem er ihr Angesichts des Volkes ehrerbietig die Hand küßte, und so seine damalige Popularität wie einen schützenden Mantel um sie her warf. Dann stieg sie in den Wagen und fuhr mit dem Könige nach Paris, wohin sein Volk ihn haben wollte. Es diente ihm als Eskorte; es war für's Erste zufrieden, besonders gnädig gelaunt zeigten sich die Damen der Halle. „Nous amenons", verkündigten sie, „le boulanger, la boulangère, le petit mitron." (Wir bringen den Bäcker, die Bäckerin, den kleinen Bäckerjungen.) Sie hatten es vorausgesagt, und hatten es wahr gemacht. Auf Piken wurden Brodlaibe, Pappelzweige und einige Köpfe von Leibgardisten getragen. So zog man in Regen und Koth langsam fort und kam um sieben Uhr Abends am Stadthause von Paris an. Lafayette ritt am Wagen. Bailly empfing den König. Dieser sagte: „Ich kehre mit Vergnügen und mit Vertrauen in die Mitte meines Volkes zurück." Bailly wiederholte diese Worte, vergaß aber „mit Vertrauen." Die Königin erinnerte ihn daran. Dann wurde nach den Tuilerieen gefahren, und von nun an waren Ludwig XVI. und Marie Antoinette die Gefangenen ihres Volkes.

Das mag in einem gewissen Sinne die schwerste Zeit für Marie Antoinette gewesen sein, denn sie mußte sich gedemüthigt fühlen. Sie zog sich so viel als sie vermochte zurück.



Der 6. Oktober 1789. Ludwig XVI., Marie Antoinette und die königl. Kinder auf dem Balkone des Versailler Schlosses.

Sie beschäftigte sich ausschließlich mit der Erziehung ihrer Kinder. Der Herzog der Normandie, durch den Tod seines Bruders Dauphin geworden, ein lieblicher, lebendiger Knabe, war ihre einzige Erheiterung. Ihm selbst kam die traurige Atmosphäre, worin er spielte, bisweilen fremd vor. „Herr Bailly", sagte er einst zum Maire von Paris, „was wollen Sie denn mit Papa und Mama machen? Alle Welt weint ja hier?"

Es war nicht zu verwundern, wenn in den Tuilerieen geweint wurde. Tage, wie die Oktobertage in Versailles, vergaßen sich nicht, um so mehr, wenn auf sie keine Ruhe folgt. Die Königin zitterte unaufhörlich, nicht für sich, aber für die Ihrigen. Einst, Nachts, als Lafayette einen Angriff auf das Schloß besorgte, eilte der König, durch zwei Flintenschüsse erschreckt, in das Zimmer der Königin. Er fand sie nicht, sie war beim Dauphin, hielt ihn in den Armen und drückte ihn an die Brust. „Madame, ich suchte Sie", sagte der König, „ich war Ihretwegen in großer Unruhe." — „Monsieur, ich war auf meinem Posten," antwortete die Königin.

Ihre Freunde, die Polignacs, der Graf von Artois, seine Gemahlin und noch viele andere Royalisten, waren schon nach den Julitagen emigrirt. In den Tuilerieen hatten sich mit der königlichen Familie nur wenig Herren und Damen vom Hofe eingefunden; unter diesen befanden sich die Gouvernante der königlichen Kinder, Frau von Tourzel, und die Prinzessin von Lamballe, welche, eine Zeit lang von der Königin über die Herzogin von Polignac vernachlässigt, jetzt wieder ihren Platz als erste und liebste Freundin Marie Antoinettens einnahm. Madame Elisabeth war eins mit ihrem Bruder und ihrer Schwägerin. Einer Gesinnung mit dieser, was das Festhalten am angestammten Rechte betraf, war sie resignirter, als Marie Antoinette. Allerdings hatte sie es leichter, sich als Engel zu zeigen, welcher über der Erde schwebt: sie hatte keine Kinder, die beraubt oder hingemetzelt werden konnten.

Marie Antoinette war wenigstens gleich aufopferungsbereit. Ihre einzige Freude waren ihre Kinder. Täglich brachten der Dauphin und seine Schwester die schönsten Tagesstunden bei ihr zu. Um ihrem Sohne sein Erbe zu erhalten, überwand sie selbst ihre Antipathieen, und die waren bei einem Charakter wie der ihre stark und heftig. Sie fürchtete, sie verabscheute den gewaltigen Mirabeau, diesen Löwen der Tribüne; sie wußte, daß er damals in Versailles auf die Unverletzlichkeit des Königs allein angetragen und von ihr nur gesagt hatte: „Nun, so mag sie leben." Jetzt näherte er sich dem Hofe. Die Revolution war ihm zu unlogisch geworden.



Mutter und Sohn.

Die neue Konstitution sagte ihm desgleichen nicht zu. „Für eine Monarchie", sagt Thiers, „war sie zu demokratisch, und für eine Republik war der König überflüssig." Gewiß, das war er, gänzlich überflüssig. Wie sehr, das zeigte sich so recht am 14. Juli 1790, wo man auf dem Marsfelde die Zerstörung der Bastille feierte. Mochte ganz Frankreich an dieser Feier Theil nehmen, Ludwig XVI., der Repräsentant des überwundenen Königthums, durfte es nicht, und doch saß er auf dem Amphitheater, welches im Hintergrund des Platzes errichtet war, saß zur Seite des Präsidenten von der konstituirenden Versammlung, und Beide hatten gleiche Stühle. Mit welchen Empfindungen mag die Tochter Maria Theresia's von dem Balkon, den sie hinter dem Sitze des Königs einnahm, auf dieses Schauspiel hinab-

geblickt haben! Es ist wahr, sie ließ sich, als Ludwig XVI., „der König der Franzosen", die Aufrechthaltung der Konstitution beschwor, einen Moment lang von der allgemeinen Stimmung mit fortreißen, hob den Dauphin empor, zeigte ihn der Menge und empfing dafür den Lohn des Zurufs. Aber der Zuruf verhallte, der Enthusiasmus verrauchte, und die Königin, zurückgekommen von dem augenblicklichen Taumel, sah sich wieder der Wirklichkeit, d. h. dem auseinanderbröckelnden Throne gegenüber. Da wurde sie wieder sie selbst, die entschlossene Gegnerin der Revolution, welche mit hunderttausend Händen immer begehrlicher und immer dreister nach den armseligen Bruchstücken der königlichen Gewalt hinauflangte, und wie sie im Mittelalter einen Ritter zum Kämpen angenommen haben würde, so nahm sie jetzt in der Zeit der Debatten Mirabeau, den Redner, dazu an.

Sie hatte ihn bereits bei sich gesehen. Zitternd empfing sie ihn, erklärte jedoch diese zagende Verwirrung durch die halbgestotterten Worte: „wenn man mit Mirabeau spricht," so anmuthig, so schmeichelhaft, daß Mirabeau, wie alle häßlichen Männer, doppelt empfänglich gegen eine Huldigung aus dem Munde einer schönen Frau, sie ganz berauscht verließ. Allerdings muß hinzugefügt werden, daß die Liebenswürdigkeit der Königin durch Freigebigkeit des Königs, welche Mirabeau's „unermeßlichen Bedürfnissen" einigermaßen die Wage hielt, sehr nachdrücklich unterstützt wurde.

Aber wodurch er sich immer gewinnen ließ, er war doch für den Hof gewonnen, und vermochte Einer mit starker Hand die Revolution zu bändigen und in die Base der konstitutionellen Monarchie zurückzuführen, so war er der Mann dazu. Lamartine nennt Mirabeau's Pläne kindisch; das waren sie nicht; nur konnten sie nicht erfüllt werden, denn Mirabeau starb.

Jetzt entschloß der König sich zur Flucht. Nicht außer Landes wollte er, sondern zur Armee, welche bei Montmedy stand. An ihrem General, dem Marquis von Bouillé, hatte er einen treu ergebenen Anhänger. Mit ihm verabredete er in geheimer Korrespondenz alles Nöthige, leider, ohne seine Rathschläge in Betreff des Weges zu befolgen. Bouillé rieth, über Reims zu gehen, doch der König fürchtete, dort, wo er gesalbt worden, dürfte man ihn leicht erkennen, und zog die Straße über Varennes vor, obwol das Bereithalten der frischen Pferde dort schwieriger war und daher mehr Aufsehen erregen mußte.

Auch die Flucht selbst wäre den Sommer vorher bedeutend leichter gewesen, indem damals der königlichen Familie noch die Erholung eines Aufenthaltes in St. Cloud gestattet worden war. Dieses Jahr hatte der souveraine Volkswille sich dahin erklärt, daß St. Cloud gefährlich sei, und

der Sommer in den Tuilerieen zugebracht werden müsse; und so mußte denn von diesen aus die Entweichung bewerkstelligt werden.

Es war, wie schon angedeutet, ein schwieriges Unternehmen. Der innere Wachtdienst im Palaste war gleich von Anfang an durch die Nationalgarde versehen worden, die Schweizer hatten nur die äußern Posten inne. Dadurch war die königliche Familie einer unaufhörlichen Ueberwachung ausgesetzt. Der Dienst wurde mit der größten Strenge gehandhabt, die Offiziere revidirten unaufhörlich die Posten. Lafayette selbst ging ihnen darin mit gutem oder schlechtem Beispiel voran. Dennoch gelang es in der Nacht vom 20. zum 21. Juni dem Könige, der Königin, Madame Elisabeth und der Gouvernante mit den königlichen Kindern, verkleidet durch eine geheime Thür aus dem Palaste zu entkommen und sich einzeln nach dem kleinen Carrousel zu begeben, wo ein Wagen wartete. Die Königin wurde von einem ehemaligen Leibgardisten begleitet, der mit zweien seiner Kameraden an der Flucht theilnehmen sollte. Da er so wenig wie die Königin Paris genau genug kannte, um sich des Nachts darin zurechtzufinden, kam die Königin erst nach einer Stunde bei den Ihrigen an. Unterwegs war sie dem Wagen Lafayette's begegnet, und hatte sich ängstlich an die Mauer gedrückt, um nicht von ihrem tugendhaften Kerkermeister bemerkt zu werden.

Graf von Fersen, ein junger Schwede, früher in Trianon ein gern gesehener Gast, der Königin mit Begeisterung ergeben, war von ihr in's Vertrauen gezogen worden und hatte fast ganz allein alle Vorbereitungen getroffen, was bei seiner Eigenschaft als Fremder ihm weniger schwer geworden war, als es für einen Franzosen gewesen wäre. Als Kutscher verkleidet, fuhr er die flüchtige Familie bis nach Bondy, der ersten Station zwischen Paris und Châlons. Dort warteten bereits zwei andere Wagen. In den einen stiegen die beiden Frauen, welche die Königin begleiteten, und ein Leibgardist, in den zweiten die königliche Familie nebst Frau von Tourzel, welche auf einem von Montmorin, dem Minister des Innern, ausgestellten Passe als Baronin von Korff, mit zwei Kindern, einer Gesellschafterin, einem Kammerdiener und drei Bedienten, auf der Reise nach Frankfurt angegeben war. Den Kammerdiener sollte Ludwig XVI. vorstellen; er verstand es jedoch so schlecht, daß er mit untergeschlagenen Armen bequem in der Ecke des Wagens lehnte. Ebenso hatten die beiden Leibgardisten auf dem Kutschbocke trotz ihrer Tressenröcke durchaus nicht das Ansehen wirklicher Bedienten.

Dennoch ging bis Châlons, wo man um halbvier Uhr Nachmittags ankam, die Flucht glücklich von Statten, und auch die Unvorsichtigkeit

Ludwig's XVI., den Kopf aus dem Wagen zu stecken, hatte keine üblen Folgen. Allerdings erkannte der Postmeister den König, aber er war Royalist, unterdrückte jede Bewegung, welche die Reisenden hätte verrathen können, und beeilte nur so viel als möglich das Anspannen und das Abfahren.

Die Flüchtigen glaubten sich gerettet, sobald sie Châlons hinter sich hatten, denn von nun an sollte, der Verabredung mit Bouillé gemäß, an jeder Station ein berittenes Detachement auf die königlichen Wagen warten und ihnen als Schutz dienen.

Auf der ersten Station zu Pont-Sommeville sollte man 50 Husaren finden; sie waren nicht da. Nachdem sie mehrere Stunden gewartet, hatten sie sich durch eine wachsende Unruhe des Volkes, welches sich ihre Anwesenheit nicht zu erklären wußte, zum Abreiten genöthigt gesehen.

Gegen halbacht Uhr kam man nach St. Menehould. Hier sollten Dragoner liegen, auch sie erblickte man nicht. Sich nach ihnen umsehend, steckte der König abermals den Kopf zum Wagenschlage hinaus, und dieses Mal brachte seine Unvorsichtigkeit ihn und die mit ihm waren, in's Verderben. Der Sohn des Postmeisters von St. Menehould, Drouet, hatte den König nie gesehen, erkannte ihn aber an seiner Aehnlichkeit mit dem Bilde auf den Münzen. Er war ein leidenschaftlicher Revolutionair, und faßte augenblicklich den Beschluß, der König dürfe nicht entkommen. In St. Menehould gleich die Festnehmung zu veranlassen, war nicht mehr Zeit; Drouet zog es vor, sich rasch ein Pferd zu satteln und auf einem Wege, der ihm einen bedeutenden Vorsprung gewährte, nach Varennes zu sprengen, wo der nächste Pferdewechsel stattfinden sollte.

Ahnungslos folgte ihm die königliche Familie, obgleich beunruhigt durch die Abwesenheit der verheißenen Dragoner.

Sie waren in St. Menehould, und der Kommandant, welcher spähend auf dem Platze umherging und der Beschreibung nach die königlichen Wagen erkannte, wollte sie eben aufsitzen lassen, als die Nationalgardisten des Ortes, von Argwohn ergriffen, die Kaserne umgaben und die Dragoner nicht fortließen. Einem einzigen Quartiermeister gelang es, zu Pferde zu steigen. Er hatte das eilige Abreiten des jungen Drouet bemerkt, seine Absicht errathen und setzte ihm nach, fest entschlossen, im Nothfall selbst sein Leben nicht zu schonen. Hätte er Drouet erreicht, so war Ludwig XVI. gerettet, aber Drouet, von Kindheit an mit der Gegend vertraut, wußte in einem Gehölz seinem Verfolger zu entkommen, und jagte dann mit verhängtem Zügel nach Varennes weiter.



Die Entdeckung der Flucht Ludwig's XVI.

Zu Clermont, der Seitenstation zwischen St. Menehould und Varennes, befanden sich wirklich zwei Escadrons Dragoner, aber der Gemeinderath von Clermont verbietet ihnen, weiter zu gehen; sie gehorchen, und dem Grafen von Damas, der sie befehligt, bleibt Nichts übrig, als den königlichen Wagen nur mit drei Mann und einem Unteroffizier von fern nachzureiten. Zugleich haben die beiden Offiziere, welche zu Pont-Sommeville nicht bleiben konnten, ihren Weg nach Varennes genommen, sind aber umgeritten, weil sie St. Menehould vermeiden wollten, und befinden sich daher, als die königlichen Wagen in Varennes eintreffen, noch eine Stunde weit davon; der König wird folglich nicht benachrichtigt, daß die Pferde in der untern Stadt warten, und eine kostbare Zeit geht mit dem Suchen nach ihnen in der obern Stadt verloren. Die Postillone lassen sich endlich bewegen, die Reisenden noch bis in die untere Stadt zu fahren, welche mit der oberen durch eine Brücke zusammenhängt.

An dem einen Ende dieser Brücke ist ein Thurm, durch welchen die Straße führt. In diesem engen Gewölbe kann nur im Schritt gefahren werden, und ein Ausweichen ist nicht möglich. Man fährt hinein, die Pferde scheuen und stehen, ein umgestürzter Karren sperrt den Weg. Zugleich springt Drouet mit mehreren bewaffneten Gefährten hervor, verlangt den Paß und befiehlt, als er denselben erhalten, den Reisenden, umzukehren und ihn untersuchen zu lassen; das geschieht bei einem Krämer, Namens Sausse, welcher Prokureur der Gemeinde ist. Dieser hält den König zuerst mit Höflichkeit auf, dann, als er eine genügende Anzahl Nationalgardisten versammelt sieht, erklärt er Ludwig XVI., er sei erkannt und gefangen. Der König will noch läugnen, Sausse behauptet seine Worte mit Heftigkeit. Ungeduldig ruft endlich die Königin: „Da Sie in ihm Ihren König erkennen, so sprechen Sie zu ihm auch mit der Ehrfurcht, die Sie ihm schuldig sind.“

Als Ludwig XVI. sich erkannt sah, wurde er beredt, wie er noch nie gewesen. Er faßte den Krämer bei der Hand, beschwor ihn, die Fortsetzung der Reise zu gestatten, die Königin, ihre Kinder, ja, Frankreich zu retten. Die Königin vereinigte ihre Bitten mit seinen Vorstellungen; Sausse war gerührt und blickte fragend seine Frau an, aber diese verrieth nicht die mindeste Bewegung. Umsonst beschwor die Königin sie, stellte ihr die Angst vor, mit welcher sie den König nach Paris zurückkehren sehen müsse; die Krämersfrau antwortete sehr logisch, aber ohne alle Empfindung: „Madame, ich würde Ihnen gern den Gefallen thun, aber Sie denken an den König, und ich denke an Herrn Sausse. Jeder Frau ist ihr Mann am nächsten.“

Inzwischen waren die Offiziere angelangt, die von Pont-Sommeville kamen. Sie wurden angehalten, durften aber zum Könige. Er verbot ihnen, Gewalt zu brauchen, denn er hoffte jeden Augenblick mehr Truppen anrücken zu sehen. Trotzdem wollten diese Herren die Rettung der königlichen Familie versuchen, aber ihre Husaren erklärten sich für die Sache des Volkes, und es blieb ihnen nur noch übrig, so rasch sie reiten konnten, zu ihrem General zu eilen.

Zu Paris war die Flucht am Morgen des 21. bekannt geworden, und der vorsichtige Lafayette anfänglich der Mitwirkung beschuldigt worden. Er wußte jedoch bald seine Unschuld darzuthun, und schrieb an alle Nationalgarden und Bürger Befehle, sich der Flucht des Königs zu widersetzen. Nach Varennes brachte sein Adjutant, der junge Romeuf, am nächsten Morgen den Verhaftsbefehl. Er hatte ihn auf das Bett gelegt, in welchem

der Dauphin schlief. Die Königin schleuderte das Papier hinunter, und rief heftig: „es besudele das Lager ihrer Kinder.“ „Madame,“ sagte Romeuf, der ihr persönlich anhing, „möchten Sie, daß ein Anderer als ich Zeuge dieser Heftigkeit wäre?“ Marie Antoinette war augenblicklich wieder würdevoll gefaßt, aber nur durch Drohungen ließ sie sich endlich bewegen, in den Wagen zu steigen, der sie nach Paris zurückführen sollte.



Rückkehr der königlichen Familie nach Paris nach dem mißglückten Fluchtversuch.

Sie hoffte noch auf Bouillé. Auch kam er mit dem Regiment Royal Allemand, aber erst, als die königliche Familie schon seit anderthalb Stunden Varennes verlassen hatte. Schweigend und entmuthigt führte er sein Regiment zurück, eilte in das Luxemburgische und schrieb an die Nationalversammlung einen Brief, in welchem er die Schuld des ganzen Fluchtversuches auf sich allein nahm, und durch Drohungen das Leben des Königs zu sichern suchte. Auch der Graf von Fersen entkam nach Brüssel, ebenso Monsieur mit seiner Gemahlin. Mesdames die Tanten waren schon früher nach Rom emigrirt; als Opfer für das Volk blieben nur noch der König und die Königin, Madame Royale, der Dauphin und Madame Elisabeth.

Vorläufig sollte ihnen noch nichts Ernstliches geschehen. An allen Mauerecken von Paris las man die Bekanntmachung: „Wer dem Könige zujauchzt, wird geprügelt; wer ihn beschimpft, wird gehangen.“ Das Volk ließ es sich gesagt sein, es schwieg; aber wie furchtbar war dieses Schweigen! Kein Haupt entblößte sich, die Truppen präsentirten nicht. So zog die königliche Familie zum letzten Male in Paris ein, nachdem sie acht volle lange Tage gebraucht hatte, um den Rückweg von Varennes zu machen, denn es durfte, der begleitenden Nationalgarden wegen, nicht anders als Schritt gefahren werden. Von den Kommissairen, welche die Versammlung der zurückkehrenden Familie entgegengesandt hatte, um über ihre Sicherheit zu wachen, fuhren zwei, Pétion und Barnave, im königlichen Wagen. Der Erstere betrug sich mit Absichtlichkeit roh; Barnave, jünger und feinfühlender, wurde während der Reise einer der wärmsten Anhänger der Königin. Oft schlich er sich später in die Tuilerieen, und wenn er dies nicht konnte, ertheilte er der Königin brieflich seine Rathschläge. In der Versammlung war seine glänzende Beredtsamkeit fortan einzig der konstitutionellen Monarchie gewidmet. Pétion dagegen gehörte der Partei an, welche bereits den Namen der Republik murmelte.

Nachdem man die königlichen Gatten in ihren Palastkerker zurückgebracht, hatte man ihnen, gerade als ob sie Staatsverbrecher wären, Wachen gegeben, welche sie weder Tag noch Nacht aus den Augen ließen. Ihre Zimmer mußten geöffnet bleiben, und war die Königin zu Bett, so setzte sich in dem sogenannten „großen Kabinet“, welches vor dem Schlafzimmer lag, ein Bataillonskommandant der Nationalgard ein einen Lehnstuhl, um die Monarchin durch die offene Thür zu bewachen. Die Kammerfrau schob dann ihr Rollbett zwischen die Thür und das Lager der Königin, und schützte diese so einigermaßen vor den Blicken ihrer Wächter. Es mögen traurig sonderbare Scenen während dieses Belagerungszustandes eines Schlafgemachs stattgefunden haben — die eine ist uns erzählt worden. Der wachthabende Bataillonskommandant bemerkte einst Nachts, daß die Kammerfrau schlief, die Königin aber wachte, und so wagte er es, sich zu nähern und der Königin mit leiser Stimme Winke und Rathschläge über ihre Lage zu geben. Plötzlich erwacht die Kammerfrau, sieht einen Mann in Uniform am Bett der Gebieterin und will schreien; aber mit jener Ruhe, wie sie durch die allmälige Gewöhnung an außerordentliche Lagen erzeugt wird, sagt ihr die Königin: „Beruhigen Sie sich, dieser Mann ist ein guter Franzose.“ Als solchen zeigte sich auch St. Prix, der berühmte Schauspieler am Théatre-Français.



Ludwig XVI. in der konstituirenden Versammlung.

Er bewarb sich besonders häufig um den Posten auf dem schwarzen Gange, welcher das Gemach des Königs von dem Schlafzimmer der Königin trennte, und gestattete während der 24 Stunden, die sein Dienst dauerte, den königlichen Gatten heimliche Zusammenkünfte untereinander und mit Madame Elisabeth.

Der König war provisorisch seiner Würde enthoben worden. Man hatte Kommissaire ernannt, die ihn und die Königin über die Beweggründe zur Flucht verhören mußten. Marie Antoinette erklärte einfach: „Nichts in der Welt würde sie abgehalten haben, dem Könige zu folgen; sie hätte seit zwei Jahren genugsam bewiesen, daß sie ihn nie, selbst unter den peinlichsten Umständen nicht, verlassen werde.“ Die Erklärung des Königs befriedigte gleichfalls die Kommissaire, und sie statteten ihren Bericht an die Versammlung in einem dem Könige günstigen Sinne ab. Dennoch wurde seine Absetzung diskutirt, und die Jakobiner machten sie sogar zum Gegenstand einer öffentlichen Bittschrift, welche auf dem Marsfelde, wo der Altar des Vaterlandes stand, unterzeichnet werden sollte. Wie zu erwarten war, gab es Aufruhr, Bailly entfaltete die rothe Fahne und proklamirte das Kriegsgesetz, und Lafayette mit der Nationalgarde verschaffte ihm durch Pulver und Blei Achtung. Das konstitutionelle Frankreich hatte für den Augenblick über das republikanische gesiegt, der König war nicht in Anklagezustand versetzt, sondern von Neuem anerkannt worden, und als er am 30. September in der Schlußsitzung der konstituirenden Versammlung erschien und eine Rede „à la Henri IV.“ (gleich Heinrich IV.) hielt, wie ein Abgeordneter sie nannte, empfing er so lebhafte Bezeigungen von Anhänglichkeit, als hätte er nie nach Montmedy entweichen wollen, und als wäre er nie in den Tuilerieen gefangen gehalten worden.

Mit der Eröffnung der neuen Versammlung jedoch, welche sich die gesetzgebende nannte, trat die Nation gegenüber dem Königthum in eine völlig neue Stellung. Die Versammlung begann damit, daß sie dem Könige die Titel „Sire“ und „Majestät“ streitig zu machen versuchte. Sie gab den Versuch wieder auf, indessen war er darum nicht minder bedeutungsvoll. Die Koalition von Pillnitz, kraft welcher Preußen und Oesterreich sich verbündet hatten, die Sache Ludwig's XVI. als die des bedrohten Königthums und folglich als ihre eigene anzusehen, hatte dem unglücklichen Könige wenig genützt. Nicht minder ungünstig auf die öffentliche Stimmung gegen ihn wirkte es, daß die Emigration sich in Koblenz um den Grafen von Provence und den Grafen von Artois schaarte. Er konnte „die Nation“ nicht überzeugen, daß er diese Bestrebungen, deren Ziel die Wiederherstellung der alten Monarchie war, nicht im Stillen billigen sollte. Die Königin erwartete ein mögliches Heil ihrer Kinder nur noch von den fremden Mächten; Madame Elisabeth, die sich von jeher noch weniger nachgiebig gezeigt hatte, als Marie Antoinette, setzte ihre ganze Hoffnung auf ihre Brüder

und einen Sieg der Emigration; wie sollte da Ludwig XVI. anders denken, als seine Frau und seine Schwester? Umsonst ermahnte er seine Brüder zur Rückkehr, umsonst erklärte er Franz II. von Oesterreich den Krieg, seine Gesinnung war und blieb dem Volke verdächtig. Er hatte bei zwei Dekreten, von denen eines gegen die Emigrirten, das andere gegen die Priester gerichtet war, die sich geweigert hatten, die Konstitution zu beschwören, von seinem Recht des Veto Gebrauch gemacht, und obwol er darin ganz gemäß der Konstitution verfuhr, so hatte er doch bewiesen, daß es ihm hier und da noch einfallen könnte, einen eigenen Willen zu haben, — folglich war er im höchsten Grade verdächtig.

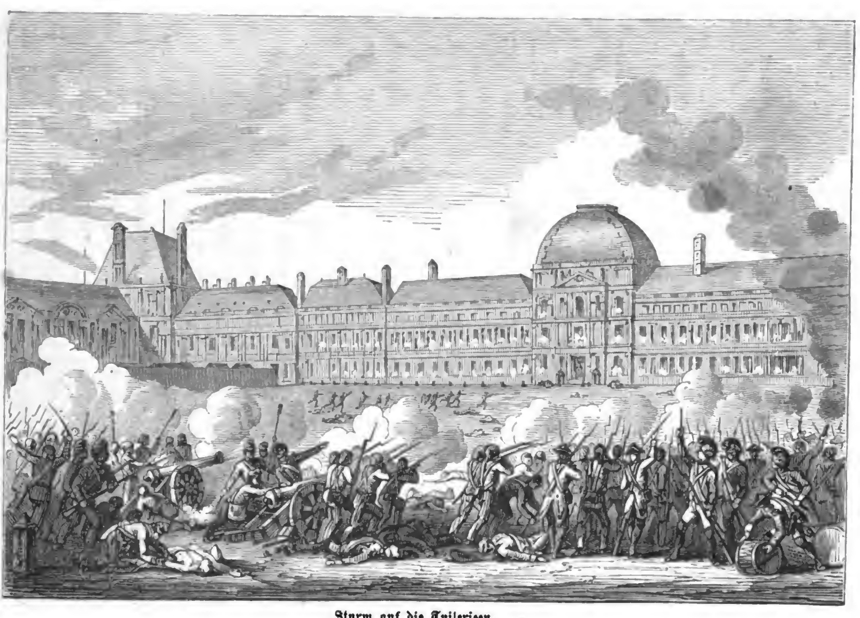
Er hatte damals sein girondistisches Ministerium, welches der Hof — denn es gab noch immer etwas wie einen Hof — **le ministère sans-culotte** nannte. **Le ministère sans-boucles** wäre besser gewesen, indem Roland, der Minister des Innern, um seine republikanische Unabhängigkeit darzuthun, im runden Hut und ohne Schuhschnallen bei Hofe erschien. Das erste Mal, als er sich so einfand, wollte der Ceremonienmeister ihn durchaus nicht einlassen. Gezwungen, es dennoch zu thun, sagte er zu Dumouriez: „Ah, Monsieur, keine Schnallen an den Schuhen!" — „Ah, Monsieur, Alles ist verloren!" antwortete Dumouriez mit der größten Ernsthaftigkeit.

Die ironische Aeußerung von Dumouriez sollte bald für ihn so gut wie für den Hof eine furchtbare Wahrheit werden. Der König wurde Roland's müde. Nicht der mangelnden Schuhschnallen, sondern eines Briefes wegen, welchen er, wie ein strenger Schulmeister, dem Könige im vollen Ministerrathe vorlas. Dumouriez wurde auf's Schloß gerufen. Der König und die Königin waren zusammen. „Sollen wir", frugen sie, „länger solche Unverschämtheit ertragen?" — „Nein," antwortete Dumouriez. Das Kabinet wurde aufgelöst, Dumouriez allein blieb und wagte es, der Versammlung, die sich eben für seine entlassenen Kollegen erklärt hatte, herausfordernd entgegenzutreten. Auch würde er seinen Posten als Kriegsminister behauptet haben, wenn der König die zwei Dekrete, um die es sich neuerdings handelte, eines über die Deportation der unvereidigten Priester, das andere wegen eines Lagers von 20,000 Mann unter den Mauern von Paris, angenommen hätte. Er weigerte sich, Dumouriez reichte seine Entlassung ein und ging zur Armee ab, der König wählte sich andere Minister aus der konstitutionellen Partei, die Gironde wandte sich an die Masse, und am 20. Juni 1792 sah sich Ludwig XVI. zum zweiten Male von Angesicht zu Angesicht dem

Aufruhr gegenüber. Bailly war nicht mehr Maire von Paris; Lafayette nicht mehr Kommandant der Nationalgarde; Pétion, welcher dem Ersteren nachgefolgt war, hielt es mit den Girondisten, der König sah sich also allein dem allgemeinen Petitionsrecht gegenüber, welches durch 30,000 Individuen repräsentirt wurde. Getreu dem System des Nichtwiderstandes, befahl er der Nationalgarde, den Garten der Tuilerieen und darauf den Saal zu öffnen, wo er in einer Fenstervertiefung auf einem Stuhle saß, welchen man auf einen Tisch gestellt hatte. Offiziere seines Hauses und der Nationalgarde umgeben und schützen ihn, soviel das bei solchem Andrang möglich sein kann. Die Masse schreit: „Nieder mit dem Veto! Keine Priester! Keine Aristokraten! Das Lager bei Paris!" Dann verlangte sie die Unterzeichnung der Dekrete. „Es ist weder die Art, noch der Augenblick, um sie von mir zu erlangen," entgegnete auf diese wiederholte Anforderung der König kalt und fest. „Es lebe die Nation!" hieß es nun. „Ja, es lebe die Nation!" versetzte Ludwig XVI., „ich bin ihr bester Freund." — „Beweisen Sie es da!" rief Einer aus der Masse, und hielt ihm auf einer Picke eine rothe Mütze hin. Der König nahm sie und setzte sie auf. Ein anderer Volksmann, halb betrunken, hielt ihm ein Glas hin. Er nahm es und trank. Ein Grenadier von der Nationalgarde bat ihn, sich nicht zu fürchten. Er nahm die Hand dieses Mannes und legte sie sich auf's Herz. „Fühlen Sie, ob es stärker schlägt, als gewöhnlich."

Die Prinzessin Elisabeth war herbeigeeilt, und wollte sich zu ihrem Bruder durchdrängen. „Da ist die Oesterreicherin!" schrie das Volk, welches sie für die Königin hielt; kaum jedoch erfuhr es ihren Namen, so ließ es ab von den Drohungen gegen sie. „Warum sie nicht in ihrem Irrthum lassen?" fragte die Prinzessin schmerzlich; „vielleicht hätte ich die Königin retten können."

Die „Oesterreicherin, die Furie Frankreich's, die Messalina", wie ihre Lästerer sie nannten, sie stand unterdessen im Rathssaale, gleich dem Könige, zu welchem sie nicht durchdringen konnte, in eine Fensterbrüstung gedrängt. Ihre Tochter, das vierzehnjährige ernste, schöne Mädchen, hielt sie an der Hand, ihr siebenjähriger Knabe saß vor ihr auf dem Tische, welcher ihre einzige Schutzwehr ausmachte. Ihr zur Seite standen einige ihrer Damen, einige wenige Offiziere, und an ihr vorüber defilirte das Volk. Die Männer bedrohten sie, die Weiber warfen ihr nichtswürdige Schmähungen in's Gesicht. Sie antwortete ihnen mit Thränen. „Habt Ihr mich je gesehen? hab' ich Euch je Böses gethan? Man hat Euch getäuscht, ich bin



Sturm auf die Tuilerieen.

Französin; wenn Ihr mich liebtet, wär' ich glücklich." Sie rührte zwar nicht die Weiber, wol aber Santerre, den riesigen Bierbrauer, den Führer der Vorstädterrotten. „Das Kind erstickt ja!" sagte er rauh, aber gutmüthig, und nahm dem Dauphin die heiße rothe Mütze ab, welche ihm mit eigener Hand aufzusetzen die Mutter genöthigt gewesen war. Dann stützte er sich auf den Tisch, blickte die Königin nachdenklich an und sagte: „Madame, man täuscht Sie, man täuscht Sie." Es muß ein tiefer Zauber in der Erscheinung der Königin gelegen haben, denn immer in ihrer größten Erniedrigung entwaffnete sie auf eine wunderbare Weise ihre Gegner und verwandelte ihren Haß in Mitleid. Als Pétion, der Maire, endlich erschienen war, und das Volk, von ihm belobt und aufgefordert zu gehen, den Palast allmälig verlassen hatte, da kamen Deputirte von der Versammlung, um sich die Verwüstung anzusehen, und die Königin zeigte ihnen die eingeschlagenen Thüren und die zertrümmerten Geräthschaften, und erzählte, was sie Alles erlitten. Einer von ihnen, einer der heftigsten Republikaner, Merlin von Thionville, hatte, während er ihr zuhörte, Thränen in den Augen. Sie wandte sich zu ihm. „Sie weinen darüber," sagte sie, „daß wir vom Volke so grausam behandelt wurden, da doch der König stets es glücklich zu machen wünschte." Merlin antwortete mit überflüssiger und unpassender Rauhheit: „Es ist wahr, Madame, ich weine über das Unglück der schönen, weichfühlenden Frau, die Mutter ist, aber täuschen Sie sich nicht: von meinen Thränen fließt nicht eine für den König oder die Königin — ich hasse die Könige und Königinnen." Die Antwort war hart, fast roh; sie zeigte, daß der Republikaner sich gegen den Reiz der Königin sträubte, aber empfunden hatt' er ihn dennoch, — hatte er nicht geweint?

Leider sollte alle Sympathie, die sie gleichsam gebieterisch einflößte, nur ihrem Andenken zu Gute kommen, nicht ihr selbst. Für sie selbst ließ sich Nichts thun: ihr Schicksal erfüllte sich. Mit Riesenschritten ging die Revolution vorwärts. Umsonst kam Lafayette nach Paris und verlangte in seinem und der Truppen Namen die Bestrafung Derer, welche sich bei dem Attentat vom 20. Juni betheiligt hatten. Er dankte es nur der Achtung vor seiner Vergangenheit, daß er überhaupt von der Versammlung angehört wurde. Bei dem Plane, den er nun faßte: die Zersprengung des Klubs der Jakobiner durch die Nationalgarde, wirkte der Hof selbst ihm bei den königlich gesinnten Kommandanten entgegen. Lafayette erfuhr, was andere vernünftige Männer vor ihm erfahren haben: daß man in solchen äußersten Lagen durch Mäßigung nie Zutrauen einflößt, und auf dem Mittelwege zu

keinem Ziel gelangt. Der Hof konnte nicht zu dem Entschlusse kommen, sich ihm anzuvertrauen, und Lafayette reiste zur Armee zurück.

Die Feindseligkeiten zwischen der konstitutionell-monarchischen und der republikanischen Partei blieben nicht länger bei Debatten stehen. Die dritte Feier des 14. Juli vereinigte die Parteien nur zum Schein. Am 25. Juli erließ der Herzog von Braunschweig an der Spitze der preußischen Armee zu Koblenz sein berühmtes Manifest gegen die „Anarchie im Innern Frankreichs", am 28. war es in allen royalistischen Blättern von Paris gedruckt. Der König — désavouirte es — wir haben im Deutschen kein Wort für dieses echt diplomatische, mithin ächt französische Verfahren. Höchst wahrscheinlich meinte Ludwig XVI. es ehrlich damit, aber seine Ehrlichkeit half ihm so wenig, wie seine Güte, seine konstitutionelle Gewissenhaftigkeit, sein passiver Heldenmuth, genug alle seine christlichen und bürgerlichen Privattugenden ihm geholfen hatten. Auch alle Fluchtpläne, die für ihn von verschiedenen Seiten entworfen wurden, liefen auf Nichts hinaus. Er konnte sich eben für keinen bestimmen. Unterdessen beantragte Pétion im Namen von Paris am 3. August seine Absetzung. Die Versammlung vertagte die Berathung über diese Frage — die wichtigste, die ihr noch vorgelegt worden — auf den 9. August. Noch hatte das konstitutionelle Element in ihr Energie genug, um zu protestiren. Das revolutionaire wandte sich also, wie am 20. Juni, an seine Hülfstruppen in den Straßen und Vorstädten. Sie hatten aus Marseille einen bedeutenden Zuzug erhalten; es wurde beschlossen, am 9. und 10. August die Diskussion in der Versammlung durch Kundgebungen von Außen zu unterstützen, und im patriotischen Sinne zu befördern. Zum dritten Male sah also die königliche Familie sich am 10. August vom Aufruhr belagert und bedroht. Sie war nicht ohne Vertheidiger: was es an Royalisten in Paris noch gab, war nach den Tuilerieen geeilt, auf die Schweizer ließ sich zählen. Die französischen Geschichtschreiber versichern sämmtlich, der König hätte durch einen einzigen entschiedenen Angriff an der Spitze der Seinen die Aufrührer auseinander treiben können. Die Königin schien in dieser äußersten Gefahr an das Unmögliche zu glauben: sie sagte zum Könige: „Sire, der Augenblick ist da, um sich zu zeigen." Man sagt sogar, sie habe einem alten Edelmann ein Pistol aus dem Gürtel gerissen und es dem Könige dargeboten, der König aber habe es gelassen seinem Eigenthümer wieder zurückgegeben. Ludwig XVI. hatte für seine Familie gebetet; für sie zu handeln vermochte er nicht. Anstatt die Revolte anzugreifen, gab er die Tuilerieen auf. Die letzten treuen Diener, die

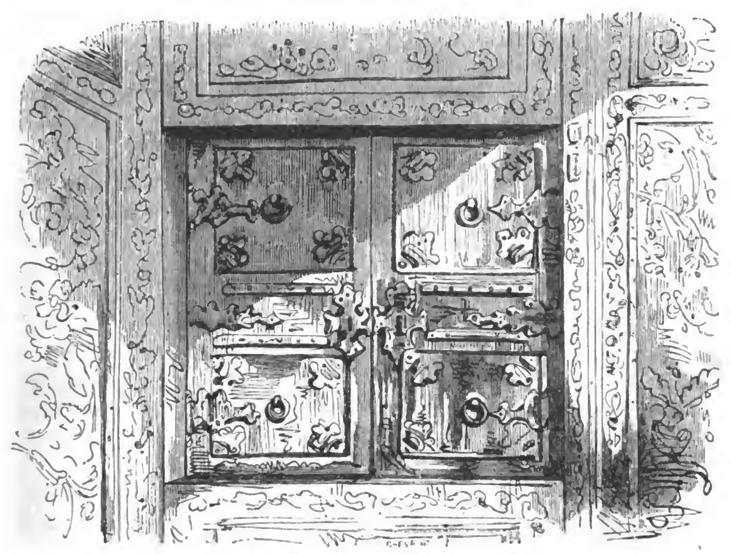
letzten wahren Anhänger überließ er dem Volke, und auf einem der blutigsten Blätter dieser Blutgeschichte steht die Metzelei der Royalisten und der Schweizer am 10. August verzeichnet. Er selbst mit den Seinigen begab sich in den Schutz der Versammlung. Die Königin hatte dem Beschluß des Königs lebhaft widersprochen — die Verantwortlichkeit für das Leben des Königs und ihrer Kinder, welche sie durch eine Weigerung auf sich lade, wurde ihr vorgestellt — sie gab nach; nur sagte sie zu dem Prokureur Röderer, welcher den König zu diesem letzten Schritte bestimmt und die Königin eben für die Folgen des Bleibens verantwortlich gemacht hatte: „Monsieur, wenigstens müssen Sie für das Leben des Königs und meiner Kinder stehen.“ — „Madame, ich stehe dafür, daß ich ihnen zur Seite sterbe,“ antwortete Röderer; „mehr kann ich nicht versprechen.“

Zwischen zwei Reihen Nationalgarden ging der Zug langsam durch den Garten. Die Hitze war in diesem Jahre frühzeitig eingetreten, von den Kastanienbäumen war schon viel gelbes Laub abgefallen. Der König bemerkte es, indem er darüber hinwegschritt. „Es sind viel Blätter hier,“ sprach er, „sie fallen dieses Jahr früh.“ In einem Journal hatte vor einigen Tagen gestanden: „Das Königthum würde nicht mehr so lange dauern, bis die Blätter fielen.“ Vielleicht dachte Ludwig XVI. an diese Vorhersagung. Der kleine Dauphin belustigte sich damit, die welken Blätter mit den Füßen zusammenzuschieben, und sie so seiner Schwester in den Weg zu werfen.

An der Terrasse der Feuillants gab es Volkshaufen und die gewöhnlichen freundlichen Zurufe: „Nieder mit dem Veto! Nieder mit der Oesterreicherin!“ Dieses Mal wurde noch hinzugefügt: „Die Absetzung oder den Tod!“ Dennoch gelangte die königliche Familie in die Versammlung, der Dauphin getragen auf den Armen eines riesigen Sappeurs, der ihn auf das Bureau niedersetzte.

In der Journalistenloge saß die unglückliche Familie nun funfzehn Stunden lang bis um ein Uhr den nächsten Morgen, und hörte zu, wie über ihr Schicksal berathen wurde. Der König verlangte einige Nahrung — sein Hunger wurde ihm wie eine Taktlosigkeit vorgeworfen: er hätte an einem solchen Tage nicht essen sollen, meinte man. Die Königin, die Kinder und Madame Elisabeth begnügten sich mit etwas geeistem Fruchtwasser, welches ihnen die vernichtende Hitze, die erstickende Luft in dem Saale ertragen half. Draußen brüllte die Menge, welche die Tuilerieen stürmte, die nutzlosen Schüsse der verzweifelten Vertheidiger knallten dazwischen —

die Königin hörte ihr Reich untergehen. Sie war von noch etwa funfzig Getreuen umgeben, die allein ihr von ihrem Hofe, ihrem Adel und ihren Garden geblieben.



Die Thür zum schwarzen Schranke.

Dann sah sie, wie die in den Tuilerieen gefundenen Kostbarkeiten auf dem Bureau der Versammlung aufgehäuft wurden, denn die Gerechtigkeit muß man dem Volke widerfahren lassen: es mordete wol, aber es stahl nicht. Ebenso wurden die Dokumente und Briefschaften herbeigebracht, welche in dem sogenannten schwarzen Schranke gefunden worden waren. Dieser war in die Mauer gebrochen und durch das Tafelwerk verborgen. Ludwig XVI. hatte darin seine wichtigsten Papiere sicher geglaubt, aber welches Geheimniß bleibt unverrathen? Der Schrank wurde entdeckt, erbrochen, und die Schriftstücke, die er enthalten, lagen als gefährliche Zeugnisse gegen den König vor der Versammlung.

Und draußen brüllte lauter und lauter die Menge, tobte drohender, rief wilder und wilder nach neuen Opfern. Für den Fall, daß sie sich auch des Königs und der Seinigen bemächtigen wollte, hatte der Präsident

befohlen, das Gitter der Loge loszureißen, damit die eingeschlossene Familie sich in den Saal flüchten könne. Es gab weder Arbeiter noch Werkzeuge, mit ihren Händen rissen einige Herren vom Hofe das Gitter los. Ludwig XVI. half ihnen, er war mit dem Eisen in seiner friedlichen Gestalt als guter Schlosser bekannt und vertraut.

Die Beschlüsse, welche die Versammlung faßte, waren folgende:

Der König ist vorläufig suspendirt;

Ein Erziehungsplan für den Kronprinzen ist angeordnet;

Ein Nationalkonvent wird einberufen.

Als die königliche Familie sie vernommen, wurde ihr gestattet, in vier Zellen des ehemaligen Klosters der Feuillants, wo die Versammlung ihre Sitzungen hielt, so viel Ruhe zu suchen, wie sie nach einem solchen Tage finden konnte. Während der ganzen endlosen Sitzung hatte nur der Dauphin auf dem Schooße seiner Mutter geschlafen.

Den nächsten Tag brachte die Familie wie den vorigen zu. Das Volk drohte, in das Gebäude zu dringen und sie zu ermorden. Am Abend wurde sie zum letzten Male von Edelleuten bedient, denn die Herren, welche dem König gefolgt, durften nicht länger bei ihm bleiben. Diesen Abend aß er nicht, und als der Augenblick der Trennung kam, brach er in Thränen aus.

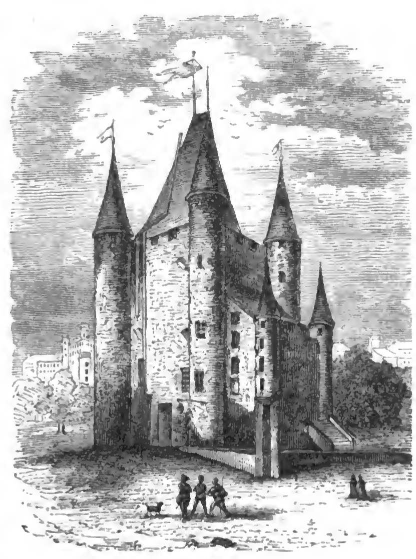
Am 13. August wurde die königliche Familie in den Tempel gebracht. Man hatte sie erst in den Luxembourg bringen wollen, aber der Luxembourg war ein Palast, der Tempel konnte zum Gefängniß umgewandelt werden, — er paßte besser für ihre Lage.

Der Tempel, welcher von seinen Erbauern, den Tempelherren, den Namen behalten hatte, und in der Vorstadt St. Antoine lag, bestand aus der Priorei, in deren Gemächern früher der Graf von Artois sein Absteigequartier hatte, und in einem hohen, großen Thurm, an welchen ein kleinerer sich dicht anschloß. Dieser wurde den Gefangenen zum Aufenthalt angewiesen.

Die Erzählung ihrer Haft in deren Einzelnheiten wollen wir uns und unsern jungen Leserinnen ersparen. Wir haben, zum Glück, nicht die Aufgabe, den Parteisinn zu erwecken oder anzufeuern; wir dürfen, was empört, mit dem Schleier des Schweigens bedecken. Wollen unsere jungen Leserinnen ihn lüften und sich mit den Leiden der königlichen Gefangenen bekannt machen, wie sie Tag für Tag stiegen, um erst im schmachvollsten Tode zu endigen, so bietet sich ihnen dazu vielfache Gelegenheit. Die Legende der königlichen

Märtyrer von Frankreich, die, selbst schuldlos, für Sünden büßten, welche sie zugleich mit dem Königthume ererbt, ist oft geschrieben worden, von Feind und Freund, von Geschichtschreibern wie von Romanciers, und sie möge erzählt werden, von wem sie wolle, unwillkürlich macht sie vor dem französischen Volke schaudern.

Doch nein; was die Gefangenen des Tempels marterte, verfolgte, verhöhnte, als sie keinen Fußbreit ausweichen und kein Wort erwiedern konnten, sondern jedem Schlage stillhalten, und jede Beleidigung erdulden mußten, das war nicht das französische Volk, sondern der französische Pöbel. Pöbel giebt es in allen Schichten der Gesellschaft, denn es ist der Bodensatz auf dem Grunde der Menschheit. Daß er in der Masse breiter und stärker liegt, als höher hinauf, läßt sich ohne Erörterung begreifen. Wehe Denen, welche in lächerlicher rednerischer Eitelkeit, in albernem parlamentarischen Ehrgeiz ihn aufstören! Dann geschieht, was in der französischen Revolution von 1792 geschah: dieses unreine Element trübt eine ganze Geschichtsepoche. Wir, wie schon gesagt, halten uns nicht mit der chemischen Analyse desselben auf, sondern begnügen uns auf diesen letzten Seiten unserer Schilderung, über seinen Schlamm einfach und fest die rein geschichtlichen Thatsachen hinzustellen, als eben so viele Staffeln zum Blutgerüst und zum Himmel.



Der Tempel.

In der Nacht zum 19. August wurde die Prinzessin von Lamballe und Frau von Tourzel von den königlichen Damen getrennt. Die Königin war von nun an ihre eigene Kammerfrau und die Wärterin ihres Sohnes. Wenn sie ihn zu Bett gebracht hatte, ließ sie ihn leise beten, Gott möge

das Leben seines Vaters erhalten. Auch um Kraft für Mutter, Tante und Schwester mußte er bitten.

Am 1. September verbreitet sich die Nachricht, daß die Preußen in Verdun sind. Am 2., 3. und 4. werden in den Gefängnissen von Paris die unglücklichen Augustgefangenen niedergemetzelt. Die Prinzessin von Lamballe ist unter den Opfern; ihr todtes Haupt, noch umringelt von dem wunderschönen blonden Haare, wird auf einer Picke vor die Fenster des Tempels getragen.

Am 20. September wird der Nationalkonvent eröffnet. Pétion ist Präsident. Die Souverainetät des Volkes wird dekretirt, dann erklärt der Präsident die Monarchie für abgeschafft, und Frankreich ist Republik.

Gegen Ende September bringt man den König in den großen Thurm. Eine Flasche Wasser mit Citronensaft und ein Stück Brod macht an diesem Tage sein ganzes Frühstück aus. Er theilt das Brod mit seinem Kammerdiener. Während Clery sein Stück ißt, benetzt er es mit Thränen. Der König sieht es und weint auch.

Eigentlich war dem Könige schon jetzt Trennung von seiner Familie zugedacht worden, aber der Jammer der Königin war so unwiderstehlich, daß er selbst die Kerkermeister erweichte. Die königlichen Frauen durften zum Essen hinüber und wurden später auch in den großen Thurm gebracht. Das Familienleben im Kerker konnte wieder anfangen.

Es währte bis zum 11. Dezember. An diesem Tage erschien Ludwig XVI. vor dem Konvent, der sich anmaßte, ihn zu richten. Von nun an sah der König die Seinen nicht mehr bis am Abend vor seinem Todestage. Das war am 20. Januar. Am 25. Dezember, am Christtage 1792, hatte er sein Testament geschrieben. Am 21. Januar 1793 sprach der Abbé Edgeworth, der ihn auf das Schaffot begleitet hatte: „Sohn des heiligen Ludwig, steige empor zum Himmel!“ Und Ludwig XVI. starb wie ein Bourbon und wie ein Christ.

Er hatte der Königin am Abend vorher versprochen, sie solle ihn noch sehen, bevor er zum Tode fahre. Es war eine fromme Lüge. Er vermochte keinen zweiten Abschied zu ertragen. Seinen Segen, den Segen des dem Tode Geweihten, hatte er auf den Häuptern der Seinigen gelassen, nun vertraute er sie der Gnade Gottes an, und verließ den Kerker, ohne sie noch wiedergesehen zu haben. Die Königin wartete noch, da hörte sie die Trommeln, welche seine Abfahrt verkündeten. Der Dauphin lief eben zu den Kommissairen, welche die Gefangenen bewachten, und rief: „Laßt mich

gehen! ich will das Volk bitten, daß es meinen Papa nicht sterben lasse." — Da vernahm die Königin den Ruf: „Es lebe die Republik!" und das Rollen der Geschütze, und wußte, daß sie nun Wittwe war und vaterlose Kinder hatte. Am nächsten Tage bat sie um Trauerkleider. Die Republik war großmüthig und bewilligte die Ausgabe. Sie war reich, sie hatte ja Assignaten auf die konfiszirten Güter des Königs und des Adels, welche sie laut ihrer Macht in Nationaldomänen verwandelt hatte!



Assignat.

Dann lebten die beiden Frauen mit den zwei Kindern weiter, wenn man eine solche Gefangenschaft Leben nennen kann. Sie schienen ein wenig vergessen zu werden. Die Republik hatte so viele Reden zu halten und so viele Köpfe abzuschlagen; sie war ungemein in Anspruch genommen, die arme Republik! So bekümmerte sie sich denn etwas weniger um die Wittwe und die Kinder des gewissen Louis Capet, welchen sie wegen des Verbrechens hatte richten müssen, daß er König gewesen war, bevor es die „eine untheilbare Republik" gab.

Dafür regten sich um so mehr die Anhänger der Lilien, welche noch in Frankreich waren, ohne doch im Gefängniß zu sein. Es waren ihrer nur Wenige, aber es waren treue Herzen. Marie Antoinette war nicht länger schön, ihr Haar war grau, wie das einer Greisin, aber was sie nicht mehr als Frau vermochte, die Gemüther erschüttern und entflammen zur vollsten, unbedingtesten Hingebung, das vermochte sie als Opfer. Sie sollte gerettet werden, und sie wollte sich auch retten lassen, denn ihre Kinder sollten mit sein, und für diese wünschte sie noch zu leben, selbst mit ihren Erfahrungen und ihren Erinnerungen. Auf einmal rissen einige der angeknüpften Fäden, einige Hülfsmittel versagten, nur allein noch konnte Marie Antoinette

entfliehen — da schrieb sie einfach und schlicht an den Herrn von Jarjayes, einen frühern Edelmann des Dauphins: „So glücklich ich wäre, könnte ich von hier fort, so kann ich mich doch nicht von meinem Sohne trennen.“

Was sie nicht können wollte, das konnte und das that die Republik. Am 3. Juli Abends wurde der Königin angekündigt: „der Ausschuß für das öffentliche Wohl befehle, daß Capet's Sohn von seiner Mutter getrennt werde.“ „So tödtet mich erst!“ rief Marie Antoinette. Als sie vom Könige gehen mußte, da weinte sie; nun der Dauphin ihr entrissen werden sollte, widerstand sie. Dem Gatten hatte sie gehört, das Kind gehörte ihr — um das Kind kämpfte sie, das Kind vertheidigte sie. Ohnmächtiger, hoffnungsloser Kampf! Eine Stunde währte er, und dann gab nicht die Mutter, aber die ermattete Frau nach. Madame Elisabeth und Madame Royale kleideten das arme Kind an, die Königin vermocht' es nicht mehr. Es war zum letzten Male, daß weiche Hände es liebevoll ankleideten; zum letzten Male, daß es Mutterküsse auf seiner Wange, Mutterthränen auf seinen Locken fühlte. Die Königin hatte keinen Sohn mehr. Nur durch eine Spalte in dem Verschlag um die Plattform des Thurmes, wo das Kind spazieren geführt wurde, sah sie noch ihren „Kleinen.“ Und diese Folter, diese höchste Qual einer entthronten und gattenlosen Mutter hatte „der Ausschuß für das öffentliche Wohl“ verordnet!

Armer kleiner Ludwig XVII.! Er blieb zwei Tage auf der Erde liegen, und wollte nicht essen. Aber er war ein Kind und bekam Hunger, tröstete sich und spielte. Im Anfange blieb er noch gut, noch Ludwig's XVI. Sohn, noch das Kind Marie Antoinettens. Als sein — Erzieher, der Schuster Simon, dessen wirkliche Existenz man bezweifeln könnte, wüßte man nicht aus furchtbarer Erfahrung, daß es selbst Mütter giebt, welche fähig sind, Kinder zu mißhandeln, als der Bürger und Henker Simon sein kleines königliches Schlachtopfer ein Mal fragte: „Capet, was würdest Du thun, wenn die Vendéer Dich befreiten?“ da blickte das Kind ihn an und versetzte: „Ich würde Dir verzeihen.“ Damals wußte der Kleine noch die letzte Lehre seines Vaters, aber er war ein Kind, er vergaß, was er gewesen, er lernte fluchen, trinken, Schmählieder auf seine Mutter singen, Lügen gegen seine Mutter aussagen. Als man ihn dazu nicht länger gebrauchte, wurde er wie ein wildes Thier eingeschlossen, und wurde wie ein Thier stumm und dumm, und so starb er. Wenigstens hieß es so. Die Möglichkeit vom Gegentheil brachte die verschiedenen Ludwig's XVII. hervor, mit denen man sich während der Restauration und selbst später noch beschäftigt hat.

Eine falsche Marie Antoinette konnte es nicht geben, ihr Ende war öffentlich, der Konvent machte es zu einem Schauspiel. Am 2. August Morgens um 2 Uhr wurde sie aus dem Tempel nach der Conciergerie abgeholt.



Marie Antoinette vor dem Revolutions-Tribunale. (Nach Bouillon.)

Sie nahm ernst Abschied von ihrer Tochter; Elisabeth war kein Kind mehr, wie ihr kleiner Bruder, sie war ein junges Mädchen, ihre Mutter behandelte sie demgemäß. Eine Ermahnung zur Standhaftigkeit, zur Versöhnlichkeit

gegen ihre Feinde, ein Kuß, dann ein schmerzliches Umarmen der treuen Schwester, welcher sie die Kinder nicht erst anzuempfehlen brauchte, und die Königin war allein für diese Welt und Gefangene in der Conciergerie.

Zwei Monate blieb sie dort, erdrückt von ihrer Einsamkeit, gefoltert von der rastlosen Lebendigkeit ihrer Phantasie. Als sie beim Hinaustreten aus dem Thurm des Tempels sich mit der Stirn an die Thür gestoßen, und man sie gefragt: ob sie sich weh gethan, da hatte sie geantwortet: „Ach nein, mir kann nichts mehr weh thun;“ aber sie war noch nicht allein gewesen. Nervös und leidenschaftlich von Organisation, wie sie war, müssen diese Monate der einsamen Haft gleichsam die Essenz ihrer ganzen Leidenszeit enthalten haben. Man erräth aus einem kleinen Zuge, was sie zu erdulden gehabt: sie verlangte zum Lesen wörtlich „die schauderhaftesten Abenteuer.“ Der letzte Rettungsplan, den die Royalisten entwarfen, schlug natürlich abermals fehl — was schlug nicht fehl, wenn es für Marie Antoinette geschehen sollte? Aber um ihre letzten Tage doch in Etwas weniger entsetzlich zu machen, wurde ihr das Glück zu Theil, menschliche Kerkermeister zu finden. Richard, der erste, that was er vermochte; Bault, der ihm nach seiner Absetzung folgte, verfuhr mit gleicher Milde. Die Frauen Beider unterstützten ihre Männer in diesen Liebeswerken. Die Königin bekam reines Wasser zu trinken, Gemüse und Früchte zu genießen, welche sie liebte. Eine Obsthändlerin gab einst die schönste Melone aus ihrem ganzen Kram ohne Bezahlung her, als sie hörte, für wen die Frucht bestimmt sei. Auch in der französischen Revolution fand sich, wie überall, bei den Frauen die größte Grausamkeit und das größte Mitleid.

Mit dem 13. Oktober 1793 begannen die letzten Scenen dieses königlichen Trauerspieles. An diesem Tage theilte der öffentliche Ankläger in einem geheimen Verhör der Königin die sogenannte Anklage gegen sie mit. Am 14. Oktober erschien sie vor den Richtern.

Es hat nie eine widerlichere und albernere Rechtstravestirung gegeben, als diesen Prozeß. Sehr wahr sagt Lamartine: Marie Antoinette habe ihre Anklage wie eine Formalität des Todes angehört, die nicht der Mühe werth gewesen, besprochen zu werden. „Ihr Verbrechen war“, setzt Lamartine hinzu, „Königin, Gattin und Mutter von Königen zu sein, und die Revolution zu verabscheuen, welche ihr die Krone, ihren Gemahl, ihre Kinder und das Leben entriß.“

Marie Antoinette hatte sich nicht schmücken können, um dem Gericht, das über sie gehalten wurde, Ehre zu erweisen. Sie hatte nur zwei Kleider,

ein altes schwarzes und ein altes weißes. Da sie aus dem Tempel nur ein Schnupftuch und ein Essigfläschchen hatte mitnehmen dürfen, so mußte sie von der Conciergerie aus die Republik um ein Paar Schuh und vier Hemden bitten lassen. Sie bekam jedoch nur drei Hemden, jeden zehnten Tag eines. Folglich erschien sie vor dem Tribunal sehr ärmlich gekleidet, aber dabei freilich würdevoll wie eine Tochter von Oesterreich-Lothringen. Man hätte sagen können: ihre Seele trage noch königliche Kleider.

In ihren Antworten blieb sie klar und von bewunderungswürdiger Besonnenheit. Durch ihre Aussagen ist kein einziger ihrer Anhänger kompromittirt worden. Ihre letzten Worte vor Gericht waren: „Ich schließe mit der Bemerkung, daß ich nur die Frau Ludwig's XVI. war und mich gänzlich nach seinem Willen richtete."

Als die Todesstrafe beantragt worden war, und der Präsident die Angeschuldigte fragte, ob sie noch irgend Etwas einzuwenden habe, schüttelte sie blos den Kopf. Das war ihre ganze Antwort — welche andere hätte sie auch geben sollen? Würde sie durch irgend welche Einwendungen ihre Verurtheilung auch nur um einen Augenblick aufgehalten haben?

Was sie ruhig vorausgesehen hatte, geschah. Marie Antoinette, „genannt Lothringen-Oesterreich, Wittwe Louis Capet's", wurde, gleich dem Gatten, der ihr vorangegangen war, zum Tode verurtheilt. Sie gab auch jetzt kein Zeichen von Gemüthsbewegung, sondern stieg gelassen von ihrer Bank herab und öffnete selbst das Gitter. Es war vier Uhr Morgens; man führte sie in die Conciergerie zurück, doch nicht in das Zimmer, welches sie bisher bewohnt, sondern in das Gemach, wo die Verurtheilten den Henker erwarteten. Sie bat um Papier und Schreibzeug und schrieb an die Prinzessin Elisabeth. Mit Innigkeit nahm sie von dieser engelgleichen Schwester Abschied und sandte durch sie den armen Kindern, welche sie schutzlos in der Gewalt der Republik zurücklassen mußte, den letzten, schmerzlichen Segen. Jede Mutter wird es mitempfinden, mit welchen Gefühlen Marie Antoinette, von der Zelle der Verurtheilten aus, ihrer Kinder im Kerker gedachte.

Als sie so ihr letztes Geschäft auf Erden vollendet, verlangte sie Etwas zu essen, genoß einen Flügel des Huhns, welches man ihr brachte, bat um ein reines Hemd, legte sich nieder und schlief einige Stunden. Sie wurde geweckt, als ein Priester kam, um ihr die Tröstungen der Religion anzubieten. Die Königin dankte ihm, wies jedoch sein Anerbieten zurück. Er hatte der Republik den Eid geleistet; Marie Antoinette konnte, ihrer Ueberzeugung nach, ihm nicht beichten, aber seine Begleitung auf das Blutgerüst nahm sie an.

Um sieben Uhr erschien der Nachrichter. Die Königin war fertig, sie hatte sich selbst die Haare abgeschnitten. Dennoch wurde sie erst um elf Uhr zu dem elenden offenen Karren geleitet, auf welchem sie zum Tode fahren sollte. Sie bestieg ihn, bekleidet mit ihrem schlechten weißen Piquémantel, um den Hals ein weißes Tuch, auf dem Kopf eine weiße Haube, die Arme mit einem Stricke zurückgebunden, dessen Enden der Nachrichter hielt. Bevor Marie Antoinette ihr Haupt unter das Beil legte, warf sie noch einen letzten Blick nach den Tuilerieen. Die Menge schrie: „Es lebe die Republik!" und das Haupt der Königin fiel. Das war das Schicksal einer deutschen Kaiserstochter in dem „schönen Frankreich."

Von den fünf königlichen Gefangenen im Tempel waren jetzt nur noch drei übrig: die beiden Kinder und die Prinzessin Elisabeth. Am 9. Mai 1794 wurde auch diese vor das Gericht gefordert, und zum Tode geschickt, und am 8. Juni 1795, wo das Märtyrerkind, der Dauphin, starb, behielt die Republik blos noch eine Gefangene: Marie Therese, Madame Royale, die letzte der dem Tode geweihten Familie. Sie allein vertauschte den Tempel mit der Freiheit. In das Land ihrer Mutter kam sie, und später als Gattin ihres Vetters, des Herzogs von Angoulème, in das ihrer Geburt zurück. Aber sie soll nie gelächelt haben. Vor ihrer Seele stand unauslöschlich das finstere Bild des Tempels.





Lustschloß Hohenzieritz.

XIII.
Luise von Preußen.

(Geboren März 1776, gestorben Juli 1810.)

> Nie sah man Glorien blitzen
> Um einen schönern Leib.
>
> Helden- und Liederbuch von Ludw. Aug. Frankl.

In den Sagen wird ein neuer Bau, um ihn fest und dauernd zu gründen, fast immer über einem unschuldigen Opfer aufgeführt. Ein solches hat Preußen bringen müssen, bevor es ihm vergönnt war, sich zu erheben, wie es jetzt dasteht: dieses Opfer war seine Königin. Luise von Preußen ist das eingemauerte Kind aus der deutschen, das vermauerte Weib aus der slavischen Sage. Erst über ihrem gebrochenen Herzen, erst über ihrer dahingewelkten Schönheit erstand das neue Preußen; erst über ihrer Gruft wehten die Fahnen, welche den Sieg des deutschen Volkes verkündigten; sie war das Opfer jener verhängnißvollen Zeit, das schönste, reinste, theuerste, welches dargebracht werden konnte.

Welch ein tragisch wechselndes Leben war das ihre! Im Maimonat 1793 nannte Goethe sie und ihre Schwester Friederike, beides frische

Blüten und glückliche Bräute, „himmlische Erscheinungen mitten im Kriegsgetümmel.“ Im Dezember 1806 schrieb Luise, die vertriebene Königin von Preußen, in ihr Tagebuch des Harfners Lied aus Wilhelm Meister:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt in's Leben uns hinein
Und laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Wir kennen in keiner Sprache ein Lied, welches bitterer und hoffnungsloser das uralte, räthselvolle Elend des Menschen ausspräche, und dieses Liedes Wahrheit hatte die „schöne Königin“, die geliebte Frau, die gesegnete Mutter, als sie erst dreißig Jahre zählte, schon so zerknirschend empfinden lernen! Wohl konnte, als sie gestorben war, Zelter von Prag aus schreiben: „Sie hat überstanden, sie war nicht zu beneiden; sie muß entsetzlich gelitten haben, wenn sie jemals an sich selbst gedacht hat.“

Die siebzehn Jahre, welche sie vor ihrer Verlobung gelebt, waren nicht ganz ungetrübt, aber doch im Ganzen heiter und fröhlich vergangen. Es liegt in Luisens Jugend Etwas von einer fürstlichen Idylle.

Ihr Vater, der Herzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, durch seine Schwester Sophie Charlotte Schwager des Königs Georg III. von England, war, als Luise am 10. März 1776 geboren wurde, Feldmarschall und General-Gouverneur zu Hannover. Luise war das sechste Kind aus seiner glücklichen Ehe mit Friederike Karoline Luise, Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt und der Landgräfin Marie Luise Albertine, einer geborenen Reichsgräfin von Leiningen-Heidesheim-Dachsburg.

Der frühe Verlust der Mutter war der erste Schatten, welcher auf das kindliche Dasein Luisens fiel. Die Herzogin starb am 22. Mai 1782, an den Folgen der Niederkunft mit ihrem zehnten Kinde. Luise war folglich erst sechs Jahre, aber doch schon entwickelt genug, um in ihrem kleinen Herzen den Tod der Mutter zu empfinden und mit ihren schönen blauen Augen, die

später für so viele Tausende zu Sternen werden sollten, recht bitterlich darüber zu weinen.

Dem Herzog war es durch den Tod seiner geliebten Frau unheimlich in Hannover geworden, er zog sich nach dem nahen Schlosse Herrenhausen zurück, wo ein Fräulein von Wolzogen zwei Jahre lang Mutterstelle bei den verwaisten Fürstenkindern vertrat. Dann entschloß der Herzog sich, ihnen in ihrer Tante, der Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane, eine zweite Mutter zu geben. Die Vermählung wurde am 28. September 1784 zu Darmstadt vollzogen, am 30. November 1785 erfolgte zu Hannover die Geburt eines Prinzen, am 12. Dezember der Tod der Mutter. Zum zweiten Male war Luisens Vater Wittwer. Entmuthigt durch diesen doppelten Schlag, nahm er in Hannover seinen Abschied, und seinen Wohnsitz von nun an in Darmstadt, wo er seine Kinder der liebevollen Großmutter übergeben konnte.

Von dieser und einer Schweizerin, dem Fräulein Gelieux, wurde nun Luise einfach und doch ihrem Range gemäß erzogen. Reisen zu Tanten und Schwestern machten sie mit der Welt vertraut. Als die Flamme der französischen Revolution allmälig auch jenseits des Rheins die Luft heiß machte, suchte die Landgräfin mit den beiden jüngsten noch unvermählten Enkelinnen, Luise und Friederike, bei der ältesten, Charlotte, der Gemahlin des regierenden Herzogs von Hildburghausen, Stille und Sicherheit. Deutschland führte damals den unnützen Krieg mit der französischen Republik. Die deutschen Fürsten hatten davon geträumt, ihren königlichen Bruder von Frankreich entweder zu retten oder zu rächen, und weder das Eine noch das Andere vermocht, weil sie einmal wieder unzusammengebundenen Pfeilen glichen. Friedrich Wilhelm II. befand sich mit seinen Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig, in Frankfurt a. M., wo er sein Hauptquartier genommen hatte. Die Prinzen hatten sich brav und nutzlos geschlagen, und waren bereit, sich brav und nutzlos weiter zu schlagen, vorher aber verliebten und verlobten sie sich. Die verwittwete Landgräfin nämlich bereitete sich zur Heimkehr nach Darmstadt vor, und der Landgraf von Hessen schrieb ihr, sie möchte doch über Frankfurt kommen und die Prinzessinnen dem König von Preußen vorstellen, welcher mit ihrer Mutter Geschwisterkind war. Es geschah, der König lud die Landgräfin mit ihren Enkelinnen ein, nach dem Theater bei ihm zu Abend zu speisen, der Kronprinz sah Luise, sein Bruder ihre Schwester Friederike, und vier Herzen hatten einander gefunden.

Friedrich Wilhelm vergaß nie jenen Märzabend in Frankfurt, welcher für ihn der Aufgangsmorgen seiner ersten und im heiligsten Sinne einzigen Liebe geworden war. Als er Luise verloren hatte, gedachte er des Eindrucks, welchen die wunderschöne siebzehnjährige Prinzessin von Mecklenburg auf ihn gemacht, einst auch mit Worten. In Schiller hatte er „etwas sehr Schönes" gelesen, wo treffend und wahr bezeichnet stand, wie ihm und seiner „seligen Luise zu Muthe gewesen", als sie sich zum ersten Male sahen. Der König wollte die Stelle in Schiller gern nochmals lesen, konnte sie aber nicht wiederfinden. Bischof Eylert fand sie für ihn, es war die aus der Braut von Messina, wo Don Cäsar das erste Erscheinen Beatricens schildert und mit den Worten schließt:

Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es, oder Keine sonst auf Erden.

Der Bischof las dem Könige die Stelle vor, der König hörte aufmerksam zu und sprach: „Ja, ja, das ist die Stelle, welche ich meinte — sehr schön! Macht aber jetzt einen ganz andern Eindruck. Die Rosen sind abgefallen, Dornen übrig geblieben. In der Ehe selbst doch noch mehr gefunden, als Poesie. Diese ist mir jetzt zu süßlich. Darf mich auch dem nicht hingeben. Macht weich und paßt nicht zu dem, was in böser, schwerer Zeit mir obliegt."

Damals im Frühling von 1793 blühten die Rosen noch; dem jungen Kronprinzen lag noch Nichts ob, als tapfer zu sein, und von ganzer Seele die schönste deutsche Prinzessin zu lieben, und an Beidem ließ er es nicht fehlen. Am 24. April verlobte er sich zugleich mit seinem Bruder in Darmstadt, am 3. Mai eroberte er bei Landau mit stürmender Hand eine Schanze.

In Bodenheim am 29. Mai war es, daß Goethe, „in sein Zelt eingeheftelt," die beiden Prinzessinnen von Mecklenburg beobachtete, welche mit der Großmutter beim König gespeist hatten und nach der Tafel das Lager besuchten. Dann ging es nach Verdun, und von dort, wie bekannt, so traurig zurück. Im Oktober weinte Luise über Marie Antoinette, die königliche Märtyrerin von Frankreich. Am 22. Dezember zog sie, schön wie das Glück und die Jugend, als Braut in Berlin ein. Das herrlichste Christgeschenk wurde am Weihnachtsabend, wo die Vermählung mit den mannichfaltigsten Festlichkeiten stattfand, in Luisen dem preußischen Thronerben und dem preußischen Volke gegeben.



Festlichkeiten in Berlin.

Die ehrwürdige Wittwe Friedrich's des Großen, die edle, geprüfte und bewährte Elisabeth von Braunschweig, erlebte noch die Trauung ihres Großneffen. Das Haus, an dessen Schwelle eine solche Greisin stand, um eine solche Braut zu empfangen, hätte, dem allgemeinen Glauben nach, gesegnet sein müssen auf lange Zeiten. Auch ist es gesegnet worden, aber nicht im Sinne der Welt, sondern im höhern, mit Prüfung und mit Züchtigung.

Davon ahnte jedoch das junge glückliche Paar Nichts. Es war froh und machte Andere froh, es liebte sich, und es war schön. Im ganzen Lande gab es kein schöneres. Er so ernst, sie so heiter, er wie ein stolzer, schlanker Baum mit festem Stamm und dunklem Laube, sie wie der Silberstrahl eines Springquells, welcher an ihm aufstieg, ihn melodisch und lebendig umspielte und umschimmerte; Beide so groß und so gebietend in ihrer fürstlichen Jugend; Beide so einfach und so wahr in ihrer menschlichen Güte; Beide so liebreich, so liebenswürdig, so geliebt, und Beide so tief, ganz und einzig glückselig in und durch einander.

„Wie ich höre, nennst du die Kronprinzessin Du," sagte zu seinem ältesten Sohne der König, welcher sie seinerseits „die Fürstin der Fürstinnen" nannte.

„Geschieht aus guten Gründen," antwortete der Kronprinz lächelnd. „Mit dem Du weiß man immer, woran man ist; dagegen bei dem Sie ist immer das Bedenken, ob's mit einem großen S gesprochen wird oder mit einem kleinen."

Und dann war Du gut deutsch, und obgleich Luise zu ihrem Bedauern französisch erzogen war, so wollte sie doch mit ihrem ganzen edlen, reinen Wesen eine deutsche Fürstin sein. Deutschland, von dem Goethe und Johann von Müller einige Jahre später noch gar Nichts wissen wollten, hatte damals eben einen neuen Tag angefangen, und Luise von Preußen, die Aphrodite Jean Paul's, war sein Morgenstern.

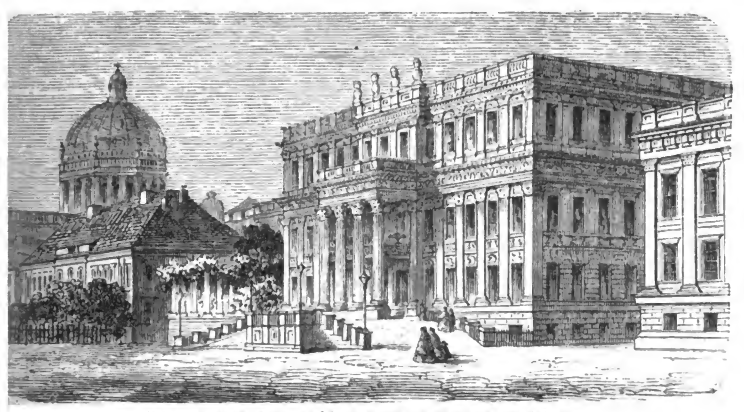
Deutsch häuslich also lebte das junge Fürstenpaar, deutsch schlicht war es glücklich.

„Gott sei Dank, daß Du wieder meine Frau bist," sagte der Kronprinz, wenn Luise nach einem Feste ihren Schmuck abgelegt hatte und wieder in ihrer gewöhnlichen reizenden Einfachheit vor ihm stand.

„Bin ich denn das nicht immer?" frug sie neckend. — „Ach nein," versetzte der Gemahl scherzhaft kläglich, „Du mußt nur zu oft Kronprinzessin sein."

Diese Schlichtheit, diese Harmlosigkeit, ja, um ein noch mehr bezeichnendes Wort zu gebrauchen, diese Kindlichkeit entsprang bei den jungen Gatten so aus ihrer eigensten Natur, es wäre ihnen so völlig unmöglich gewesen, anders zu sein als sie waren, daß — so unglaublich es klingt — Niemand daran dachte, an dieser ungewohnten Art, Kronprinz und Kronprinzessin zu sein, auch nur das mindeste Aergerniß zu nehmen. Die einzige Person, welche dadurch zur Verzweiflung gebracht wurde, das einzige Opfer dieser deutschen Fürstenhäuslichkeit, war die würdige Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, welche der Kronprinz „Dame Etiquette" genannt hatte. Gleich beim Einzuge hatte Luise die förmliche Dame bis zum Entsetzen durch den zärtlichen Kuß erschreckt, mit welchem sie einem der sie begrüßenden Mädchen für ein lieblich hergesagtes Gedicht gedankt hatte. „Mein Gott, was haben Ew. königliche Hoheit gethan!" stöhnte die Oberhofmeisterin, „das ist ja gegen alle Etikette!" Naiv verwundert wandte die holde Braut sich um: „Darf ich denn das nicht mehr thun?" frug sie, und alle Herzen antworteten ihr: „Thue noch oft, thue immer dergleichen."

Gleich schmählich unterlag die arme Gräfin auch später in allen Kämpfen, welche sie für ihre heilig gehaltene Etikette gegen das junge Paar unternahm. Bewies sie dem Kronprinzen, er dürfe zu seiner Gemahlin nur, wenn er sich vorher habe feierlich anmelden lassen, so schickte er sie mit einer solchen Botschaft zur Kronprinzessin, und wenn sie eintrat, fand sie auf dem Sopha neben ihrer Gebieterin — wen? — den Kronprinzen, welcher durch eine Seitenthür seiner ehrwürdigen Gesandtin vorausgeeilt war.



Palais Friedrich Wilhelm's III. in Berlin (in seiner jetzigen Gestalt).

Setzte sie ihm auseinander, er müsse mit der Kronprinzessin bei einer festlichen Gelegenheit nothwendiger Weise in einer sechsspännigen Gala-Karrosse mit zwei Kutschern und drei Leibjägern fahren, so ließ er die Karrosse genau so anspannen, wie die gute Gräfin es angeordnet, hob dann sie hinein, warf den Schlag zu, winkte, fortzufahren, und sprang mit seiner Luise in seinen gewöhnlichen offenen Zweispänner. Und ein Mal in Oranienburg forderte die Kronprinzessin die Oberhofmeisterin sogar zu einer Spazierfahrt auf einem Leiterwagen auf. Das aber war der Dame Etiquette doch zu viel. Sie vertheidigte sich und ihre Würde, sie vertheidigte die heilige Ueberlieferung des Ceremoniels, sie fuhr nicht mit. Ihre königlichen Hoheiten mochten auf dem Leiterwagen allem Herkommen zum Trotz davon kutschiren, Dame Etiquette, die Gräfin von Voß, kehrte gebeugt, aber unüberwunden, in das Schloß zurück.

Friedrich Wilhelm III. blieb derselbe an Einfachheit, auch als er am 16. November 1797 seinem Vater als König nachfolgte. „Ist denn mein Magen größer geworden, seit ich König bin?“ sprach er, als er den Küchenzettel um zwei Schüsseln vermehrt fand, die er ausstrich. „Bin ich auf ein Mal um so viel breiter geworden?“ frug er lächelnd den Kammerdiener, welcher beide Flügelthüren vor ihm aufriß. Auch bezog er nicht das große königliche Schloß, sondern blieb in dem einfachen Palais, welches er als Kronprinz bewohnt und in welchem er auch gestorben ist.

Die königliche Familie war schon vor dem Ableben Friedrich Wilhelm's II. durch zwei Todesfälle in Trauer versetzt worden. Am 28. Dezember 1796 starb der geliebte Bruder des Kronprinzen, der Schwager Luisens, Prinz Ludwig, am 13. Januar 1797 die Wittwe Friedrich's des Großen. So vernahm bereits in den ersten sonnigen Jahren ihres Glückes Luise die ernsten Worte, welche später ihr trauernder Gatte vor ihrer Büste aussprach: „Das Wesen dieser Welt vergeht.“

Doch die Gegenwart war zu lieblich mächtig, als daß Luise hätte lange trauern können. Bereits Mutter eines Thronerben, hatte sie am 22. März 1797 einen zweiten Sohn geboren. In der Fülle der Jugend, der Gesundheit und des Reizes war sie die Wonne aller Augen und aller Herzen, und wie das silberne Meer die Schönheitsgöttin, trug die Liebe des Volkes die reizende neue Königin. Wie im Triumph zog sie durch die Provinzen, um sich huldigen zu lassen. In Pommern nahm sie den Eierkuchen, die Bewirthung des Dorfschulzen, in Preußen den Bernstein, die Gabe des Meeres, in Schlesien die Leinwand, das Erzeugniß des Feldbau's und des Gewerbfleißes, an, überall dieselbe Unterwerfung der Gemüther unter ihre siegreiche Holdseligkeit: Alles mit der unbefangenen Freude eines Kindes, welches sich gern mit schönen und guten Dingen beschenken läßt. Dann kehrte sie nach Berlin zurück, gab ihrem Gemahl die erste Tochter, Charlotte, welche am 3. August, seinem Geburtstage, getauft wurde, und war wieder in stiller, glücklicher Häuslichkeit „die gnädige Frau von Paretz.“

Oranienburg, das Geschenk, welches Friedrich Wilhelm II. der geliebten Schwiegertochter zu ihrem achtzehnten Geburtstage gemacht hatte, war ihr zwar als Beweis seiner Liebe unendlich werth, aber für ihren und des Gatten Geschmack als Landaufenthalt zu prächtig, zu fürstlich, kurz, nicht ländlich genug. Der damalige Kronprinz kaufte daher für 30,000 Thaler das Landgut Paretz, zwei Meilen von Potsdam an der Havel, und ließ es wohnlich, aber schlicht einrichten. „Nur immer denken, daß Sie für



Das Buch denkw. Frauen.

Luise von Preussen.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

einen armen Gutsherrn bauen", pflegte er zu sagen, wenn er seine Anordnungen traf.

Hier war der König nur „Schulze", und Luise nur „gnädige Frau." Sie selbst hatte sich so genannt, als eine fremde Fürstin sie einst fragte: ob es Ihrer Majestät nicht langweilig werde, Wochen und Wochen in dieser ländlichen Einsiedelei zuzubringen? Da entgegnete Luise: „Ach nein, ich gefalle mich ausnehmend als gnädige Frau von Paretz."

Für die Dorfjugend hießen die hohen Herrschaften „Herr König" und „Frau Königin." Die Dorfjugend hatte das Vorrecht, sich jeden Tag nach Tische vor dem Gartensaale zu versammeln, wo gespeist wurde, um sich die Reste des Desserts zu holen. Der König, Luise, die königlichen Kinder theilten die Früchte und den Kuchen eigenhändig aus. Einst gab der König einem besonders aufgeweckten Buben eine Scheibe Ananas und hieß ihn verkünden, was er herausschmecke, indem man damals in der Ananas den Geschmack aller möglichen Früchte zu erkennen meinte. Der König erwartete von Apfel, Birne oder irgend einer Beere zu hören; der Bube kaute, prüfte und erklärte: „Herr König, mir schmeckt sie wie Wurst." Alles brach in Lachen aus. „Warum soll sie ihm nicht wie Wurst schmecken?" fragte der König. „Wurst ist das Beste, was er kennt."

Auf ähnliche liebevolle Weise erklärte einst die Königin einen Sprachirrthum des alten Heinrich, eines Dieners, welchen sie, gleich dem Könige, sehr werth hielt. Es war in dem kleinen Badeorte Freyenwalde, unter dessen schönen Eichen und Buchen sie gern verweilte. Sie hatte nach der Tafel ihre Tasse Kaffee geleert und gab sie Heinrich mit der Bemerkung zurück: „Man trinkt doch nirgends bessern Kaffee, als in Freyenwalde." — „Ja, Ihre Majestät, das macht das moralische Wasser," erwiederte Heinrich sehr weise, und stand höchst verwirrt da, als die ganze Gesellschaft ihn auslachte. Die Königin aber sagte lächelnd: „Ich glaube, wir haben unsern guten Heinrich mißverstanden. Wer mit Nutzen eine Brunnenkur gebrauchen will, der muß einfach, mäßig und still leben, so daß ihm das mineralische Wasser zugleich ein moralisches werde. Lieber Heinrich," setzte sie hinzu, „ich bitte um ein Glas mineralisch-moralisches Wasser!" und Heinrich sah, indem er das Glas Wasser holte, wieder ganz selbstbewußt aus und meinte zufrieden: „Niemand versteht mich doch besser, als unsere gute Königin."

„Frau Königin, Frau Königin, mir auch was!" schrie die Dorfjugend in Paretz, wenn das Erntefest gefeiert wurde, wobei sich allmälig eine Art

ländlicher Messe gebildet hatte. Die Frau Königin führte sie zu den Pfefferkuchenbuden und ließ sie lustig würfeln. Die Fremden, welche zahlreich herbeikamen, wurden zum Schloßball eingeladen, mit den Landleuten tanzten die Majestäten selbst. Der General von Köckeritz, der langjährige Tischgenosse des Königspaares, dem Louise selbst einst Pfeife, Wachsstock und Fidibus brachte, damit er ihnen nicht wieder gleich nach der Tafel „entwischen“ möge, schrieb am 22. September 1798 an einen Verwandten: „Ich habe mit unserer gnädigen Herrschaft auf Ihrem Landgute Paretz frohe Tage verlebt. Die guten Menschen genossen mit reinem, heiterm Herzen so ganz das Einfache der Natur; entfernt von allem Zwange nahmen sie herzlichen Antheil an der naiven Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die hohe, schöne königliche Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der jungen Bauernsöhne und Töchter; ich selbst dachte nicht daran, daß ich 55 Jahre zurückgelegt, und tanzte gleichfalls mit, und so auch desgleichen, von unserm gnädigen Herrn aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Voß, Excellenz. O, wie waren wir Alle so glücklich! glücklich, wie unschuldige Kinder.“ Die Worte des alten wackern Generals in allen Ehren, aber wir glauben nicht, daß die Oberhofmeisterin, als sie auf dem Bauernball tanzen mußte, glücklich wie ein unschuldiges Kind gewesen ist.

König und Königin aber waren es, und nicht nur in Paretz, auch auf der Pfaueninsel, diesem lieblichen Eiland in der Havel. Eben so still wie Paretz, lag sie der Residenz näher, war leicht zu erreichen und diente daher dem König, wenn er von Geschäften ermüdet war, zum liebsten Erholungsort. Die Kinder waren stets mit, — wo fehlten sie? Der König war der beste Vater, wie Luise die holdseligste Mutter. Jeden Morgen kam er in's Kinderzimmer, empfing eines der Kleinen nach dem andern aus den Händen der Königin, fragte nach ihren Fortschritten und ihrem Verhalten, und belohnte sie, wenn die Berichte günstig ausfielen, mit kleinen Geschenken, die er aus der Tasche holte. Jeden Abend machte er mit der Königin die Runde bei den Kinderbetten und küßte alle die kleinen Schläfer zur stillen guten Nacht auf die Stirn. Wie also hätten diese zärtlichen Eltern die Erquickungen der Natur genießen können, ohne sie mit ihren Kindern zu theilen?

So hieß es auch eines Tages, wo auf der Pfaueninsel im Freien gespeist worden war, nach aufgehobener Tafel: „Wo sind die Kinder?“ Die Antwort war: „Sie spielen dort an der Landzunge auf der Wiese,“ und bittend fragte die Königin: „Liebster Freund, könnten wir sie nicht überraschen?“ Der

Der König war ganz damit einverstanden; „nur müßten sie", sprach er, „um das zu können, im Kahn durch's Rohr fahren." Er selbst nahm das Ruder, die Königin stand im Kahne, lispelte: „Stille, stille!" und glücklich kamen sie, ohne bemerkt worden zu sein, dicht bei den Kindern an's Ufer.

Die Freude war groß; man hätte glauben sollen, die Kinder hätten die lieben Eltern Tage lang nicht gesehen. Der Kronprinz, neugierig zu wissen, auf welche Weise sie so überrascht worden wären, frug den König: „Wo sind Sie hergekommen, Papa?" — „Durch's Rohr," antwortete der der Vater. „Charmant!" sagte der Kleine. — „Warum?" — „Ih, im Rohr lassen sich gut Pfeifen schneiden." — „Wie meinst Du das?" — „Kluge Leute wissen die Umstände zu ihrem Vortheil zu benutzen." — „Wenn Du nun jetzt für Dich eine Pfeife schneiden solltest, was würdest Du besonders wünschen?" — „Dann würde ich bitten, daß wir hier auf der Wiese unsere Abendmilch einnehmen dürften und Alle, Alle froh zusammenblieben."

Der König reichte dem liebenswürdigen Knaben die Hand, die Königin drückte ihn an sich. Teppiche wurden gebracht, ausgebreitet, das einfache Mahl wurde aufgetragen, wie der Kronprinz es gewünscht. Alles lagerte sich in der frischen Kühle des Abends und der Wiesenluft. Die Königin hielt ihr Haupt an des Königs Schulter und blickte, ihre Hand in der seinen, mit leuchtenden Augen auf den strahlenden Untergang der Sonne.

Welch klarer Frieden webt um dieses königliche Familienbild her! Dann verdunkelt sich plötzlich der Himmel, Alles wird Ahnung und Drohung, die schwere Zukunft schwebt langsam herauf und heran.

Napoleon hat, um die Oesterreicher im Rücken anfallen zu können, preußisches Gebiet verletzt; die Königin sagt zu ihrem ältesten Sohne, welcher zu seinem zehnten Geburtstag vom Vater Hut und Degen empfangen hat und zum ersten Male in Uniform vor ihr erscheint: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen."

Dann kommt Kaiser Alexander nach Berlin, erneuert die 1802 in Memel geschlossene Bekanntschaft, und versucht Preußen aus seiner Neutralität hinaus zu überreden und zu bewegen, daß es sich thatkräftig an die Spitze von Deutschland stelle. Und in der Nacht vom 3. zum

4. November 1805 sehen wir die beiden Fürsten, den Kaiser von Rußland und den König von Preußen, wie sie in der Fürstengruft der Garnisonkirche von Potsdam über dem Sarge Friedrich's des Großen einander die Hände reichen und die Befreiung Deutschlands von Napoleon geloben. Luise stand zwischen ihnen und weinte bei ihrem Gelübde. Bei des Gelübdes endlicher Erfüllung sollte sie nicht mehr auf Erden sein.



Kaiser Alexander, Friedrich Wilhelm III. und Luise reichen sich am Sarge Friedrich's des Großen die Hand zum Bunde.

Der Winter, welcher folgte, war ein trauriger. Preußen handelte nicht, wie es sollte. Die französische Partei war an dem Hofe, welcher von allen Höfen der deutscheste sein mußte, die stärkere, die mächtige, die Einfluß habende und wenigstens vorläufig den Ausschlag gebende. Sie träumte davon, Preußen könne durch Frankreich größer werden. Napoleon blendete damals alle Welt, die bengalischen Flammen des Erfolgs zuckten um seine Imperatorengestalt her. Ehre den deutschen Fürstinnen, daß sie mit klaren Augen dieses Trugbild anschauten! In Berlin waren die Prinzessinnen des königlichen Hauses seine entschiedensten Gegnerinnen. Die Königin hielt mit

ihren Empfindungen zurück. Ihre zarte, harmonische Seele war nicht zum Haß angelegt, und dann erwartete Luise auch, daß der König ihr erst die Berechtigung ertheile, sich als Patriotin zu zeigen. So lange er schwieg, schwieg auch sie, und man weiß, daß es seine Art war, lange zu schweigen, ja, überhaupt erst im letzten entscheidenden Augenblick zu reden. Dieser Augenblick aber war für ihn noch nicht gekommen, als Luise im Juni 1806 nach Pyrmont ging, um sich dort in Gesellschaft ihres Vaters, welcher seit 1794 regierender Herzog von Mecklenburg-Strelitz war, und ihres Bruders, des Erbprinzen, von dem Schmerze über den Tod ihres jüngsten Sohnes, des Prinzen Ferdinand, zu erholen. Während ihrer Kur bereitete sich im preußischen Kabinet allerdings die zu spät kommende Entscheidung vor, doch der König, welcher Alles von Luisen fern zu halten wünschte, was sie beunruhigen und dadurch den Erfolg des Brunnens stören könnte, theilte ihr erst, als sie am 31. Juli nach Charlottenburg zurückkehrte, seinen Entschluß zum Kriege mit.

Es war nicht zum ersten Male, daß Luise den Gemahl in's Feld ziehen sah, sie hatte diese Erfahrung bereits als Kronprinzessin gemacht. Der Aufstand Kosciuszko's war es gewesen, was den kaum Vermählten im Mai 1794 von der Seite der schönen Geliebten gerufen hatte. Damals äußerte Luise: „Ich zittere vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt; aber ich sehe ein, daß der Kronprinz, als der Erste nach dem König auf dem Throne, auch der Erste nach ihm im Felde sein muß.“

Mit derselben muthigen Ergebenheit, mit dem innigen Gefühl für des Königs und des Landes Ehre, sah sie auch jetzt das Schwert bereit, aus der Scheide zu fliegen. Die Fürstinnen Preußens zagten nie, wenn es galt. Luise war ihrer werth. Sie wurde Chef des Ansbach-Bayreuthschen Dragonerregimentes; sie empfing es, als es im September 1806 in Berlin einrückte; sie trug seine Uniform, und sie begleitete in demselben Monat den König zuerst nach Naumburg, wo das Hauptquartier war, und am 4. Oktober nach Erfurt.

Ihre Anwesenheit im Hauptquartier wurde vielfach getadelt. Ihr war es nur darum zu thun, nicht auf Nachrichten warten zu müssen, und beim König zu sein. Von jeder Einmischung hielt sie sich im Lager so fern, wie nur je im Schlosse zu Berlin; indessen man glaubte ihr das nicht, und Napoleon begann schon damals mit jenen Verläumdungen, durch welche er allerdings nicht Luise, sondern blos sich selbst entehrte, die aber doch hier und da Glauben fanden und besonders die Königin selbst später so schmerzlich trafen.



Luise von Preußen als Chef des Ansbach-Bayreuthschen Dragonerregimentes.

„Man glaubt Armide zu sehen, wie sie in ihrem Wahnsinne ihren eigenen Palast anzündet," sagte Napoleon, indem er Luise beschuldigte, den König zum Kriege aufgestachelt zu haben.

Am 11. Oktober kam sie mit dem Könige nach Weimar und empfing die Nachricht, daß der Prinz Louis Ferdinand Tags vorher bei Saalfeld gefallen sei. Am 13. zeigte sie sich in den Straßen von Weimar den Truppen, am 14. nahm sie Abschied vom Könige und reiste nach Berlin zurück. In der Stunde, wo sie Weimar verließ, hörte man die ersten Kanonendonner der Schlacht bei Jena. Noch hatte die Königin nicht Berlin erreicht, da vernahm sie, daß die Schlacht und damit für Jahre Preußen verloren sei.

Am 18. Oktober 1806 trat sie ihre Flucht aus Berlin an. Am 18. Oktober 1813 gab Napoleon das Schlachtfeld bei Leipzig auf. Sieben Jahre nur lagen zwischen diesen beiden Tagen, aber Luise hatte Zeit gehabt, um am gebrochenen Herzen zu sterben.

Am Uebermuth, an der Selbstüberhebung, an der Geringschätzung des Feindes war die Armee Friedrich's des Großen so schmählich zu Grunde gegangen.

Bischof Eylert erzählt, wie ein Oberst gegen ihn geprahlt: „man thue mit Kanonen und Gewehren den Franzosen zu viele Ehre an; Knüppel wären hinreichend, sie zu Paaren zu treiben." Auch in der königlichen Familie war dieses unbedingte Siegesvertrauen sehr stark. Der Prinz Louis Ferdinand theilte es nicht, obgleich er männlich fest, und jünglingshaft

leidenschaftlich den Krieg gewollt hatte. „Liebe Mutter,“ sprach er einst lebhaft zur Prinzessin Ferdinand, „denken Sie denn, es könne niemals anders sein? Es werde immer getrommelt werden, wenn Sie aus dem Thore fahren? Sie fahren ein Mal spazieren, und es wird nicht getrommelt, glauben Sie mir's.“

Dem König wiederum hatte es an Entschiedenheit gefehlt, weil es ihm an Selbstvertrauen mangelte. Er dachte noch 1806 von sich wie 1797.



Napoleon am Sarge Friedrich's des Großen.

Damals, als er König geworden, schrieb er an den General von Köckeritz: „Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können.“ In der Furcht, nicht verläßlich zu sein, verließ er sich zu viel auf Andere; in der Besorgniß, falsch zu wollen, enthielt er sich des maßgebenden Willens. Das Ergebniß war die Schlacht von Jena.

Während der besiegte König floh, zog der Sieger in die aufgegebene Hauptstadt ein. An den Sarg Friedrich's des Großen, wo Alexander und Friedrich Wilhelm ihren Schwur gethan, trat jetzt Napoleon mit seinen Marschällen. „Hut ab, meine Herren,“ sagte er. Es war eine Huldigung, die sich unter solchen Verhältnissen fast wie Hohn ausnahm.

In Küstrin sahen Friedrich Wilhelm und Luise sich wieder. Mit der Königin war Hardenberg, mit dem Könige der Freiherr von Schladen. Am 26. Oktober verließen sie Küstrin, dessen Kommandant dem Könige Hand und Wort darauf gab, die Festung bis auf's Aeußerste vertheidigen zu wollen. Am 4. November kam nach Graudenz die Nachricht von der Uebergabe Küstrin's.

Stettin war bereits am 29. Oktober übergeben worden, der Kommandant von Magdeburg folgte am 8. November diesem ehrenvollen Beispiele. Eine Gerechtigkeit muß man den damaligen Befehlshabern der preußischen Festungen widerfahren lassen: sie sparten auf eine Weise, welche den Geiz in Person befriedigt hätte, mit dem preußischen Pulver. Leider gingen sie dafür um so verschwenderischer mit der preußischen Ehre um.

Die Gefahr verfolgte die flüchtige Königin. Todtkrank mußte sie mitten im Winter aus dem bedrohten Königsberg nach Memel gebracht werden. Als Alexander bei seinem Heere eintraf und mit dem Könige zusammen sein Hauptquartier in Bartenstein nahm, durfte Luise nach Königsberg zurück, wo sie Geschichte studirte und mit den dortigen ausgezeichneten Männern verkehrte. Auch Hoffnung faßte sie wieder, und schrieb am 15. Mai 1806 in einem ihrer herrlichen Briefe an ihren Vater:

„Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, alles Dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin überzeugt, es wird noch ein Mal Alles gut gehen, und wir werden uns noch ein Mal Alle glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Fleisch und Wein im Ueberfluß reichen; sie wollen von keiner Uebergabe hören; sie wollen sich lieber unter den Trümmern der Stadt begraben lassen, als untreu an dem Könige handeln; ebenso halten sich Colberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen! — Doch genug von den vergangenen Uebeln; wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen."

Die Königin sollte dieses festen Gottvertrauens bald wieder mehr als je bedürfen. Danzig und Neisse fielen, die Schlacht von Friedland ging verloren, und die Königin, abermals nach Memel geflüchtet, schrieb von dort aus am 17. Juni ihrem Vater:

„Es ist wieder ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie,

wie mir dabei ist! Doch bei Gott beschwöre ich Sie: verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, welche mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders thun können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, das kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch zur Sache.

„Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß."

Am 24. Juni schreibt sie wieder:

„Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen, und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzutheilen. Die Armee ist genöthigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf 4 Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein; Niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und keine festen Basen. Also Alles von dir da oben, du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich auf meinen Brief (den vorigen), er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechtes leben, sterben, und wenn es sein muß, Brod und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserer Seits würde mich zu Grabe bringen; da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch.

Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen Nichts über mich. Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint, seit gestern sind sie in Tauroggen, nur ein paar Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige. Luise."

Ist es nicht, als hörte man in diesen Briefen das Herz der Königin gleichsam brechen? „Nur hoffen kann ich nicht mehr!" Welches grenzenlose Leid in der Wiederholung dieser Worte! Tragen will sie, aushalten, widerstehen, Alles, zu Allem ist sie willig, bereit, stark; nur gegen Hoffensollen sträubt sie sich, wie gegen eine Zumuthung, die ungeheuerlich ist und sogar über ihre Kräfte geht.

In Tilsit, wo „der französische Kaiser" war, sollte auch sie bald sein. Es war für neutral erklärt und zum Orte für die Friedensverhandlungen gewählt worden. Diese versprachen für Preußen so gut wie gar Nichts. Der König stand Napoleon gegenüber, als wäre dieser nicht der Sieger, Friedrich Wilhelm nicht ein Fürst ohne Land. Sein Nacken war nicht darauf eingerichtet, sich zu bücken. Da wurde in der Umgebung des Königs beschlossen, die Königin sollte kommen und ihr schönes Haupt vor dem Despoten des Augenblicks beugen. Sie kam, sie gehorchte, sie empfing den Mann, welcher sie in seinen Bülletins beschimpft, als ihren Gast mit der Feinheit der Frau und der Höflichkeit der Fürstin; sie nahm neben ihm Platz an seinem Tische; sie bat ihn um Schonung und Großmuth. Sie that das Alles, es war das Schwerste von Allem, was ihr noch zugemuthet worden war, und es war völlig unnütz. Napoleon fand in ihr „die schönste Königin und die interessanteste aller Frauen", aber er blieb dieser höchsten Anmuth gegenüber unbestrickt und unbewegt, und es kann ihm das nicht zum Vorwurf gemacht werden. Er würde lächerlich erschienen sein, wenn er sich zwei schönen Augen zu Liebe in der Ritterlichkeit versucht hätte: er war kein Ritter. Sein Heer hatte ihn richtig getauft, als es ihn den „kleinen Korporal" nannte. Als solcher benahm er sich gegenüber der Königin, und er hatte vollkommen Recht, Er zu bleiben. Luise ihrerseits erscheint nie größer und wahrhaft erhabener, als in ihrer erbarmungswürdigen Demüthigung vor Napoleon. Sie selbst schämte sich ihrer heiligen Erniedrigung keine Stunde, und auch den Frieden, welchen Napoleon diktirte, wie man es thut, wenn man Glückssoldat ist und zur Feder das Schwert hat, nahm sie wie ein schweres Schicksal, aber keineswegs als eine Schmach an.

„Der Friede ist geschlossen," schrieb sie, „aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist

der König größer, als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden; das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch ein Mal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube."



Napoleon die Königin Luise geleitend.

Diese tiefe Rechtlichkeit des Königs war der Grund, in welchem Luisens hingebende Liebe zu ihm mächtig wurzelte. Sie ehrte ihn unbedingt, darum liebte sie ihn auch unbedingt, darum verläugnete sie sogar ihre eigene, oft schärfere, oft klarere Erkenntniß. „Es ist in dem Gefühl ihrer Pflicht als Gattin," schrieb ihre Vertraute, Frau von Berg, an Stein, „daß sie sich hingiebt und alle Neigungen und Meinungen des Königs theilt. Könnte man ihr einen Vorwurf daraus machen?"

Stein that es gewiß nicht, er war im Januar 1807 in Ungnaden als Finanzminister entlassen worden, er wurde nach dem Frieden von Tilsit als der Einzige, der helfen könne, zurückgerufen. Er war augenblicklich wieder

bereit, und die Königin schrieb an Frau von Berg: „Stein kommt, und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf.“ Aber kaum in Memel eingetroffen, fand er abermals eine Gegenpartei, und den König unentschlossen wie früher. Da schrieb ihm Luise: „Ich beschwöre Sie, nur Geduld in den ersten Monaten; der König hält gewiß Wort, Beyme (hindernder Geheimer Kabinetsrath) kömmt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie noch nach, daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld!

Luise.“

Auf diese Weise darf eine Frau sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischen, ohne daß sie auch nur den leisesten Hauch von ihrer Weiblichkeit verliere. Charakteristisch ist es ebenfalls, daß sie um ihrer selbst willen zuletzt bittet. Sie dachte an sich stets zuletzt, zuerst immer an die Ihren und dann noch an das Ganze, an das Land, das Volk, die Ehre des Landes, des Volkes und des Hauses. In allen ihren Klagen aus Memel in dem Herbst, welcher dem verhängnißvollen Frieden folgte, findet sich kein Wort über ihre persönlichen Entbehrungen und Leiden. Und doch hatte sie buchstäblich Entbehrungen zu ertragen. Die königliche Familie aß damals schlechter, als manche bürgerliche, und sie aß das Wenige von irdenen Tellern. Das goldene Tafelgeschirr war gemünzt und für's Land gezahlt worden. König und Königin waren arme Leute. Der Vater konnte seiner ältesten Tochter, der späteren Kaiserin von Rußland, als Geburtstagsgeschenk zu einem neuen Kleide nur fünf Thaler schicken — er hatte nicht mehr. Von dem Allen aber liest man keine Sylbe. Was kümmerte die ächte Königin sich darum, ob sie schlecht gekleidet gehen müsse, ob sie schlecht zu essen hätte? Der König und Preußen, Preußen — das war ihre Angst, ihr Kummer, ihre Verzweiflung. Unwillkürlich vergleicht man mit dieser Gleichgültigkeit gegen alles Aeußerliche und Persönliche die ewigen kleinen Klagen Napoleon's auf Skt. Helena über schlechten Kaffee und ähnliche große Dinge.

Ein Augenzeuge, der Prediger Borowsky in Königsberg, wohin im Dezember 1807 die schwergeprüfte Familie endlich zurückkehren durfte, schildert die Königin, wie sie in jener Zeit erschien, mit folgenden Worten:

„Fröhlich ist freilich unsere theure Königin in dieser Passionszeit nicht, aber ihr Ernst hat eine stille Heiterkeit, und die Klarheit und Ruhe, welche ihr Gott schenkt, verbreitet über ihre ganze Persönlichkeit eine Anmuth, die man eine würdevolle nennen kann.

„Ihre Augen haben allerdings den früheren Lebensglanz verloren, und man sieht es ihnen an, daß sie viel geweint haben und noch weinen; aber damit haben sie den milden Ausdruck einer sanften Wehmuth und stillen Sehnsucht empfangen, die noch mehr und besser ist, als Lebenslust. Die Blüten auf ihrem Angesicht sind wol verblüht, und eine sanfte Blässe umgiebt es, doch ist es noch schön, und auf ihren Wangen wollen mir, fast noch mehr als früher die rothen, jetzt die weißen Rosen gefallen. Um ihren Mund, den sonst ein süßes glückliches Lächeln umschwebte, sieht man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben; es liegt wol Schmerz darinnen, aber kein bitterer. Ihr Anzug ist stets höchst einfach, und die Wahl der Farben bezeichnet ihre Stimmung."

Am besten jedoch schildert sie sich selbst in einem Briefe aus dem Frühjahr von 1808. Er ist oft abgedruckt worden, mag indessen immer hier noch ein Mal seine Stelle finden. Eine reine Seele kann sich nicht reiner spiegeln, als die Luisens in diesem einfachen, kindlichen Schreiben an den verehrten, würdigen Vater.

„Bester Vater," lautet er, „mit uns ist es aus; wenn auch nicht für immer, so doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich Nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung bin ich jetzt ruhig, und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig.

„Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat, und in sich selbst als abgelebt zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrich's des Großen, welcher, der Herr des Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: Das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

„Gewiß wird es besser werden, das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die

Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint, Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle bessern Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zum bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, und wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; Alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

„Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben; ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie nur, wenn ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme und ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiel verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

„Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller, als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er für mich in allen Stücken hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen, wenn es in unserer Ehe nur gutes Wetter ist und bleibt. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich auch unser jüngstgeborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden!“ Bis zu

Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so mit einander eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständniß, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte: er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches Keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlichster Vater! Gegen andere Menschen — auch das habe ich von dem Könige gelernt — mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

„Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Komische hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er ein Mal König ist.

„Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaub' ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher, hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich eben so gut, als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es von Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Theilnahme für Andere zu verlieren, leicht und fröhlich durch's Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Saty-

rischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemüthlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch Nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden."

Ist dieser Brief nicht ein wirkliches Juwel? Selbst die kleinen Wiederholungen und Ungeschicklichkeiten des Ausdrucks dienen nur dazu, seine vertrauliche Anmuth zu erhöhen. Man fühlt es in jedem Worte: die Tochter dachte, als sie es schrieb, einzig an den Vater, mit welchem sie ganz so ungezwungen sein konnte, wie mit sich allein. Bei ihrer Beurtheilung Napoleon's möchte man zur Königin sagen, wie Faust zu Gretchen: „Du ahnungsvoller Engel du!" Wahrlich, das Auge der reinen Frau blickt tief, und der Geist der reinen Frau richtet gerecht. Dabei welche Milde! Sie verdammt gleichsam trauernd. Persönlich hatte sie keinen Groll mehr. Während ihrer letzten Anwesenheit zu Potsdam stand sie eines Tages im dortigen Schlosse vor dem Bilde ihres Verfolgers still. Eine der sie umgebenden Damen konnte sich nicht enthalten, laut und leidenschaftlich ihren Abscheu zu äußern. Da wandte Luise sich um und sagte: „Wenn ich ihm verziehen habe, was er mir Böses gethan hat, was haben Sie Ursach, ihm nicht zu vergeben?"

Was sie dem Könige war, das wußte nicht nur er, sondern ein Jeder. Nach dem Frieden von Tilsit schrieb Iffland, der, selbst während der Feind in Berlin war, den Muth hatte, auf der Bühne an Luisens Geburtstag zu erinnern, der Königin in einem schönen Briefe folgende Worte: „Ihro Majestät sind unserm geliebten Vater — dem Freunde der Menschheit — mit Trost und Liebe, mit Fassung und Grazie des Lebens zur Seite gewandelt. War es noch so trübe, so fühlten Tausende sich beruhigt — „die königliche Frau geht um ihn her!" — mit diesem Troste und dankbaren Thränen gedachte dann Jeder seiner Königin."

Die Liebe, mit welcher der Kronprinz an seiner holdseligen Mutter hing, wird ebenfalls vielfach bestätigt. Als er noch in Berlin war, wußte sein erster Lehrer, Delbrück, keine härtere Strafe für ihn, als ihm den Besuch zu untersagen, welchen er täglich um Zwölf bei der Königin machen durfte. Einige Male blos verschuldete er diese Entbehrung.

„Die kleine Luise" war am 1. Februar 1808 geboren worden, und die Stände Preußens hatten bei ihr Pathen gestanden. Den Sommer brachte die königliche Familie auf einer kleinen Besitzung im Dorfe Huben zu.



Marmor-Standbild des unvergeßlichen Königs Friedrich Wilhelm's III. auf dem Wege nach Charlottenburg.

Am 3. Dezember dieses Jahres wurde Berlin endlich von den Franzosen geräumt, und der König kündigte seine Rückkehr an, sobald er in Petersburg gewesen sein würde, wohin der Kaiser Alexander ihn dringend eingeladen hatte. Der neue Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich machte jedoch das Zurückgehen nach der allzuausgesetzten Hauptstadt bedenklich. Die Königin fing wieder an, zu zweifeln, ob sie Berlin je wieder sehen solle. „Gott weiß, wo ich begraben werde," schrieb sie; „schwerlich auf preußischer Erde. Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann: Ade, Germania!"

Trüber, schwerer noch als der vorige Sommer, verging dieser ihr abermals in dem kleinen Hause auf dem stillen Dorfe. Die wahrhaft kaiserlichen Huldigungen, welche ihr in Petersburg zu Theil geworden, hatten sie

dankbar gefunden, aber nicht zu trösten vermocht. „Ich bin gekommen, wie ich gegangen," schrieb sie nach ihrer Zurückkunft. „Nichts blendet mich mehr und ich sage Ihnen noch ein Mal: mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Am 4. Oktober 1809 gab die Königin ihrem letzten Kinde, dem Prinzen Albrecht, das Leben. Zwei Monate später, im Dezember, gerade an dem Tage, wo sie als Braut eingezogen war, durfte sie endlich nach Berlin heimkommen, denn als Heimkunft empfand sie diese Wiederkehr. Sie saß in einem reichen Wagen, welchen die Stadt ihr geschenkt; er war mit Lila, ihrer Lieblingsfarbe, ausgeschlagen, und geschmackvoll mit Silber verziert. Der König ritt ernst, von schmerzlicher Freude bewegt. Seine beiden ältesten Söhne folgten ihm zu Pferde. Dann kam die Königin, noch immer die Schöne, aber jetzt auch die Geprüfte. Wie das wiederkehrende Heil wurde sie empfangen, der Tag war klar und mild, die Stadt festlich geschmückt. Vor dem Palais erwartete der ehrwürdige Herzog von Mecklenburg-Strelitz die so lang' entbehrte Tochter, und sie konnte endlich wieder am Vaterherzen weinen.

Nachdem so ihr Heimweh nach Berlin und namentlich nach „ihrem Charlottenburg" gestillt worden war, erwachte auch wieder lebhaft in ihr der alte Wunsch, ein Mal ihren Vater in seiner Hauptstadt zu besuchen. Sie hatte Strelitz außer einst beim Durchfahren noch nie gesehen, und überhaupt seit ihrer Verheirathung, ihrem Ausdruck nach, nur ein einziges Mal unter dem väterlichen Dache geschlafen und zwar in Hohen-Zieritz, dem Lustschlosse des Herzogs. Auch sehnte sie sich, ihre einundachtzigjährige Großmutter nochmals zu sehen.

Am 25. Juni reiste sie ab. In Fürstenberg, dem ersten Grenzort der väterlichen Lande, wurde sie vom Herzog, von ihren beiden Brüdern und ihrer jüngsten Schwester empfangen, in Strelitz am Eingange des Schlosses von der greisen Landgräfin. Festlichkeiten fanden nicht Statt, es war wirklich eine Tochter, die zum Besuch zu ihrem Vater kam.

Am 28. Juni folgte der König ihr nach. Sie äußerte die lebhafteste Freude, ihren Gemahl als Prinzessin von Mecklenburg im Hause ihres Vaters begrüßen zu können.

Gegen Abend fuhr man nach Hohen-Zieritz, denn der König hatte gewünscht, die Zeit seines Aufenthaltes in ländlicher Stille zuzubringen. Die Königin kam bereits unwohl dort an, und war am nächsten Tage noch leidender, erschien aber doch im Garten, um mit ihrer Familie Thee zu trinken.

Es war zum letzten Male, daß die Ihrigen sie so in ihrer Mitte sahen. Am nächsten Morgen konnte sie schon nicht mehr aufstehen. Nach einigen schlimmen Tagen erholte sie sich wieder so weit, daß der König am 3. Juli dem Rufe dringender Geschäfte nachgab und nach Berlin zurückfuhr. Binnen wenigen Tagen gedachte er die genesene Gemahlin nachzuholen. Statt das zu können, erkrankte er selbst in Charlottenburg, und mit Luisen wurde es schlimmer und schlimmer. Noch fürchtete man keinen tödtlichen Ausgang ihrer Krankheit, aber sie litt viel, hauptsächlich an Schlaflosigkeit. Später, als das Ende näher kam, fehlte es ihr auch an Athem, und „Luft! Luft!" war ihr oft wiederholter Seufzer.



Schloß von Charlottenburg.

Da ihre Zimmer im obern Stock zu heiß waren, so hatte der Herzog ihr die seinigen abgetreten, die im Erdgeschoß lagen. Dort, auf des Vaters Lager, wachte sie in der Nacht vom 18. zum 19. Juli dem Könige und dem Tode entgegen.

Daß dieser kommen könnte, davon schien sie bisher noch keine Ahnung gehabt zu haben. Erst in der zweiten Morgenstunde des 19. Juli sagte sie zu Heim, dem berühmten Arzt, den der König aus Berlin gesandt hatte: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem Könige und meinen Kindern stürbe!"

Dann fragte sie, ob die Sonne noch nicht bald aufgehen und ob es ein trüber oder ein heller Tag sein werde? Als man ihr antwortete: „Dem Anschein nach ein trüber," freute sie sich, weil sie davon Kühlung in ihrem Fieber hoffte.

Ihr Vater hatte sich auf ihr Bitten ein wenig niedergelegt. Er hatte befohlen, ihn zu rufen, sobald der Zustand der Königin sich verschlimmere. Als es gegen drei Uhr geschah, faltete er die Hände und sagte: „Herr, deine Wege sind nicht unsere Wege."

Um vier Uhr kam der König mit seinen beiden ältesten Söhnen. Es war ein trüber Morgen, der Himmel schwer von Regenwolken.

„Wie geht's hier?" frug der König.

Die Antwort der Aerzte vernichtete ihn gleichsam. Menschlicher Ansicht nach gab es keine Hoffnung mehr. So viel Gewalt der König auch über sich hatte, zitterte er dennoch unwillkürlich, als er seine Gemahlin umarmte. Sie bemerkte es mit Befremden, und als er sie auf Augenblicke verließ, um einige Fassung zu sammeln, sagte sie: „Der König thut, als wolle er Abschied von mir nehmen; sagt ihm, er solle das nicht, ich sterbe sonst gleich."

Ihn suchte unterdessen die ehrwürdige Landgräfin damit zu trösten, daß ja noch Athem, folglich noch Hoffnung da sei, denn bei Gott sei kein Ding unmöglich. „Ach," antwortete er, „wenn sie nicht mein wäre, so würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß."

Dennoch faßte er sich, führte ihr die Söhne zu, und suchte ihr einzureden, er sei nur darum so erschüttert gewesen, weil er sie so krank gefunden. So blieb er bis gegen neun Uhr bei ihr, wo er die Aerzte rief, weil der Todeskampf begonnen hatte. Der eine Arzt rieth der Königin, die Arme höher zu legen. „Das kann ich nicht," sagte sie. Er half ihr dabei, sie ließ sie einige Augenblicke so liegen, dann wieder sinken, und seufzte: „Ach, mir hilft Nichts mehr als der Tod." Der König, der am Bette saß, ergriff nun ihre rechte Hand; ihre jüngste Schwester, welche auf der andern Seite kniete, faßte die linke. Das Haupt lehnte die Königin an die Brust der Frau von Berg. Plötzlich bog sie es zurück, schloß die Augen und sprach: „Herr Jesus, mach' es kurz!" Fünf Minuten später hatte sie vollendet.

Der König, der nur gekommen war, um sie sterben zu sehen, sank von diesem härtesten Schlage gleichsam in sich zusammen. Dann raffte er sich auf und holte seine Söhne. Wie sie an der Leiche einer solchen Mutter weinten, braucht nicht geschildert zu werden. Einige Stunden später kamen noch zwei von den armen Kindern, die sie verwaist zurückließ: die Prinzessin Charlotte und der Prinz Karl. Sie fanden nur noch den Vater, den Segen der Mutter konnten sie nicht mehr empfangen.



Grabmal Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise von Meister Rauch.

Mit ihnen, mit dem königlichen Gatten, mit dem greisen fürstlichen Vater, trauerte das ganze Land. In fast allen Briefen, welche uns aus jener Zeit geblieben, finden wir es ausgesprochen, wie tief dieser Tod gefühlt wurde.

Und was sie so Vielen gewesen, das sollte, wenigstens der Gestalt nach, auch für spätere Geschlechter erhalten bleiben. Aus dem Dank und aus der Trauer seines Herzens schuf Rauch, welchem sie das Künstlerwerden so lieblich mild erleichtert hatte, ihr wunderschönes Marmorbild. In Charlottenburg, dem Orte, der ihr stets so theuer gewesen, bezeichnete es die Stätte ihres Ruhens, an welche nach der Schlacht bei Leipzig der siegreiche, aber durch den Sieg nicht getröstete Gatte ihr einen Lorbeerzweig brachte.

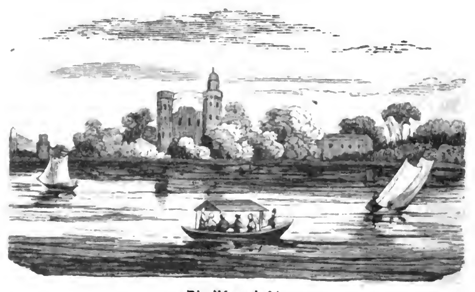
Jahre gingen dahin, Luisens Andenken verging nicht mit ihnen. Ihre Kinder wurden Männer und Gattinnen, aber sie vergaßen der Mutter nicht. Der König ergraute allmälig: Luise war an der Grenze der Jugend von ihm geschieden — er sollte sie bis in das Greisenalter hinein überleben, aber mit ihm lebte die Erinnerung an die Gefährtin seiner glücklichsten und

seiner schwersten Zeit unauslöschlich fort, selbst als er sich in Auguste Gräfin von Harrach, nach ihrer Vermählung Fürstin von Liegnitz genannt, eine Pflegerin und Freundin für den Abend seines Lebens gewählt hatte. Und als auch für ihn die Stunde geschlagen hatte, welche die Erdenwanderer heimruft, da ließ er sich an die Seite der Unvergessenen betten, und Luise war wieder mit dem Gatten vereint, und, so weit etwas Irdisches dauern kann, „auf immer.“

Da schläft sie nun; — es ist schon lange her,
Aus jenen Tagen leben Wenig mehr,
Doch immer noch verehrt mit treuem Sinn
Das Volk der Preußen seine Königin.

Noch immer ist ihr Grab sein Heiligthum,
Noch immer ist sie eins mit seinem Ruhm;
Es weiß es noch, wofür sie litt und starb,
So wie's noch hält, was es mit Blut erwarb.

Und wie sie dort in Marmor schlummernd liegt,
So hat sie irdisch alle Zeit besiegt:
Ihr Leben ward zum ewigen Gedicht,
In ew'ger Schönheit ruht ihr Angesicht.



Die Pfaueninsel.



XIV.
Amalie Sieveking.

(Geb. 25. Juli 1794, gest. 5. April 1859.)

Berge könntet ihr versetzen,
Hättet ihr Vertrau'n und Liebe;
Ueber Meere sicher wandeln,
Wär' euch Zuversicht beschieden.
K. Simrock. St. Ritza.

„Sollte ich meine Lebensgeschichte herausgeben, so würde ich es vielleicht unter dem Titel Memoiren einer glücklichen alten Jungfer thun.“ In diesem merkwürdigen Ausspruch faßte einst Amalie Sieveking, die barmherzige Schwester Hamburgs, ihr Leben zusammen.

Wenn es überhaupt selten geschieht, daß man sein eigenes Leben als ein glückliches anerkennt, so geschieht es gewiß am seltensten von einer Unverheiratheten, welche keine der Hoffnungen eines Mädchens mehr fassen darf, ohne sowol in ihren eigenen Augen, wie in denen Anderer als thöricht und lächerlich zu erscheinen. Auch ist das leicht zu erklären und vollkommen zu entschuldigen. Die eigentliche Bestimmung des Weibes ist die, Gattin

und Mutter zu sein; das Mädchen, welchem es nicht gegeben wurde, dieselbe zu erfüllen, entbehrt daher immer das Naturgemäße, und kein Entbehren ist leicht. Amalie Sieveking wußte das auch sehr gut. Das Bedürfniß, ausschließlich geliebt zu werden, war in ihr so schmerzlich lebendig, wie in jedem wahrhaft weiblichen Wesen. Als kleines Mädchen schon weinte sie, das mutterlose Kind, zuweilen heiße Thränen, und ein Mal über den Grund ihrer Betrübniß befragt, antwortete sie: „Ich bin so traurig, daß Niemand mich liebes Malchen nennt und Niemand mich lieb hat." Bereits an der letzten Grenze der Jugend angelangt, bedurfte sie noch des göttlichen Trostes über den Mangel einer vollen menschlichen Liebe. „Nehme ich in keinem Menschenherzen den ersten Platz ein," schrieb sie an die Erzieherin ihrer Kindheit, die Vertraute ihrer reiferen Jahre, „so doch in manchem den zweiten oder dritten oder vierten, und Ein Herz weiß ich, das kann mein werden mit all' der Fülle seiner Liebe: das ist das Herz meines Gottes, und was für eine Liebe ist das!" Ebenso offen äußert sie sich zwanzig Jahre später gegen ihren Neffen, dem sie zu seiner Verlobung Glück wünschte. Sie spricht es aus, was sie „schon in frühester Jugend beim Hinblick auf den Stand der alten Jungfern am meisten gefürchtet: das traurige Gefühl nämlich, keinen Menschen zu haben, der uns liebe und der sich um uns kümmere." Aber sie setzt mit freudigem Bewußtsein hinzu: „Ich darf mit Recht behaupten, es seit jener Zeit mehr oder minder klar als meine Bestimmung empfunden zu haben, der Welt gegenüber den Beweis zu führen, daß der ledige Stand für mein Geschlecht zu einem geheiligten und segensreichen und in Folge dessen auch zu einem glücklichen gemacht werden könne." Das hat Amalie Sieveking gewollt, das durchzuführen ist ihr gelungen. Wie sie es gethan, wie sie es vermocht, das bildet im tiefsten, innerlichsten Sinne „die Erziehungsgeschichte einer Seele."

Amalie Wilhelmine wurde am 25. Juli 1794 zu Hamburg geboren. Ihre Eltern, Heinrich Christian Sieveking, Kaufmann und später Senator, und Karoline Louise, Tochter des Senators Volkmann, hatten im Ganzen fünf Kinder, von denen Amalie das vorletzte und zugleich das am wenigsten liebenswürdige war. Die Mutter selbst konnte sich nicht enthalten, ihr das jüngste Kind, den sanfteren Gustav, vorzuziehen. Als 1799 die Mutter starb, fehlte Amalien so gut wie den andern Geschwistern so recht erst die eigentliche Liebe und Pflege. Eine neunzehnjährige Nichte des Vaters, Minchen H., konnte bei guter Gemüthsart und dem besten Willen doch den Kindern nicht Alles sein, was sie bedurften.

Sie wuchsen demnach ein wenig in's Zufällige hinein auf. Amalie hielt es mit ihrem Bruder Gustav, der, obwol jünger als sie, dennoch besänftigend und zurückhaltend auf sie einwirkte, indem er eben so ruhig und bestimmt war, wie sie heftig und begehrlich. Sie steckten Abends in ihrem Bette die Köpfe unter der Decke zusammen und erzählten einander Zaubergeschichten, in denen es an den nöthigen Krystallpalästen nicht mangelte. Waren sie in ihrer wirklichen Landwohnung vor dem Thore, so bequemten sie sich auch mit ihren Spielen zur Möglichkeit und Wirklichkeit, verdienten als arme Kinder das Brod für ihre Eltern oder mußten wie Robinson ihren Lebensunterhalt auf einer wüsten Insel suchen, und zwar Alles durch Gartenarbeit. Dazwischen wurde gelernt, Schreiben und Rechnen, Zeichnen und Französisch, endlich auch Musik, aber mit der wollte es nicht gehen. Für den wissenschaftlichen Unterricht ließ der Vater seiner kleinen Tochter die Wahl zwischen zwei Theologen, die ihm empfohlen, aber Beide gleich unbekannt waren. Das Kind war vernünftiger als der Vater: da es einsah, daß es nicht nach Gründen wählen könne, überließ es die Entscheidung lieber gleich ganz dem Zufall. Das Loos war dem armen Malchen nicht günstig gewesen, das Kind lernte von dem ihm zugefallenen Lehrer nur, wie und was man nicht lehren dürfe. Zum Glück war der älteste Bruder, Eduard, ein feuriger und begabter Kopf, der Abends seinen Geschwistern die Ilias und die Odyssee vorlas. Amaliens Schöpfungstriebe regten sich und fanden ihre Aeußerung in romantischen Schauspielen und Räuberstücken. In einem dieser dramatischen Kunstwerke, welches nie vollendet wurde, ließ sie einen Bösewicht sehr energisch sagen: „Es giebt der Wege zwei, sich auszuzeichnen: den Weg des Bösen und den Weg des Guten; wer zwischen beiden schwankt, der ist ein Schwachkopf, eine feige Memme.“ Amalie hatte nun allerdings den Weg des Guten gewählt, verfolgte ihn auch nach ihren besten Kräften, kam jedoch nicht so recht vorwärts darauf. Umsonst führte sie ein moralisches Tagebuch, bestrafte sich für begangene Fehltritte durch kleine Kasteiungen, indem sie z. B. Steinchen in den Schuhen trug; sie bemühte sich, gute Werke zu thun, und sie empfand instinktiv, es sei mit ihr noch nicht so, wie es sein solle. Die Steine in den Schuhen schützten sie nicht vor neuen Fehltritten; die arme Tischlerfrau, der sie heimlich Gaben brachte, schien ihr weder arm noch dankbar genug, die Noth wollte auch nicht mit einem Mal aufhören, und endlich konnte, da Niemand um diese Wohlthaten wußte, auch Niemand die Kleine darum loben. Genug, Amalie war weder durch sich, noch durch ihre Tugendübungen befriedigt.

Eigenthümlich war es, daß die bei Kindern oft wahrzunehmende Gemüthslosigkeit bei ihr stark hervortrat. Als 1805 ihr zweiter Bruder, Peter, am natürlichen Hinken erkrankte, zeigte sie bei seinem äußerst geduldig ertragenen Leiden, dem er zwei Jahre darauf erlag, nur sehr geringe Theilnahme, weit eher Unmuth, daß sie dadurch an so manchem Vergnügen verhindert wurde. Eben so wenig machte es Eindruck auf sie, daß am Neujahrsabend 1809 der Vater in der Mitte seiner Kinder ein lautes Gebet sprach, was er sonst nicht zu thun pflegte, und selbst sein am Ende des Monats erfolgter Tod scheint sie nicht sehr ergriffen zu haben. Wol dachte sie an sich selbst, wie sie damals gewesen, als sie viele Jahre später über den vermeintlichen Mangel an Gefühl schrieb, der einem Kinde sehr streng vorgeworfen worden war. „Lassen sich denn Gefühle vorschreiben und kontroliren?" frug sie. „Ich halte mich überzeugt, daß hier jede, selbst die elterliche Autorität höchst vorsichtig gebraucht werden müsse, und daß in den meisten Fällen die ausgesprochene Klage über Mangel an Tiefe und Wärme des Gefühls nicht dazu beiträgt, das Herz mehr zu erwärmen, sondern eher entgegengesetzt wirkt." Auch später war nicht gerade Weichheit des Gemüthes bei ihr vorherrschend. Sie sagte selbst: „Oft wünschte ich mir ein innigeres Gefühl, das Schmerz und Freude tiefer ergreife." Die Güte dagegen, welche „Tante Malchen" in ihrem Alter zum Abgott der Kinder machte, zeigte sich bei dem kleinen Mädchen in der Neigung zu den Thieren, den einzigen Geschöpfen, die ihr noch hülfloser vorkommen mußten, als sie selbst.

Das Ungeschick zu allen angenehmen Künsten und Kunstfertigkeiten zeigte sich ebenfalls schon früh, desgleichen der vernünftige Verdruß über Zeitanwendung, die ihr wie Zeitverschwendung erschien. Als nach dem Tode des Vaters die Verwandten in Anbetracht ihrer Lage es für angemessen erachteten, daß sie für Geld sticke, klagte sie in einem Briefe an ihren Bruder Eduard: es sei doch schrecklich, sich den ganzen Tag über abzuarbeiten, blos damit Jemand auf einem gestickten Kissen schlafen könne, während es sich doch eben so gut auf einem ungestickten schlafe. Dabei beharrte sie auch. „In Stickereien und ähnlichen kleinlich künstlichen Arbeiten bin ich ganz dumm", schrieb sie in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre; „aber die habe ich auch nie zu meiner Bestimmung gerechnet." Der Hausstandsführung blieb sie gleichfalls so ziemlich fremd, und als Köchin leistete sie niemals Etwas, tröstete sich jedoch über ihre Mangelhaftigkeit in beiden Fächern mit vieler Gemüthsruhe. Dagegen hätte sie Musik und Tanzen gern gelernt, schon um andern jungen Mädchen nicht nachzustehen; zur Musik fehlte ihr jedoch das

Ohr, zum Tanz die Anmuth. Ihre Bestimmung war eben eine andere: die pädagogische. Sie wußte das selbst, und glaubte sie sogar von einem ihrer Vorfahren überkommen zu haben. „Mit Freuden", schrieb sie einem ihrer Neffen, als er für sein eben geborenes Söhnchen einen herrlichen Erziehungsplan entwarf, „mit Freuden erkenne ich in Dir das ächte Sieveking-Blut, welches ja, wie bekannt, von einem würdigen westphälischen Schulmeister auf uns vererbt worden. Bisher glaubte ich, in seiner ganzen Reinheit sei es nur in die Adern der weiblichen Abkömmlinge übergegangen, mißgönne aber deshalb keinesweges das schöne Erziehungstalent den männlichen Mitgliedern der Familie und am wenigsten Dir."

Sie hatte es wirklich. Es ist rührend zu lesen, wie sie, noch mit sich selbst so in Noth und Arbeit, schon daran denkt, andern Kindern die Mühe des Lernens leichter zu machen; selbst noch unerzogen, schon erzieht; selbst noch der Lehre bedürftig, schon lehrt.

Ihr erstes Probestück im Erziehen machte sie an einer kleinen Nichte einer Schwägerin Klopstock's, bei welcher sie nach dem Tode des Vaters in Pension gegeben wurde. Mademoiselle Dimpfel, so hieß sie, war eine liebe fromme Dame, durch welche Amalie zuerst die Bibel wirklich kennen lernte, aber gegen die kleine Nichte war sie schwach und diese daher sehr ungezogen. Amalie, drei Jahre älter, nahm sich der zehnjährigen Kleinen gebieterisch an und zwar mit dem besten Erfolg: die Kleine hatte Respekt, Amalie übte Autorität.

Weniger glücklich fiel ihr erster Versuch im Lehren aus, welchen sie machte, während sie selbst zur Konfirmation vorbereitet wurde. Die erste Konfirmationsstunde war nämlich zugleich eine Leseprobe, und Alle, die im Lesen nicht bestanden, wurden zurückgewiesen. Amalie fand ein Bauermädchen, dem das auch geschehen war, auf dem Heimwege bitterlich weinend unter einem Baume, und erbot sich sogleich, sie lesen zu lehren. Das Mädchen nahm das freudig an, erschien auch eine Zeit lang regelmäßig beim Unterricht, dann aber blieb es plötzlich aus, und Amalie konnte keine Ehre mit ihrer Schülerin einlegen.

Dafür sollte sie bald eine andere erhalten. Sie befand sich um diese Zeit bei einer wohlhabenden Cousine ihrer Mutter, Madame Brunnemann, welche sie zu sich genommen hatte, damit sie ihr bei der Pflege eines kranken Sohnes behülflich sei. Der arme kranke junge Mann starb noch in demselben Jahre, Amalie aber blieb bei seiner Mutter. Sie war nur mit Widerstreben in das Verhältniß einer Gesellschafterin getreten, ihr Sinn stand

danach, Erzieherin zu werden. Madame Brunnemann jedoch hatte ihr in den wenigen Monaten, die sie bei ihr zugebracht hatte, so viel Liebe gezeigt, daß Amalie nicht anders konnte, als Kind im Hause bleiben. Das Leben war ihr nicht ganz recht, sie fühlte sich in den steifen Familienkreisen nicht heimisch, von ihren Bekannten flößten die meisten ihr wenig oder gar keinen Antheil ein; indessen that sie ihr Bestes, als „wohlerzogene Tochter" zu vegetiren und mit einer regelmäßigen Zeiteintheilung ihren Temperamentsfehler, die Trägheit, zu bekämpfen und allmälig zu besiegen. Da ging in der Familie Woltmann, welche mit drei Töchtern den obern Stock in dem Winterhause der Madame Brunnemann bewohnte, die Erzieherin ab, und Amalie, welche einsah, daß sie, „um nicht moralisch unterzugehen, durchaus eines stärkeren Sporns zu geregelter Thätigkeit bedürfe, als ihre damalige häusliche Lage ihr darbot," Amalie fragte bescheiden an, ob sie den Unterricht des zweiten Töchterchens, das eben sechs Jahr alt war, übernehmen dürfe. Es wurde ihr gestattet, und mit dem vollen Erwägen der übernommenen Pflichten legte sie Hand an die erste kleine Seele, welche man ihr anvertraute. „Jeden Morgen präcise 9 Uhr kommt mein kleiner Liebling in mein Zimmer", schrieb sie an ihre frühere Erzieherin; „die Stunde Mittwochs und Sonnabends ist zum Lesen bestimmt. Auguste hat sich eine etwas undeutliche Sprache angewöhnt, deshalb lasse ich sie gerne viel laut lesen, weil ich dies für das beste Mittel halte, solchen Fehler zu verbessern; zwischendurch lese ich ihr dann auch ein paar Seiten vor. Montags und Donnerstags haben wir Geographie, wovon sie immer Etwas aufschreiben muß, theils um das Gelernte ihrem Gedächtnisse besser einzuprägen, theils auch um die Rechtschreibung zu üben und sich frei ausdrücken zu lernen. Eben dazu halte ich sie auch bei der Naturgeschichte an, binde mich aber an keine bestimmte Ordnung, wodurch diese Wissenschaft unnöthigerweise trocken wird. Nachdem ich meine Schülerin erst im Allgemeinen mit der Eintheilung bekannt gemacht, werde ich sie immer selbst die Gegenstände auswählen lassen, worüber sie Belehrung wünscht. Mit der Naturgeschichte verbinde ich Technologie, wodurch jene, däucht mir, sehr an Interesse gewinnt. Wie mich das Ganze interessirt und beglückt, kann ich Dir gar nicht sagen. Zwar weiß ich wol, daß der Unterricht immer nur den geringeren Theil der Erziehung ausmacht, und daß man durch beständige Aufsicht und gutes Beispiel viel nützlicher wirken kann. Aber doch meine ich, manchen Nutzen auch schon in diesem stundenweisen Unterricht stiften zu können, besonders durch herzliche Ermahnung zum Guten und durch Hinweisen auf den großen, gütigen Gott

bei jeder passenden Gelegenheit, um das unverdorbene, empfängliche Herz meiner kleinen Auguste für ihre Pflicht und alles Schöne zu gewinnen."

Amalie war indessen, selbst in ihrem neunzehnten Jahre schon, zu praktisch von Natur, um nicht bald einzusehen, daß ein Kind, allein unterrichtet, nie so viel lerne, wie bei gemeinschaftlichem Unterricht. Sie bat daher um Erlaubniß, zugleich mit Augusten noch sechs anderen kleinen Mädchen aus befreundeten Familien Stunden geben zu dürfen. Die Tante gestattete auch das, und Amalie hatte ihre erste Schule. Die Kinder kamen drei Mal in der Woche von halbzwölf bis drei Uhr zu ihr. Die letzte halbe Stunde ließ sie dieselben spielen, damit sowol sie untereinander sich befreunden, wie auch der Lehrerin Gelegenheit geben möchten, ihre Charaktere kennen zu lernen. Als im Sommer Madame Brunnemann ein Landhaus jenseits Altona bezog, wanderte Amalie jede Woche drei Mal des Morgens in die Stadt, um ihre Schule abzuhalten. Die Schule war ihr Liebstes, ihre Lust am Lehren wuchs so, daß sie sich sogar zum „Zuvielübernehmen" verleiten ließ. Die verheirathete, aber kinderlose Tochter der Pflegemutter hatte ein kleines Mädchen angenommen und wünschte auch dieses von Amalie unterrichtet zu sehen. Die Kleine konnte nicht an den Stunden der ersteren, älteren Schülerinnen theilnehmen, und so eröffnete Amalie nach vielem Bedenken und einigem Zagen einen zweiten Kursus für kleinere Mädchen. Sie sah jedoch bald, daß sie trotz der genauesten Eintheilung der Zeit „viel Halbwerk thun müsse," gab im Herbst den im Frühling begonnenen zweiten Kursus entschlossen wieder auf, und hatte für ihr ganzes Leben die Lehre gewonnen, daß man, bevor man neue Pflichten übernehme, um es nicht auf Kosten bereits eingegangener Verpflichtungen zu thun, seine Kräfte erst genau und ohne Ueberschätzung prüfen müsse.

Diesen möglichen Konflikt älterer und neuer, häuslicher und öffentlicher Pflichten hatte Amalie bereits bei dem ersten Schritte, den sie aus dem gewöhnlichen Mädchenkreise heraustrat, reiflich erwogen. „Die dir zunächst liegenden Pflichten seien dir immer die dringendsten; deine Hausgenossen haben immer die ersten Ansprüche auf deine Liebe und Wirksamkeit," schrieb sie in ihr Tagebuch, und so sehr sich auch später ihre Wirksamkeit erweitern, wie segensreich berechtigt sie auch sein mochte, die Pflegemutter, welche durch gegenseitige Liebesadoption zur Mutter geworden war, kam um keine der Stunden, während welcher sie Amaliens Gesellschaft als Gewohnheit bedurfte, und als sie endlich völlig erblindete, da nahm Amalie sich an den ausgefülltesten Tagen ihrer mathematisch eingetheilten Woche

sehr oft nicht die Zeit, warm zu essen; aber der Mutter las sie Abends, so müde sie auch war, oft von 6 bis 11 Uhr vor.

Wo war nun die Trägheit, welche das junge Mädchen oft halbe Tage lang träumend und unlustig auf dem Bette festgehalten hatte? Ueberwunden durch das Schaffen der äußerlich thätigen Liebe. Wo war die Gleichgültigkeit, welche Amalie einst so schmerzlich in sich selbst gefühlt hatte? Verschwunden vor der Wärme der innerlich lebendigen Liebe. Körper, Geist und Herz hatten dem festen Willen zum Guten gehorchen gelernt.

Die Lehrzeit aber war keine leichte gewesen. Unablässiger als an allen ihren kleinen Schülerinnen hatte Amalie an dem eignen Selbst gearbeitet. Wenn es ihr, wie oft wol geschah, im Innern unbehaglich war, dann lief sie nach Tische „weit, weit fort", versöhnte sich, „ungesehen von menschlichen Augen", wieder mit Gott „und kam selten von solchen Gängen zurück, ohne neue Kraft mitzubringen. Sie fühlte, daß sie in anderer Lage leicht hätte absprechend scharf und vorlaut im Wesen werden können, sie rang nach dem „Zauber der Weiblichkeit" durch die Liebe. Oft noch wurde deren Herrschaft in ihr „von scharfen, widrigen Empfindungen bestritten," und sie fürchtete, es dürfe „das wol auch noch lange der Fall sein, aber einst, einst!" Sie strebte und sehnte sich „nach dem schönen Einst."

„Wir sind ja Alle im Werden," schrieb sie; „ich bin noch Nichts, aber ich werde; und was für ein himmlischer Genuß ist doch dieses Werden!"

Sie las ein Buch: „Der Himmel auf Erden." Es hieß darinnen: „Wir denken uns im Himmel einen Umgang mit Engeln — was sind aber Engel? Boten Gottes. Giebt es aber nicht auch hienieden Boten Gottes an uns? Ist nicht jeder Mensch ein solcher Bote, wenn wir nur die Botschaft hören wollten?" — „Ich suchte nun", erzählt Amalie, „wirklich der Botschaft Gottes nachzudenken, welche dieser oder jener Mensch mir zu bringen etwa bestimmt wäre, und wenn Jemand mir recht langweilig oder unangenehm erschien, so dachte ich: dieser ist doch auch ein Bote Gottes an dich — was sollte er dir wol zu sagen haben? wozu sollte er dir wol geschickt sein?"

Nachdem sie ein Mal mehr das Für und Wider ihrer Wünsche und Bestrebungen abgewogen hatte, schrieb sie an ihren Bruder Gustav: „Ist mein Lebensplan unweise von mir entworfen, so wird die Vorsehung schon Mittel finden, ihn zu vereiteln; stimmt er aber mit ihren weisen Absichten, so wird sie mir auch Kräfte und Gelingen schenken." Sie hatte also schon gelernt, in ihrem Herzen die Worte der Ergebung zu beten, welche der widerspenstigen Menschennatur am schwersten mit fallen: „Vater, nicht mein, sondern

dein Wille geschehe." Ebenso muthig wehrte sie sich gegen Ermüdung und Entmuthigung. „Ich möchte", schrieb sie, „so gern den Satz zur ausgemachten Wahrheit erheben: Freude und Friede auch schon auf Erden für Jeden, dessen Herz rein und liebevoll ist. Trotzdem will auch mich manchmal Etwas beschleichen, das dem Lebensüberdruß ähnlich sieht. Aber ich will es fern von mir halten, die Kraft dazu kann mir nicht fehlen. Der Gedanke an den Herrn, der einst Rechenschaft von mir fordert, soll mir jeden Augenblick bedeutend machen."

An Prüfungen, diesen schmerzlichen, aber wirksamen Mitteln zur Förderung des innern Werdens, fehlte es ihr nicht. Zuerst mußte sie als Mädchen resigniren. Sie war nicht hübsch, wie bereits erwähnt, ohne künstlerische Anlagen, trotz ihres sich entwickelnden Werthes kaum liebenswürdiger als in ihrer Kindheit. Ringende Naturen sind es selten, so lange sie noch ringen; überdies war sie heftig, ungeduldig, ehrgeizig und sehr geneigt, ihren Willen durchzusetzen; lauter Eigenschaften, die sich zu Tüchtigem verarbeiten lassen, aber bei einem weiblichen Wesen nicht gerade anziehend sind. So hatte denn die arme Amalie so gut wie gar Nichts davon, daß sie ein junges Mädchen war. Als sie in ihrem einundzwanzigsten Jahre zum ersten Mal einem großen Balle beiwohnte, schrieb sie an ihren älteren Bruder nach England, wohin er nach seiner Verheirathung mit einer liebenswürdigen Landsmännin übergesiedelt war, um sich als Kaufmann zu etabliren: „Ich fühle Empfänglichkeit in mir auch für die lautere, raschere Lebenslust, und das ist's, was ich wünschte. Sieh, Du wirst über mich lachen — aber ich kann Dir nicht sagen, wie es mich oft gepreßt hat, wenn ich von Andern, besonders von Euch, meinen kräftigen Brüdern, diese Momente höherer Lust so hoch preisen hörte. Seltsam ergriff mich dann oft ein tiefmelancholisches Gefühl, wie ich, nach meinen Jahren noch in den frischen Kreis der Jugend gestellt, nach meinem Wesen so gar nicht dahin gehöre; ich kam mir so vor der Zeit alt und vertrocknet vor." Freilich setzte sie hinzu: „Nun ist's anders mit mir; das Gefühl, daß ich mich doch mit freuen kann, wo Andere meines Alters Freude finden, ist mir ungemein lieb, wenn ich nun auch nie wieder diese Art des Vergnügens genießen sollte." Aber leider half ihr dieses Spätlingsgefühl von Jugendlust wenig. Schon auf jenem einzigen Ball selbst wagte sie nicht zu walzen, aus Furcht „sich zu blamiren", und drei Jahre später heißt es in ihrem Tagebuch: „Meine Ungeschicklichkeit und Ungelenkigkeit im Tanzen ärgerten mich: ich hatte immer noch gemeint, diese Schwierigkeiten mit der Zeit wol überwinden zu können. Aber nun sehe

ich's wol ein: es geht nicht, das Tanzen wird nun und nimmermehr meine Sache sein. Schade! es ist eine so hübsche Sache, und ich komme mir so altmütterlich vor, daß ich sie nicht mitmachen kann."

Von etwas Anderm mußte sie auch noch sagen: „Es wird nun und nimmermehr meine Sache sein," von dem Glück, einem geliebten Manne zu gefallen. Zwei Mal faßte sie eine stille Neigung, jedes Mal war der Gegenstand derselben ihrer werth, aber Erwiederung fand sie nicht. Sie war zu vernünftig, um ohne Hoffnung leidenschaftlich zu lieben und sich durch das eigene Herz unglücklich machen zu lassen, aber doch litt sie und gab ihr „süßes Hoffen" nicht ohne Kampf auf.

Das Alles jedoch war Nichts gegen den Schlag, welcher sie mit dem Tode ihres Bruders Gustav traf. Er war von Leipzig nach Berlin gegangen, um dort seine theologischen Studien zu beendigen, und kaum dort angekommen, an einer heftigen Unterleibsentzündung erkrankt. Amalie hatte auf diese Nachricht hin sogleich abreisen wollen; man überredete sie, den nächsten Brief noch abzuwarten — er brachte die Kunde vom Tode des jungen Studirenden.

Es hat fast ein jeder Mensch einen andern Menschen, welcher die Blume seines Lebens ist. Für Amalie war Gustav, „der herrliche, unvergleichliche Junge," wie sie ihn nannte, der idealisch religiöse, sittlich ernste Jüngling, diese Blume des Lebens gewesen. Sie trauerte sehr, jedoch ergeben. Gott war mit ihr, wenn es gleich der Bruder nicht mehr sein konnte.

Die Jahre, welche nun folgten, waren stille, aber zugleich solche, in denen der Samen des Guten keimt, wächst und Frucht trägt. In die Familie der Pflegemutter kam Krankheit und Tod, Amalie half pflegen und trauern. Ihrem Lehrberuf wurde sie dabei nicht untreu, im Gegentheile eröffnete sie 1820, wo sie ihre älteren Zöglinge zur Weiterbildung in Religion, Geschichte und Geographie übergeben mußte, augenblicklich einen neuen Kursus für 10 kleine Mädchen. Mit den ältern behielt sie sich wöchentlich noch einige Stunden im Rechnen, Lesen und in der Naturlehre vor, und in einer Freischule, die einige Jahre früher von einem Kreis von Damen gestiftet worden war und aus 12, später aus 18 armen Mädchen bestand, ertheilte sie Schreibunterricht und las aus der Bibel vor. Ihr religiöses Leben wurde reger und freudiger. Zufrieden war sie zwar mit sich noch nicht, man findet Klagen wie folgende: „Ich widerspreche zu viel und mit Unbescheidenheit." „Ich glaube, ich hätte Anlage, recht despotisch zu werden." „Ich habe nicht genug lieb; es ist oft so todt und kalt

in mir." Aber sie verzagt nicht mehr so oft, sie vertraut Gott und unter seinem Schutz sich selbst, man hört schon ihren Wahlspruch tönen: „Freuet Euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: freuet Euch!" Ueber den Beruf, welcher nicht, wie der pädagogische, ihre instinktive Naturanlage, sondern die tiefe Sehnsucht ihres opferdurstigen Herzens war, that sie in jener Zeit die bedeutungsvolle Aeußerung: „Wenn nicht glückliche Gattin und Mutter, dann Stifterin eines barmherzigen Schwesterordens!"

Schon in ihrem 18. Jahre hatte sie angefangen, über die eigentliche Bestimmung der Frau nachzudenken. Campe's „väterlicher Rath an seine Tochter" regte sie dazu an. Es wollte ihr nicht einleuchten, daß die Ehe, wie sie in diesem Buche aufgefaßt wurde, die einzige Bestimmung des Mädchens sein sollte. Vielleicht hatte sie schon die Vorahnung, daß dieselbe ihr nicht werden sollte. Andererseits gefielen ihr die alten Jungfern, welche sie kannte, herzlich wenig. Da kam ihr ein kleines französisches Buch über die barmherzigen Schwestern bei den Katholiken in die Hände, und der Wunsch, eine gleiche Schwesterschaft in der protestantischen Kirche zu gründen, erwachte in ihr. Jetzt wagte sie ihn allmälig deutlicher zu fassen, ja, sogar auszusprechen. Goßner, ein früherer katholischer Geistlicher aus Bayern, der, durch Forschen in der Bibel Protestant geworden, nach Rußland gegangen war und sich dort eine Gemeinde gegründet hatte, kam um diese Zeit, aus Rußland verbannt, nach Altona und befeuerte Amalie noch in ihrem Verlangen. Sie setzte sogar eine Regel von 69 Artikeln für die künftige „liebe Schwesterschaft" auf, wurde „in der ernsten Stunde des Abschieds" von dem verehrten Pfarrer „knieend zu ihrem künftigen Beruf geweiht, und legte in seine Hände das Gelübde der Treue ab."

Dieses Gelübde sollte unerfüllt bleiben. Die Stunde, in welcher Amalie sich zum ersten und einzigen Male zu religiöser Schwärmerei hinreißen ließ, trug keine Frucht in ihrem Leben. Goßner selbst hatte von ihr verlangt, sie solle noch einige Jahre warten, bevor sie Hand an ihr gelobtes Werk lege. Darüber wurde es in ihr anders. Als 1837 der „Evangelische Verein für christliche Krankenpflege in Rheinland-Westphalen" ihr den Posten einer Vorsteherin anbot, da zögerte und schwankte sie, und dann schlug sie den Antrag aus, obwol ihr mit ihm nichts Geringeres dargeboten wurde, als die Verwirklichung ihres frommen Mädchentraumes. Nicht minder entschieden lehnte sie das Amt der Oberaufseherin in dem weiblichen Flügel des Hamburger allgemeinen Krankenhauses ab, und als von Berlin aus bei ihr angefragt wurde, ob sie wol geneigt sei, an die Spitze einer

dort zu gründenden Diakonissinnenanstalt zu treten, lautete ihre Antwort ebenfalls verneinend. Sie hatte ihre endliche eigentliche Bestimmung mitten im täglichen Leben gefunden, und zwar gerade zu der Zeit, wo sie fest darauf gehofft hatte, den ersten Grund zu der Ausführung ihres frühern Lieblingsplanes zu legen.

Es war im Jahre 1831. Die Cholera zog durch Europa und näherte sich auch Hamburg. Zwei Hospitäler wurden errichtet: das eine in der Vorstadt St. Pauli, das andere auf dem holländischen Brook. Bei der Direktion dieses letzteren, dem St. Ericus-Hospital, meldete Amalie sich als Krankenpflegerin. Am 13. Oktober wurde die erste Kranke in das Hospital gebracht und Amalie dorthin berufen.

Sie hatte vorher in dem „Bergedorfer Boten" einen Aufruf an christliche Seelen erlassen, sich mit ihr zur Krankenpflege im christlichen Sinne zu vereinigen. Ein allgemeines Schweigen war die Antwort. Der Schritt, den Amalie vorschlug, war zu neu, als daß nicht alle Frauen davor hätten zurückschrecken sollen. Auch Amalie wurde scharf getadelt und verspottet, als sie ihn wagte. Die gute Pflegemutter hatte ihn gebilligt und die Tochter dazu gesegnet, aber von andern, ihr sehr lieben Verwandten war Amalie durch starken Widerspruch, wenn gleich nicht irre gemacht, so doch schmerzlich betrübt worden. Ja, selbst die Aerzte am Hospital sahen der ihnen angemeldeten Ankunft keineswegs mit günstigen Augen entgegen, sprachen von schwärmerischer Ueberspannung und waren fast sämmtlich der Meinung, daß bei der Pflege eines Frauenzimmers, welches Bücher mache, unmöglich etwas Kluges herauskommen könne.

Die literarischen Sünden, deren Amalie sich bisher schuldig gemacht hatte, waren nicht zahlreich gewesen, sie hatte erst ein Werk, „Betrachtungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift", in zwei Abtheilungen, herausgegeben und halb eingewilligt, daß ein Brief von ihr, worin sie ihre pädagogischen Ansichten und Erfahrungen darlegte, unter dem Titel: „Bericht über eine christliche Schule in Niedersachsen" in der evangelischen Kirchenzeitung veröffentlicht werde. Indessen hatte sie auch dieses Wenige nicht ohne Widerspruch, selbst von Seiten ihrer Nächsten, schreiben können, und in der Meinung der Aerzte thaten ihre schriftstellerischen Bestrebungen ihr entschieden Schaden.

Sie kam dennoch. Ob gern oder ungern gesehen, sie kam, nicht exaltirt, nicht mit Plänen, groß zu handeln, sondern ganz einfach, blos mit dem Wunsch zu helfen, nebenbei wol auch mit der stillen Hoffnung, die Zweifler

an weiblicher Tüchtigkeit thatsächlich zu beschämen und zu überzeugen. Sie hat ihr Leben in dieser Zeit selbst geschildert.

Schon am nächsten Tage schrieb sie an ihre Pflegemutter, und von da an fast täglich, so oft sie, man kann nicht sagen, eine freie Stunde, aber eine freie Minute hatte. In diesen Briefen nun erscheint sie so liebenswürdig, so ganz wie eine Christin am Bette der Kranken sein soll, daß es ein Unrecht an ihr sowol, wie an unsern jungen Leserinnen wäre, nicht wenigstens einige dieser wahrhaft kostbaren Blätter mitzutheilen.

Den **14.** Oktober: „Meine inniggeliebte Mutter! Den ersten Augenblick der Muße, den ich hier finde — es ist Morgens 10 Uhr — treibt mich mein Herz, Ihnen Bericht zu erstatten, wie es mir hier geht. Von Seiten des Oekonomen und der andern Beamten wird mir alle Aufmerksamkeit bewiesen, die ich erwarten kann, und in der Oekonomin habe ich unvermuthet eine Bekannte aus früherer Zeit gefunden. Zwei weibliche Kranke sind bis jetzt erst meiner Pflege übergeben, doch habe ich mit meiner Wärterin bisher vollauf damit zu thun gehabt. Auf dem männlichen Krankensaal sind mehr Wärter, als Kranke, und ich höre, wie der Arzt geäußert hat, es müßten eigentlich für jeden Kranken zwei Wärter sein. Meine beiden Kranken sind zwei ältliche Frauen, von denen die Eine, eine arme Soldatenfrau, mir ordentlich liebenswürdig erscheint durch die Zärtlichkeit, die sie für ihren verlassenen Mann äußert, die freundliche Willigkeit, mit der sie jeder Vorschrift folgt, die Dankbarkeit, mit der sie jeden kleinen Dienst annimmt, die Bescheidenheit, mit der sie immer fürchtet, uns zu viel Mühe zu machen. Auch äußerte sie zu meiner Freude heute selbst den Wunsch, einen Morgensegen zu hören. Die Andere ist viel kränker und läßt daher auch wenig von sich vernehmen; doch soll sie, wie ich höre, auch eine ganz rechtliche Frau sein. Auch meine Krankenwärterin ist nicht übel; doch scheint die Aufsicht bei ihr nicht überflüssig. Diese Nacht habe ich mich von 4—6½ Uhr etwas auf's Bette gelegt; meine liebe Mutter mag sich versichert halten, daß ich meine Kräfte nicht mit Wachen erschöpfen werde, wogegen Dr. Siemers auch freundlich warnt. Anwandlungen des Ekels habe ich nicht zu überwinden; mein Frühstück schmeckt mir bei meinen Cholerakranken nicht minder gut, als sonst. Morgens früh wird mir der Kaffee auf den Krankensaal gebracht und nachher um Eilf Butter und Brod; ich könnte auch Thee oder Wein dazu haben, welches ich mir aber verbeten; morgen will ich mir auch die Butter verbitten; die Wärterinnen erhalten keine, und da ist es mir unangenehm, in ihrer Gegenwart mir mehr gütlich zu thun, als es ihnen vergönnt ist;

auch scheint mir der beste Weg, sie zufrieden zu erhalten, wenn man ihnen in freiwilliger Entbehrung mit gutem Beispiel vorangeht. Dagegen ist es mir aber doch recht angenehm, Mittags und Abends mit den übrigen Beamten zusammen zu speisen. Wir sind bei Tische unserer Sieben: außer mir der Oekonom Herr B. und seine Frau, der Arzt Dr. Siemßen, der Chirurgus, der Apotheker und der Sekretair. Mad. B., die Oekonomin, kommt gar nicht in die Krankensäle, weil sie sehr nervenschwach ist und den tiefen Eindruck fürchtet. Doch genug des Geplauders."

Da die beiden ersten Kranken starben, schlug Amalie den Aerzten vor, sie, bis wieder neue kämen, zu andern Kranken außer dem Hospital zu schicken. Die Aerzte schlugen ihr dagegen vor, auch über die männlichen Kranken und Krankenwärter die Aufsicht zu übernehmen. Diese letzteren wurden ihr hierauf vorgestellt und zum pünktlichsten Gehorsam verpflichtet. Sie machte also diese zweite Nacht bereits zwei Mal die Runde in den männlichen Krankensälen. Eine weibliche Kranke wurde am Morgen gebracht, starb aber schon nach 5 Stunden. Diese drei Todesfälle binnen zwei Tagen erschütterten sie nicht, wol aber schreibt sie am Sonnabend, den 15. Oktober:

„Unsere Krankenwärterin hat das Ding schon satt und diesen Nachmittag gekündigt, und so bin ich jetzt allein. Heute Abend aber kommt eine andere, da, falls eine schwere Kranke während der Nacht gebracht würde, durchaus zwei zur Stelle sein müssen, damit die Pflege gehörig besorgt werden könne. Bei dem besten Willen wird es für eine zu viel."

Sonntag Morgen. „Ehe die neue Wärterin erschienen, kam schon eine Kranke und bald darauf noch eine, aber auch diese konnten nicht gerettet werden. Bei der Einen, einer Vierländerin, erreichte das Leiden, welches die ganze Nacht durch währte, einen Grad, wie ich ihn noch nicht gesehen.

„Unter den männlichen Kranken sind mehrere Genesende. An ein geistiges Einwirken bei der Natur dieser Krankheit ist in den meisten Fällen gar nicht zu denken."

Montag Abends 6 Uhr. „Ich will's versuchen, ob ich jetzt, wenn auch nur abgebrochen, meiner lieben Mutter einigen Bericht erstatten kann. Mehrere weibliche Kranke sind wieder gestorben, und in diesem Augenblicke liegt meinem Schreibtische gegenüber eine 74jährige Alte im Sterben: wenn mich nicht Alles trügt, ein recht böses, böses Weib, die uns auch viel Noth gemacht hat; aber jetzt ist die Kraft, die sie nur in tobendem Unmuth ausließ, wol auf immer gebrochen; sie liegt still, und ich warte auf ihren

letzten Athemzug, da ich von dem erfolgten Verscheiden einer Kranken gleich Anzeige machen muß."

Dienstag. „Morgens früh habe ich dafür zu sorgen, daß vor dem Besuche des Arztes die Krankensäle gereinigt und die Betten aufgemacht sind. Drei Mal täglich, Morgens, Mittags und Abends, besuche ich die Kranken gemeinschaftlich mit dem Arzte, dem Chirurgen und dem Apotheker, wo Dr. Siemßen dann einem Jeden von uns die betreffenden Anweisungen giebt. Im weiblichen Krankensaal habe ich mir natürlich alle ärztlichen Vorschriften genau zu merken, da ich hier zunächst für pünktliche Befolgung derselben einstehen muß. In den Sälen der Männer merke ich mir besonders nur, was an Speise und Trank für die Kranken verordnet wird, wonach ich dann der Oekonomin den Küchenzettel entwerfe. Auch giebt es sonst noch zuweilen für mich zu schreiben, um nämlich den Angehörigen die nöthige Anzeige zu machen, da die Kranken oft ohne ihr Wissen zu uns gebracht werden. Auch die Sorge für die in den Krankensälen gebrauchte Wäsche ist mir übertragen."

Genug, man nahm alle ihre Kräfte in Anspruch, ohne daß es ihr zu viel wurde. Freilich wollte sie auch nicht zu viel thun, sondern schonte sich an Tagen, wo es weniger dringend herging, für die, wo sie sich keine Ruhe gönnen durfte. Mit den Wärtern und Wärterinnen kam sie gut aus, weil sie für sich so wenig wie möglich und auch für die Kranken „nur bittweise" forderte. Was sie noch erfuhr, war: daß ein „solcher Hospitaldienst eine gute Ordnungsschule sei." „Bis jetzt", setzte sie hinzu, „glaube ich, Gottlob, nichts Wesentliches versehen zu haben; zwei Mal gab ich der Mad. B. eine Portion Essen zu wenig auf, aber glücklicherweise war Etwas mehr zugekocht, so daß das Nachgeforderte noch geliefert werden konnte. Ein anderes Mal war mir der Schlüssel zu einem Vorlegeschloß abhanden gekommen; doch zum Glück merkte ich es so zeitig, daß ich ein anderes Schloß konnte vorlegen lassen, ehe noch Etwas aus der Kammer gefordert wurde. Im Ganzen bin ich mehr angewiesen auf das Werk der Martha, als auf das der Maria, aber das ist mir schon recht. Genug, daß der Herr mich brauchen will in seinem Dienst, die Art und Weise überlass' ich ihm. Wenn nur die Martha-Geschäfte von mir immer recht im stillen Marien-Sinn verrichtet würden! Daran fehlt freilich noch viel! Mitunter giebt's dann wol auch Gelegenheit, ein und das andere Marien-Werk zu üben. So oft es gehen will, lese ich meinen Wärterinnen und Kranken Etwas aus geistlichen Schriften vor; in dem Saal der Genesenden wurde ich von Einigen angegangen, ihnen Etwas

zu lesen zu verschaffen. Ich gab verschiedene kleine Gebetbücher, und ließ mir außerdem aus der O.'schen christlichen Leihbibliothek Bücher kommen, deren Inhalt mehr unterhaltender Art ist. Den Tag darauf hatte ich die Freude, daß Einige aus freien Stücken den Wunsch äußerten, eine Bibel zum Nachschlagen der Sprüche zu haben, worauf sogleich deren zwei besorgt wurden. Außerdem mag denn wol auch ab und an den Kranken ein gutes Wort zugesprochen werden, wenngleich auch gar Mancher dahinstirbt, ohne in den Schmerzen und der Ermattung der Krankheit nur eines ernstlichen Gedankens an Gott und Ewigkeit fähig zu sein.

„Ehegestern wurden die ersten Kranken vom weiblichen Krankensaal als völlig genesen entlassen: zwei Dienstmädchen, ehrliche Seelen, die mit Thränen der Rührung von mir schieden. An demselben Tage wurde ein armer, abgezehrter Junge von etwa zwölf Jahren nach dem Männersaal gebracht; ich aber behauptete, daß Kinder auf den Frauensaal gehörten, und sogleich wurde auch meinem Gesuch von den Aerzten gewillfahrt, was mich um so mehr freut, weil der Kleine wirklich ein zärtliches, liebenswürdiges Gemüth besitzt. Heute Morgen bot ich ihm einen frischen Zwieback, er wollte ihn aber nicht nehmen, sondern lieber mit einem halben alten sich begnügen, der noch von gestern her auf seinem Bettbrete lag. Als ich in ihn drang, erklärte er mir, daß er den frischen Zwieback so gern für seine jüngere Schwester aufheben möchte, und nur durch die Versicherung, daß ich für diese schon auf andere Weise sorgen werde, ließ er sich bewegen, ihn zu essen.

„Die Herren der Spezialkommission haben fast nur zu viel Aufmerksamkeit für mich, wie sie denn trotz aller Protestationen von meiner Seite darauf bestanden, mein Stübchen ganz vollständig zu möbliren. Es drückt mich das eigentlich, weil mir in solchen Anstalten jede überflüssige Ausgabe wie ein Unrecht erscheint."

Den 3. November Abends 11 Uhr. „Beim Anbruch der Nacht nach einem sehr unruhigen Tage mit einer Wärterin bei meinen Kranken wachend, möchte ich mich noch ein Mal im Geiste mit meiner lieben Mutter unterhalten. Ich befinde mich fortwährend sehr wohl, und es ist mir wirklich merkwürdig, welches Maß körperlicher Kraft mir von oben geschenkt wird. In diesem Punkte wenigstens habe ich mir denn doch nicht zu viel zugetraut. So ging ich in der vorigen Nacht, da eine Kranke ankam, die sehr vieler Aufwartung bedurfte, erst um 4 Uhr zu Bette, um halb 7 Uhr stand ich auf, um 7 Uhr wurde mir der Kaffee gebracht, aber um 11 Uhr hatte ich noch keine Zeit gefunden, ihn zu trinken, und mit Ausnahme der Zeit, wo ich die Diäten-

Tabellen schrieb, einer halben Stunde bei Tische, einer halben Stunde Nachmittags auf meinem Stübchen beim Thee, und einer halben Stunde Abends, da ich auf meinem Krankensaal etwas Geistliches vorlas, habe ich den ganzen Tag nicht zehn Minuten auf einem Fleck sitzen können, und doch spüre ich jetzt nicht die mindeste Ermüdung. Und meine liebe Mutter muß ja nicht glauben, das sei nur die Folge eines besonders aufgeregten Seelenzustandes; ich glaube, ruhig und nüchtern zu sein; am wohlsten fühle ich mich freilich, wenn es recht viel zu thun giebt; ein unthätiges Leben im Hospital wäre in der That etwas Schreckliches.

„Mein kleiner Johann Linder ist auf dem Wege der Genesung. Er ist wirklich ein lieber Junge. Wenn er sein Frühstück oder Mittagessen verzehrt hat, und ich komme wieder seinem Bette nahe, so vergißt er niemals für das schöne Essen zu danken, und gewöhnlich wiederholt er diesen Dank auch noch dem Doktor. Einnehmen thut er mit der größten Willigkeit; nur ein Mal, da ich ihn aus dem Schlaf wecken mußte und er noch halb im Traume war, wehrte er sich gewaltig dagegen, indem er behauptete, daß ich ihn vergiften wolle. Als ich ihn endlich doch dazu gebracht, kam eine Wärterin und fragte: „Hannes, kennst Du denn die Mamsell nicht?“ Die Augen aufreißend antwortete er: „Ach ja, nu seh ick all!“ und mit dem bittendsten Tone fügte er unmittelbar hinzu: „Ach, vergeben Se mi doch!“ An seiner Mutter hängt er mit großer Liebe, und rechnet die Stunden aus, wenn er auf ihren Besuch hoffen darf; aber doch erklärte er, er wäre lieber hier, als zu Hause, denn — hier bekäme er satt zu essen.“

Der Arzt vertraute Amalien, daß der Knabe, trotz seiner augenblicklichen Genesung, für später doch von der Auszehrung bedroht sei und nur durch bessere Nahrung und Pflege gerettet werden könne. Dieser Gedanke ließ ihr mitten unter den täglichen und stündlichen Anforderungen, die an sie gemacht wurden, nicht eher Ruhe, als bis es ihr gelungen war, durch eine Subskription so viel zusammen zu bringen, wie nöthig war, um den Knaben bei einem tüchtigen Schullehrer in Kost und Lehre geben zu können.

Auch für Andere unter den Kranken sorgte sie, damit sie nach ihrer Genesung in bessere Verhältnisse kommen möchten, und als sie am 6. Dezember das Hospital verließ, wo sie acht Wochen weniger einen Tag gewacht, gewaltet, gedient und gebetet hatte, da konnte sie es mit der innerlichen Gewißheit thun, noch mehr als ihre übernommenen Pflichten erfüllt zu haben.

Auch blieb die öffentliche Anerkennung nicht aus: vier Herren von der Spezialkommission überreichten ihr am Morgen des Tages, wo sie zu ihrer

Mutter und ihren Kindern zurückkehrte, eine Dankadresse; am Nachmittag erhielt sie eine ähnliche von der General-Gesundheits-Kommission zugesandt, und das allgemeine Lob war nicht minder laut, wie früher der allgemeine Tadel gewesen.

Dennoch hatte Amalie die Einsicht gewonnen, daß es noch nicht an der Zeit sei, mit dem Entwurf zu einer barmherzigen Schwesterschaft hervorzutreten. Hingegen brachte sie einen andern mit aus dem Hospital, einen, der leichter und verschwiegener auszuführen war, den Entwurf einer Vereinigung von Frauen für Armen- und Krankenpflege. Sie hatte ihn während der letzten Tage, die sie im Hospital zugebracht, niedergeschrieben, den beiden ihr befreundeten Aerzten, Siemßen und Siemers, zur Prüfung vorgelegt, von ihnen die freundlichsten Zusicherungen für die Unterstützung des Unternehmens erhalten, Theilnehmerinnen gesucht, nach manchem Fehlschlagen gefunden und am 13. Mai 1832 in ihrer Mutter Hause zum ersten Male die zwölf Frauen um sich versammelt, welche sich mit ihr zu dem christlichen Werke des Krankenbesuches verbanden. Am 7. Januar 1859 legte sie die Leitung ihres Vereins in die Hände ihrer fünf Gehülfinnen nieder. Während dieser ganzen Jahre hatte sie unermüdlich für ihre Schöpfung gewirkt. Oft sah es schlimm um deren Fortbestehen aus, die Kasse war mehr als ein Mal bedenklich leer. Fünf Jahre nach der Gründung, im Oktober 1837, hatte der Verein sogar ein Defizit von 7—800 Mark. Amalie aber verlor den Kopf nicht. Sie erkannte, „daß sie alle Segel aufspannen müßten, um das Schifflein ihrer Finanzen wieder flott zu machen;" indessen zweifelte sie keinen Augenblick, „daß Gott seine Hand nicht abziehen würde." Subskriptionsbogen gingen in einigen Straßen von Haus zu Haus, und binnen wenigen Tagen war nicht nur das Defizit gedeckt, sondern auch noch ein Ueberschuß von einigen hundert Mark in der Kasse. Da ließ Amalie mit dem Sammeln einhalten. Man müsse nur bitten, wenn es wirklich Noth thue, sagte sie, und führte dabei aus dem Hamburgischen Gesangbuche die Verse an:

Unser Wunsch geht nicht auf's Weite,
Gieb nur heute, g'nug für heute,
Morgen wird ein neues Fleh'n
Neues Manna fallen seh'n.

Das „neue Manna" fiel schon im Dezember desselben Jahres. Der Verein hatte die Vergünstigung erhalten, bei der Besichtigung des neuerbauten **Johannisklosters** ein Becken zum Sammeln aufzustellen — der Ertrag belief sich binnen acht Tagen schon auf mehr als 1000 Mark, wie Amalie

denn überhaupt die Liberalität und das Vertrauen, womit ihre Mitbürger ihr entgegenkamen, nicht genug zu rühmen wußte und sich durch dieses gemeinsame Wirken mit ihnen und folglich mit der Vaterstadt immer inniger verbunden fühlte. Als der Verein beschloß, eine ihm durch die Schenkung eines Greises gewordene Summe von 10,300 Mark Banko zum Bau von Armenwohnungen anzuwenden, überließ die Stadt ihm den nöthigen Grund und Boden. Im Jahre 1840 wurde das Vereinsstift bereits von neun armen Familien bezogen, nach dem großen Brande mit Hülfe der Unterstützungsbehörde durch zwei Gebäude, jedes zu 24 Wohnungen, vergrößert. In dem ursprünglichen Gebäude waren gleich von Anfang an vier Zimmer für ein Kinder-Hospital, eine Stiftung des Dr. Morath, bestimmt worden. Die Pflege darin übernahm der Verein unentgeltlich, die Erleuchtung, Heizung und Beköstigung nur gegen Vergütung der Kosten. Im Jahre 1847 konnte aus freiwilligen Gaben ein neues von 30 Betten gegründet werden. Früher schon war eine Art Seminar für Erzieherinnen zu Stande gekommen, wo Amalie auch unterrichtete; zu gleicher Zeit fast war sie zum Mitglied eines Vereins zur Fürsorge für entlassene Sträflinge gewählt worden, die einzige Frau, der diese Auszeichnung zu Theil wurde. Sie schrieb damals: „Ich besitze in meiner Stellung einen schönen, und ich glaube es sagen zu dürfen, einen immermehr sich erweiternden Wirkungskreis. Das Vertrauen meiner Mitbürger, in dem ich mich wirklich sehr glücklich fühle, weist mir für meine Kräfte, so weit sie irgend reichen, genügenden Spielraum an. Ich finde eine süße Befriedigung darin, daß meine Thätigkeit von den verschiedensten Menschen und in der verschiedensten Weise in Anspruch genommen wird; daß ich ziemlich betrachtet werde als Eine, die nicht sich selber angehört, sondern die von Gott berufen ist, eine Dienerin zu sein aller Derer, die ihres Rathes und ihrer Hülfe bedürfen."

Das geschah denn auch in der That. Es liegt in einem Briefe an ihre Erzieherin eine Schilderung vor, wie sie im Sommer 1837 die drei Tage, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag, zuzubringen pflegte. Sie sagt darüber: „Am Dienstag stehe ich um halb 5 Uhr auf und habe dann bis 6 Uhr für die Kinder zu arbeiten. Das Morgenfrühstück wird bei der Arbeit eingenommen. Um 6 Uhr gehe ich zur Stadt, und komme etwa ein Viertel nach 7 Uhr im Stadthause an. (Der Saal des Stadthauses war dem Verein zu dessen Versammlungen eingeräumt worden.) Hier warten schon Arme auf mich, bisweilen wol 20 und darüber, die mich zu sprechen begehren. Das dauert wol bis halb 9 Uhr, wo ich dann nach unserm Hause gehe, die

dort etwa an mich eingelaufenen Billete und dergleichen durchsehe, noch Einiges auf den Unterricht vorbereite, und wenn die Zeit sich findet, auch noch vor den Stunden einen Gang für die Armen zum Armenarzt, Pfleger und dergleichen oder auch zu den Armen mache. Um 10 Uhr kommen meine Kleinen zu mir und bleiben bis gegen zwei Uhr. Um 2 1/2 gehe ich nach unserer Freischule, wo ich bis 3 1/2 Uhr Religionsunterricht ertheile. Die Zeit von 3 1/2 bis 5 Uhr ist entweder durch Gänge oder schriftliche Arbeiten für den Verein ausgefüllt. Um 5 Uhr versammeln sich bei mir einige frühere Schülerinnen, und ich halte mit ihnen erst eine förmliche Bibelstunde; nachher trinken wir zusammen Thee und unterhalten uns; zuletzt pflege ich ihnen noch irgend eine sie interessirende Mittheilung aus dem Gebiete der Literatur und dergleichen zu machen. Um 8 Uhr gehen sie auseinander. Inzwischen sind bei mir die Berichte über die von den Damen des Vereins gemachten Armenbesuche eingelaufen. Diese Berichte, weit über 100 an der Zahl, müssen nun von mir durchgesehen, Manches daraus notirt, die Besuche neu vertheilt werden. Diese Arbeit beschäftigt mich, so lange ich mich noch wach erhalten kann. Den andern Morgen wieder um 4 1/2 aufgestanden und dann sogleich an's Korrigiren der mir von den Kindern gelieferten Arbeiten. Ein Viertel nach 7 wieder nach dem Stadthause, um den Armen Audienz zu geben. Von 8 1/2 bis um 12 Uhr Schule. Die Zeit von 12 bis 3 Uhr wird in der Regel noch ganz ausgefüllt mit Arbeiten für den Verein. Präzise um 3 Uhr gehe ich nach dem Stadthause zur wöchentlichen Versammlung des Vereins, die bis nach 4 1/2 dauert. Komme ich gegen 5 Uhr nach Hause, so wartet auf mich schon wieder eine Schaar armer Kinder, denen ich Religionsunterricht ertheile. Nachdem ich sie um 6 Uhr entlassen, habe ich entweder Aufsätze zu korrigiren oder dergleichen, oder, und das ist der gewöhnlichere Fall, ich mache Armenbesuche bis gegen 9 Uhr. Dann aber, die letzten Stunden dieses Tages, pflege ich zu guten Freunden zu gehen, um in ihrer Gesellschaft und Unterhaltung ein wenig abzuspannen. Am Donnerstag Morgen geht es ebenso wie am vorhergehenden Morgen, nur daß die Kinder dies Mal nicht bis 12, sondern nur bis 11 1/4 bleiben. Aber dafür kommen denn auch um 11 1/2 schon meine, Ostern vorm Jahr entlassenen Schülerinnen, mit denen ich mich auf ähnliche Weise, wie mit den älteren Mädchen am Dienstag Nachmittag, beschäftige: erst eine Bibelstunde, dann Frühstück und Unterhaltung, und zuletzt Vorlesung irgend eines ausgezeichneten Dichterwerkes; jetzt beschäftigt uns der „Cid“ von Herder. Um 2 1/2 Uhr gehen sie auseinander. Dann findet sich für mich noch immer Manches zu ordnen.



Amalie Sieveking ihre Armen besuchend.

Wenn das geschehen, mache ich mich auf den Weg nach Othmarschen, (wo sie mit der Pflegemutter wohnte); unterweges werden noch Arme besucht, und so komme ich etwa um $6^1/_2$ Uhr bei der guten Mutter an, welcher dann der übrige Abend gehört. Du findest in dem Bericht dieser drei Tage keiner Zeit zum Mittagsessen erwähnt, und die nehme ich mir auch wirklich nicht. Zwischendurch wird etwas Butterbrod, dabei vielleicht etwas kaltes Fleisch, ein hartgekochtes Ei und dergleichen, gewöhnlich nur im Stehen genossen. Das finde ich für mich völlig ausreichend."

Es würden nicht viele Naturen sich eine solche Thätigkeit zumuthen dürfen, ohne an Geist und Gesundheit dadurch zu Grunde zu gehen; die Amaliens aber war dazu angelegt, keinen Augenblick für sich nöthig zu haben, ja, nicht recht zu wissen, was sie mit einer gelegentlichen Ruhe anfangen solle. Selbst „zu reisen, nur um zu reisen" wäre ihr unmöglich vorgekommen. „So einen ganzen Tag unbeschäftigt im Wagen zu sitzen, hat für mich einmal immer etwas Langweiliges und höchst Ermüdendes," schrieb sie bei ihrer ersten Reise nach Kopenhagen; „die angestrengteste Thätigkeit in meinem Berufe fatiguirt mich weniger, als ein solches gezwungenes Nichtsthun."

Dennoch wurde sie mehr und mehr zu solchem Nichtsthun genöthigt. Die Königin Karoline Amalie von Dänemark begnügte sich nicht damit, Amalie ein Mal in Sorgenfrei zu haben, Amalie mußte noch drei Mal wiederkommen, und der Briefwechsel mit ihrer königlichen Freundin, die schon als Kronprinzessin bei einem Besuch in Hamburg eine Neigung zu ihr gefaßt hatte, war ein lebhafter und ausführlicher. Nachdem sie 1849 bei einem Besuche in Berlin eine Audienz bei der Königin Elisabeth gehabt, trat sie auch mit dieser in brieflichen Verkehr. Die Geschwister in England wollten denn auch besucht werden, und seit Amalie eine „berühmte Person" geworden war, erhielt sie nicht nur vielfache Besuche, sondern auch häufig Einladungen in diese oder jene Stadt, um durch öffentliche Vorträge im Sinne ihres Vereins zu wirken. Zum ersten Male trat sie in dieser Art im Oktober 1841 zu Bremen auf, und zwar mit vieler Gelassenheit, wie sie sich denn nicht so leicht, oder eigentlich gar nicht mehr aus der Fassung bringen ließ. So war also, obgleich durch den 1839 erfolgten Tod der Pflegemutter eine der Pflichten weggefallen war, die sie mit am meisten in Anspruch nahmen, doch keine ihrer Stunden ohne bestimmten Inhalt, um so mehr, da auch die Geselligkeit ihr immer lieber und nothwendiger wurde. Zur Abfassung ihrer jährlichen Berichte über ihren Verein benutzte sie meistens die freien Stunden, welche eine Reise oder ein Badeaufenthalt ihr ließ.

Wenn wir nun fragen: wie war Amalie selbst, als ihr Leben sich so gestaltet, wie sie es wol brennend gewünscht, aber schwerlich je so schön geahnt hatte? Welchen Einfluß übte die öffentliche Anerkennung, die allgemeine Achtung, der ungetheilte Beifall, der ihre Bestrebungen krönte, auf ihr Gemüth? Ihre eigenen Aeußerungen geben uns darüber die befriedigendste Auskunft. Vor Allem war sie froh in Gott. Im Jahre 1837, wo ihr Verein so schön zu blühen begann, schrieb sie nach England an den Bruder: „Zur Loosung meines Lebens möchte ich jetzt den Paul Gerhardt'schen Vers machen:

Mein Herze geht in Sprüngen,
Ich kann nicht traurig sein,
In mir ist Freud' und Singen
Und lauter Sonnenschein.
Die Sonne, die mir lachet,
Ist Heiland Jesus Christ;
Das, was mich singen machet,
Ist, was im Himmel ist."

Zwei Jahre später schrieb sie: „Das Leben ist mir lieb, und wie sollt' es nicht? Ist es doch für mich mit so viel tausend Gütern geschmückt! Der

kopfhängerischen Frömmigkeit, die da meint, um die Glorie des Himmels hervorzuheben, das Pilgerleben hienieden recht verläumden zu müssen, bin ich immer feind gewesen."

Ebenso tolerant wie gegen die Freude am Leben und dessen rechtmäßigen Genuß war sie auch gegen Andersdenkende. „Eine Annäherung zwischen Gläubigen und Ungläubigen halte ich für sehr gut und viel heilsamer, als das schroffe Aburtheilen von beiden Seiten, ohne sich doch genau zu kennen," schrieb sie einst über ihren jungen Freund, den Dr. Siemßen, und ihren Vetter, den Syndikus Sieveking, schilderte sie nach seinem Tode mit schlagender Einfachheit also: „Seine Frömmigkeit war aufrichtig und wahr. Sie ging mehr in die Tiefe, als in die Breite; Heuchelei und geistlicher Stolz waren ihm in innerster Seele verhaßt, und was er den Kanzleistyl der Frommen nannte, das sagte ihm wenig zu. Aber die evangelische Wahrheit hervorleuchten zu lassen aus seinem ganzen Wandel, darauf war sein ernstliches Bestreben gerichtet." Mit gleich liebevoller Gesinnung sagte sie von einem ihrer Neffen, der eine Zeit lang als Arzt in Hamburg gelebt und viel für ihr Kinderhospital gewirkt hatte: „Manche Ungleichheit und Schroffheit in seinem Charakter, wie auch ein von dem meinigen bedeutend abweichender religiöser Standpunkt machten es nicht immer leicht, ihn in der rechten Weise zu nehmen, aber die Schwierigkeiten der Aufgabe ließen sie mich doppelt interessant finden." Und die Nothwendigkeit der vermehrten geselligen Beziehungen erklärt sie mit einem schönen Nachgeben wie folgt: „Viele Menschen verzeihen mir die ernstere religiöse Richtung meines Charakters nur um deswillen, weil sie sehen, wie mich das nicht hindert, Theil zu nehmen an ihren Freuden. Für meine ganze Stellung aber ist es nicht unwichtig, daß ich durch eine Zurückgezogenheit, welche die Welt immer als Kopfhängerei verschreien würde, keinen Anstoß gebe." Amalie handelte darin sehr weise: wer besser ist, als seine Mitmenschen, muß sich dafür ihre Verzeihung zu erwerben wissen.

In der Politik spricht sie sich überall, wo sie diesen Gegenstand berührt, was besonders in den Briefen an die Königin von Dänemark geschieht, mit derselben echt weiblichen Mäßigung aus.

Im November 1848 schreibt sie: „Ich weiß wohl, daß von dem Glauben an die Menschheit sehr oft in einem unevangelischen Sinne gesprochen wird; daß es Philosophen giebt, welche die arme kranke Menschennatur auf den Thron setzen und vor diesem Götzen dann ihr Knie beugen möchten. Das ist natürlich meine Meinung nicht. Aber ich glaube an ein Göttliches

im Menschen, auch in dem am tiefsten Versunkenen; ich glaube, daß der Gotteshauch, durch den der Mensch eine lebendige Seele ward, wie jede unmittelbare Emanation Gottes, die Ewigkeit des göttlichen Wesens theilt, daß der dadurch entfachte Funke des göttlichen Lebens unter dem Wust der Sünden wol tief vergraben, aber nie ganz ausgelöscht werden mag. So gebe ich selbst bei dem Anblick des ruchlosesten Sünders gern der Hoffnung Raum, ihn dereinst noch als einen Bruder in Christo begrüßen zu dürfen. Ist mir doch auch noch keine Menschenseele vorgekommen, von der ich sagen möchte, daß in ihr das göttliche Element der Liebe gänzlich erstorben sei. Und auf der andern Seite, wer will einen Reinen finden, da Keiner rein ist? Wo fände man die Menschenseele, in welcher die Liebe Gottes schon so gänzlich ausgegossen, daß in dieser heiligen Glut alle Schlacken der Sünden verzehrt wären? Deshalb, muß ich gestehen, erscheint mir der Unterschied zwischen Bösen und Guten vielmehr als ein relativer, denn als ein spezifischer, und weil ich zu glauben wage, daß ich Theil haben werde an der Gnade in Christo, so kann ich an der Rettung keiner Menschenseele verzagen. Was nun namentlich die feindliche Stellung der Menschen gegeneinander betrifft, so glaube ich, daß dabei in den meisten Fällen mehr Mißverstand, als böser Wille im Spiele; ich glaube, daß sehr oft auf beiden Seiten Recht und Unrecht ist, und daß Manches, was in dem heftigen Parteikampfe die erhitzten Gemüther einander als Bosheit und Niederträchtigkeit vorwerfen, ihnen in dem Lichte der Ewigkeit vielmehr als Irrthum und Unverständigkeit erscheinen werde." Sie setzt hinzu: „Ich halte es für einen großen Vorzug meiner Stellung, daß ich mich nicht gar viel um die Politik zu kümmern brauche. Ich lese nur das Nothwendigste, und inmitten meiner Kinderwelt und an dem Krankenlager der Armen befasse ich mich wenig mit den Händeln der Völker und Fürsten. Wenn ich dann nachher wieder ein Mal hineinblicke in das wüste Treiben, so geschieht es doch mit frischem und klarem Auge, denn bei den Kindern und Armen gilt es, viel nach oben zu schauen, und da wird das Auge klar."

In einem Briefe vom Juni 1855, der ebenfalls an die Königin gerichtet ist, äußert Amalie: „In den Augen Mancher sind politische Leidenschaften und Vaterlandsliebe identisch, aber das ist nach meiner Ansicht falsch. Ich würde vom Patriotismus die Definition geben, daß er die Liebe ist zu dem Lande, worin wir nach Gottes Rathschluß geboren worden, vor allen andern Ländern; die Liebe zu dem Volke, mit welchem Gott uns in Verbindung gesetzt hat, vor allen andern Völkern. Der unserer Natur so

tief eingepflanzte Trieb ist gewiß eine deutliche Anzeige von dem Willen unsers Schöpfers in dieser Beziehung, und geheiligt durch das Christenthum muß die Vaterlandsliebe sicherlich auch zu den christlichen Tugenden gerechnet werden. Eins muß ich jedoch gestehen, was manchem hitzigen Patrioten vielleicht anstößig sein würde: das Gefühl des Nationalhasses halte ich mit dem Geist des Christenthums durchaus unvereinbar. Ich weiß wohl, daß der Kosmopolitismus nur zu oft die Larve der Selbstsucht ist; unter dem Vorwande, das Wohl des ganzen menschlichen Geschlechtes im Auge zu haben, vernachlässigt man nicht nur die Interessen des eignen Vaterlandes, sondern auch die Interessen Derer, die durch die heiligsten Bande mit uns verknüpft sind. Aber ich bin fest überzeugt, daß der christliche Kosmopolitismus, indem er unsere Herzen weit macht, doch im Mindesten nicht der Tiefe und Innigkeit unserer Gefühle Abbruch thut. Die alten Germanen wurden oft durch das wilde Geschrei ihrer Weiber zum Blutvergießen angefeuert; aber diese Rolle können wir doch der christlichen Frau nicht anweisen. Kann ihre Mission je eine andere sein, als die Mission vermittelnder, langmüthiger, aufopfernder Liebe?"

Trotz dieser Liebe, mit welcher sie die ganze Menschheit umfaßte, war Amalie doch von aller falschen Humanität gänzlich frei, und wußte bei passenden Gelegenheiten ihre Meinung unumwunden herauszusagen. Wir könnten als Belege hiervon noch eine Menge von Kernstellen aus ihren Briefen mittheilen, eben so wie uns noch Vieles davon zu erzählen bliebe, wie sie stets auf der Hut gegen mögliche versteckte Eitelkeit und Selbstüberschätzung war; wie sie sich mit ihrem bescheidenen, ihr von der Pflegemutter gesicherten Einkommen einzurichten wußte; nie annahm, was sie nicht bedurfte; dagegen, wo es nöthig war, ohne alle falsche Scham sowol für Andere zu bitten, wie von den Ihren und ihren Freunden für sich zu empfangen vermochte, wie sie selbst in späteren Jahren noch mit gleicher Lust lernte wie lehrte, und bis zu ihren letzten Tagen mit ihren Kindern Kind war. Aber der Raum, der uns gestattet ist, geht zu Ende, und wir müssen uns darauf beschränken, hier nur noch theilweise einen Brief dieses wackern und seltenen Wesens zu geben: ihren Abschiedsbrief an die Geschwister in England.

Sie hatte dieselben im September 1855 besucht und von der Reise eine Erkältung mitgebracht, welche sich hartnäckig zeigte. Eine Badekur in Lippspringe, welche sie den folgenden Sommer brauchte, war nicht von Erfolg, im Jahre 1857 wurde sie nach Soden bei Frankfurt am Main geschickt. Vorher war sie am 23. Mai, wo ihr Verein sein fünfundzwanzigjähriges

Jubiläum gefeiert hatte, noch ein Mal mit einer Rede aufgetreten, die sie am 22. August in Frankfurt am Main, obgleich nur mit höchster Anstrengung, vor einem Kreise von Damen wiederholte. Auch das Reisen strengte sie sehr an, und als bei der großen Handelskrisis im Herbst dieses Jahres auch das Haus ihres Bruders und folglich sie mit von dem allgemeinen Unheil betroffen wurde, äußerte sie mit wehmüthigem Lächeln: „Jedes Unglück hat doch auch seine gute Seite — jetzt brauche ich wenigstens keine Badereise mehr zu machen."

Das nächste Jahr blieb sie denn auch still daheim, so viel wie möglich den lieben gewohnten Pflichten in alter Weise obliegend. Aber als es sich zu Ende neigte, da ging es auch mit Amaliens Kraft auf die Neige. Sie hatte noch die große Freude, daß der Bruder seine Geschäfte wieder aufnehmen konnte; dann fühlte sie, daß es Zeit sei, die Rechnung ihres thätigen und gesegneten Lebens abzuschließen.

Am 26. Oktober 1858 genoß sie in der Kirche das letzte Abendmahl. Vom 1. November an verließ sie das Haus nicht mehr. Ende Dezember hielt sie mit ihren früheren Schülerinnen die letzte Bibelstunde, am 7. Januar 1859 verfügte sie — um so zu sagen — testamentarisch über ihren Verein, am 5. März endlich unterrichtete sie zum letzten Male ihre Kinder. Und dann schrieb sie in vielen Absätzen an ihren Bruder den letzten Brief, den sie am 8. März schloß. Es war die Antwort auf Briefe von den Geschwistern. Amalie hatte mit dem Schreiben gezögert, bis es besser oder schlechter mit ihr sein würde: dieser Fall trat ein; sie schrieb: „Ihr habt nun wol gehört, daß es, leider, zu dieser letzten Alternative gekommen ist. Donnerstag, den 24. Februar, gab ich den Kindern noch zuletzt Stunde, ich glaube sagen zu können, mit ungeschwächter geistiger Kraft. Während der Spielstunde tobten sie in ungestörter Lustigkeit um mich herum, wie ich ihnen das in meiner ganzen Krankheit gern gestattet habe. Da ich durchaus nicht an den Nerven leide, und mein Kopf ganz frei ist, so kostete mir das gar kein Opfer, und auch an jenem Tage konnte ich mich daran nur erfreuen. Den Tag darauf aber, Freitag, fühlte ich mich so matt, daß es mir unmöglich fiel, die erforderlichen Vorarbeiten für den Unterricht zu machen, und am Sonnabend, wo ich die Kinder wieder erwartete, war es mir gleich beim Erwachen klar, daß der Herr nun auch dieser, mir so unendlich liebgewordenen Thätigkeit ein Ziel gesetzt. Da habe ich sie denn niedergelegt in die Hand meines treuen Heilands, und siehe, da nun die Nothwendigkeit vorhanden, hat er sie mir über Erwarten leicht gemacht. Ja, er hat mir noch eine große Freude

geschenkt in dieser Beziehung. Ich hoffe, daß mein kleiner Kreis, der mir in den letzten Jahren so viel Freude gemacht hat, in einem Kursus wird vereinigt bleiben; die Eltern der Kinder sind allen meinen desfalls gemachten Vorschlägen mit großer Freundlichkeit entgegengekommen." Sie rühmt nun überhaupt die Liebe und Freundschaft, die ihr von allen Seiten zu Theil werde, und fährt dann fort: „Meine Krankenstube, d. h. meine liebe Wohn- und Schulstube, ist ganz vorzüglich freundlich; ich habe da die schöne Sonne aus erster Hand, und in der Stube umgiebt mich ein beständiger Blumenfrühling; ist ein Topf, ein Bouquet abgeblüht, so hat die Güte meiner Freunde gewiß schon wieder für etwas Frisches gesorgt." Nachdem sie auch ihres Hundchens „Prinz", sowie der Bereitwilligkeit gedacht, mit der mehrere junge Mädchen sich erboten, bei ihr zu bleiben, sobald sie es wünsche, setzt sie hinzu: „Nach alledem, meine theuern Geschwister, werdet Ihr wol einsehen, daß, wer in kranken Tagen so viel Erleichterungen hat, nicht eben berechtigt ist, der von ihm bewiesenen Geduld sich zu rühmen, besonders wenn er, wie ich, verschont bleibt mit großen, anhaltenden Schmerzen. Manche liebe Freunde schreiben mir auf meinem Krankenlager offenbar eine gewisse Verdienstlichkeit zu, die ich nicht habe. Sie verwundern sich der Ruhe, womit ich meine Anordnungen, wie es nach meinem Tode solle gehalten werden, mache, als ob es sich nur um eine etwas weitere Reise handle; aber wenn sie das als reines Resultat meines inneren Glaubenslebens ansehen, so irren sie sich doch. Es muß dabei mein natürlich ruhiges und klares Temperament in Anschlag gebracht werden, so wie auch meine jetzige Ermattung, die mich gegen jedes lebhaftere Gefühl gleichsam abstumpft, so daß in Manchem, was mir als Frucht des Glaubens angerechnet wird, wol eine starke Beimischung von Apathie sich finden möchte."

Ueber den Abschied von ihren Kindern sagt sie: „Ich redete noch etwa eine halbe Stunde mit ihnen über 2. Petri 1, 10—27. Natürlich waren die Kinder sehr gerührt, und ich selbst war ein paarmal von Rührung so überwältigt, daß ich kleine Pausen machen mußte. Doch hoffe ich meine Absicht erreicht zu haben, welche dahin ging, ihnen ein möglichst freundliches Bild des Todes, des Abscheidens von dieser Erde, zu geben." Der Schluß des Briefes ist voll tiefer Innigkeit. „Und nun, Ihr lieben, theuern Geschwister, muß ich denn für heute auch von Euch Abschied nehmen. Ob dies „für heute" nun schon unsere ganze beiderseitige Erdenzeit einschließt, wer möchte das sagen! Mir genügt daran, daß unsere Verbindung eine vom Herrn reich gesegnete gewesen, und nun will ich Euch nur noch den Dank

aussprechen, tausend, tausend Dank für alle die Beweise geschwisterlicher Liebe, die Ihr mir in einer so langen Reihe von Jahren gegeben habt. Gott sei mit Euch, und bittet ihn, daß er mir doch auch in der letzten ernsten Stunde recht fühlbar nahe sein möge. In Ewigkeit Euer in treuer Liebe."

Der Abschied sollte einer für die Erde sein. Ein Lungenflügel war ganz aufgelöst, vom andern nur noch wenig vorhanden. Am 12. März sagte der Arzt Amalien, daß es nur noch wenige Tage währen könne. Sie quälte sich aber doch noch bis zum 1. April, denn die letzten Wochen wurden ihr zur Qual, besonders vom 20. März an, wo sie zuerst ganz im Bett bleiben mußte. Sie hoffte bereits am nächsten Tage die Erlösung, und fragte ein Mal sogar: „Bin ich schon kalt?" Am 25. frug sie um 4 Uhr Nachmittags nach der Stunde, und sagte dann: „Mein Gott, mein Gott, so spät, und ich bin noch hier?" Am 27. äußerte sie, gemartert durch furchtbare Beängstigungen: „Ich begreife nicht, daß ich noch lebe." An ihrem Todestage jammerte sie: „Wie schwer, wie lange!" dann: „Ach Herr, ich kann nicht mehr!" und endlich: „Ach, das Sterben ist schwer!" Es wurde ihr der Psalm: „Wie der Hirsch schreiet u. s. w." vorgelesen, sie faltete die Hände und seufzte: „Mein Herr! mein Herr!" dann war der Kampf ausgekämpft, und sie schlief sanft ein.

Sie hatte ausdrücklich ein Armenbegräbniß begehrt, man ehrte ihren Willen. Am 5. April in der Frühe vor Thoresöffnung wurde der aus vier schwarzen Brettern bestehende Sarg durch die beiden bestellten Armenträger auf der Armenleichenbahre bis zum Gottesacker der Gemeinde Ham und Horn getragen, und dort im Stieg der Kirche niedergesetzt. Aus Stadt und Vorstadt strömten Arme und Freunde herbei, und der Sarg verschwand bald unter Blumen und Kränzen. Ein Freund Amaliens, welcher einst auch der ihres Gustav gewesen, Pastor Rautenberg, redete über den Spruch des Jeremias: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte." Dann trugen acht Brüder des Rauhen Hauses den Sarg nach der Familiengruft des Syndikus Sieveking, der Pastor der Gemeinde sprach das Schlußgebet und den Segen, der Sarg ward hinabgesenkt, und Freunde, Schülerinnen und Arme warfen ihm die letzten Blumen nach.

Nicht vielen Frauen ist ein so wirkungs- und nutzreiches Leben gegönnt, wie Amalie Sieveking; viele, ja, die meisten haben andere Pflichten. Alle aber mögen von ihr lernen: wie sie ihre Pflichten erfüllen sollen und können.



XV.

Maria Malibran.

(Geboren 1808, gestorben 1836.)

Gott schuf sie, gleich einer Blume, an einem Festtage.
Madame Malibran par la comtesse Merlin.

Eine halbe Stunde von Brüssel, am Ausgang der Allée verte, der vierfachen Lindenreihe an der Seite des Kanals, welcher nach Mecheln führt, liegt jenseits desselben und jenseits der Brücke, die ihn hier überwölbt, das Dorf Laeken.

Es ist, was die Dörfer in der unmittelbaren Nähe von großen Städten immer sind, Alles eher als ländlich, und zeichnet sich auch sonst auf keine Weise aus. Dennoch wird es viel besucht, denn es enthält ein geschichtlich bedeutendes Schloß und ein künstlerisch bedeutendes Grabmal. Das Schloß ist das des Königs der Belgier, Leopold's I., das Grabmal das der Sängerin Maria Malibran.

Nichts ist schwerer, als Grabmäler bauen, mit Raumersparniß nämlich. Ist diese Nothwendigkeit vorhanden, so paßt wirklich nur ein Stein, der sich über den Todten legt, oder ein Kreuz, das sich gen Himmel aufrichtet. Das fühlt man recht, wenn man in die kleine Kuppelkapelle eintritt, wo das Marmorbild der Sängerin sich zum Fluge aufwärts zu erheben scheint. Unwillkürlich hat man die Empfindung, es müsse sich, wenn es ernstlich hinaus wolle, an der niedrigen Decke die Stirn einstoßen. Zum Glück ist der Ruhm der Sängerin nicht so eingeschlossen worden, wie ihre Statue, sondern hat sich hoch und frei durch alle Länder schwingen können.

Die Malibran hatte, als sie erschien, viele Stimmen zu überflügeln, oder selbst nur zu erreichen. Schon im 17. Jahrhundert begannen dramatische Sängerinnen die Gesellschaft zu beschäftigen. Mademoiselle Maupin, geb. 1673, gest. 1707, machte einen Lärm, wie ihn heut' zu Tage die ruhmsüchtigste Sängerin kaum lauter wünschen könnte. Sie sang Lully in Marseille und in Paris, ging in Männerkleidern, hatte Duelle, war Primadonna in Brüssel und Kammerjungfer in Spanien, wo es ihr so schlecht ging, und endete als vernünftige Frau, die von ihren Renten lebte. Vittoria Tesi, geb. 1690 zu Florenz, sang in Dresden, Neapel, Madrid, wurde von Kaiser Karl VI. in Wien an der Oper angestellt, und starb in hohem Alter als Ritter der Treue und Beständigkeit, wozu der König von Dänemark sie ernannt hatte, und als Frau des Theaterfriseurs Tramontini. Francesca Cuzzoni, geb. 1700 in Parma, vermählt 1726 mit dem Klavier- und Orgelvirtuosen Sandoni, glänzte in London, als Faustina Bordoni hinkam, welche mit ihr in einem Jahre geboren und eine Venetianerin war. Die Eifersucht zwischen Beiden war so arg, daß Thätlichkeiten daraus entstanden. Faustina verließ London, heirathete in Venedig den Kapellmeister Hasse, kam mit ihm 1731 nach Dresden, wo sie, während er in Italien und England reiste, die Oper beherrschte, und starb 1786, sechzehn Jahre später als die Cuzzoni, welche in London auch mit Händel so in Streit gerieth, daß er sie zum Fenster hinauswerfen wollte, dann in Wien umsonst 20,000 Gulden jährlich verlangte, dann, nach London zurückgekehrt, wegen Schulden eingesperrt wurde und zuletzt in Bologna Knöpfe machte, um nicht zu verhungern. Madame Favart, geborne Ducoudray, in Paris als Mademoiselle Chantilly bekannt, debütirte an der Opéra comique, wo ihr Mann Direktor war, und folgte ihm, als er dieselbe Stelle bei einer Truppe übernahm, welche den Marschall von Sachsen während seiner Campagne in Flandern unter-

halten mußte. Der Marschall siegte, Favart machte Couplets, seine arme Frau zog sich die Ungnade des sonst so liebenswürdigen Marschalls zu, wurde in ein Kloster gesteckt, kam wieder heraus, kam nach Paris an die Comédie italienne, half ihrem Mann bei seinen Stücken, spielte die Hauptrollen darinnen und starb 1772, erst 45 Jahr alt, allgemein bewundert und bedauert.

Mit ihr tritt die Sängerin in die gute Gesellschaft und in den Salon ein, wo Sophie Arnould, Pariserin, geb. 1743, gest. 1802, Gluck's erste Iphigenia, sich einen Ruf von Geist und Apropos erwarb, der heute noch fortdauert. Die Mara, Gertrud Elisabeth Schmehling, geb. 23. Februar 1749 zu Cassel, gest. den 20. Januar 1833 zu Reval, die liebste Schülerin des alten Hiller zu Leipzig, war dagegen nur durch ihre Prachtstimme bemerkenswerth, sowie durch den königlichen Eigensinn, mit welchem Friedrich II. sie zu Berlin festhielt, wo es Hiller's „Trudel" durchaus nicht gefallen wollte. Mit ihr zugleich glänzte in London, auf dem Theater von Coventgarden, Mrs. Billington, eine Tochter des Musikers Weichsell, geb. zu London 1765, gest. zu Neapel 1818, eine Sängerin, die gleich Vortreffliches in der englischen wie in der italienischen Oper leistete. Wie zum Triumph bestimmt erschien Angelika Catalani, geboren 1784 zu Sinigaglia. Lissabon, Madrid, Paris, London, alle Städte Deutschlands und Italiens erfüllte sie mit der Macht ihrer Stimme, nur in Dresden wollte man sie nicht hören, und in Leipzig fand man sie nicht gut. Bis 1825 herrschte sie, dann begann in Paris ihr Stern abwärts zu gehen. Judith Pasta, geb. 1798 in Serma, gebildet in Mailand, bis dahin unbekannt und unbedeutend, sang Rossini's Desdemona, und obgleich sie diese Rolle noch nicht so ganz begriff und darstellte, wie später, als sie aus England zurückkehrte, so hatte sich doch mit der Desdemona die Pasta offenbart, und die Catalani mußte ihr den ersten Platz einräumen.

Dann traten, Beide 1805 geboren, Henriette Sonntag und Wilhelmine Schröder-Devrient auf die Bühne, und erwarben sich, die erstere einen Weltruf, die zweite eine vaterländische Erinnerung. Die Pasta, die Sonntag und die Schröder-Devrient fand Maria Malibran als anerkannte Künstlerinnen, als sie im Januar 1828 zu Paris in der großen Oper mit der Semiramis debütirte, und sich mit dieser einen Rolle und an diesem einen Abend ihre Stelle unter den europäischen Gesangesgrößen errang.

Einen Monat vorher hatte sie das nicht hoffen dürfen. Einen Monat vorher war sie arm und unbekannt nach Paris gekommen, und doch war sie dort geboren, war die Tochter eines ausgezeichneten Künstlers und selbst schon Alles, was man binnen wenigen Wochen an ihr entdecken und bis in die Wolken erheben sollte. Aber man wußte noch Nichts von Maria Malibran. Ihr war bis dahin nur die Mühe, noch nicht der Lohn der Kunst zu Theil geworden. Ihre Geschichte war noch blos die eines armen gequälten Kindes. Die Gräfin Merlin, die schöne Kreolin aus der Havanna, erzählt diese Geschichte auf das Rührendste. Selbst Sängerin von erstem Rang, verstand sie es ganz, was die Malibran als Künstlerin zu bedeuten hatte, und musikalisch mit der Familie Garcia bekannt, wußte sie auch ganz genau, mit wie vielen Thränen und mit welchen unerhörten Anstrengungen Maria zur „verkörperten Musik" geworden war.

Ihr Vater, Manuel Garcia, war aus Spanien, seinem Geburtslande, mit seiner Familie nach Paris gekommen, um seine musikalische Ausbildung zu vollenden. Damals wurde, 1808, Maria geboren. Bald nachher ging Garcia, immer getrieben von dem Bedürfniß einer höhern Entwickelung, nach Italien, wo er mehrere Jahre studirte und sich seine Schule bildete.

Bei seiner Rückkehr nach Paris war er Meister. Als Othello und Don Juan soll er unübertrefflich gewesen sein. Eben so ausgezeichnet war er als Lehrer. Er allein hat alle seine Kinder ausgebildet.

Maria machte es ihm schwer. Sie hatte weder Neigung zur Musik, noch eigentlich Stimme. Ihr Genie lag wie vergraben, Manuel Garcia jedoch ahnte es, und er war ganz der Mann dazu, um trotz aller Hindernisse einen solchen Schatz zu heben.

Die Kleine mußte arbeiten. Im Anfang ging es schlecht, so schlecht, daß sowol Lehrer wie Schülerin verzweifelten. Bisweilen detonirte Maria dermaßen, daß der Vater vom Flügel aufsprang und sich an's andere Ende des Hauses flüchtete. Ganz in Thränen lief die Kleine ihm nach, hielt ihn am Rock und bat ihn, wieder anzufangen. „Hast Du gehört, wie Du falsch sangst?" frug er dann. — „O ja, Papa!" — „Nun dann ist es gut, dann fangen wir wieder an."

Einer der höchsten Triumphe Maria's war später die Romanze der Desdemona: Assisa al piè d'un salice etc. (Am Fuße von einem Weidenbaum ꝛc.) Die Thränen glitten während des Singens leise über ihre blassen Wangen, ohne daß die Reinheit der Töne dadurch im mindesten erschüttert wurde. Die Gräfin Merlin frug sie einst: „Maria, wie kannst Du so gut

beim Weinen singen?" Sie antwortete schlicht: „Ich habe darauf nicht besonders studirt, aber als ich Kind war, weinte ich oft bei der Stunde, und damit Papa es nicht merken sollte, stellte ich mich hinter ihn und gewöhnte mich, meine Stimme zu beherrschen, während meine Thränen flossen." So hatte Garcia seiner Tochter die Kunst gelehrt.

Dabei besaß er eine fast übernatürliche Macht über das zarte, reizbare Mädchen. Als sie vierzehn Jahre alt war, studirte die Gräfin Merlin eines Abends ein Duett mit ihr. Garcia schreibt eine Verzierung auf, die Maria singen soll. Sie versucht, es will nicht gehen, und sie sagt: „Ich kann es nicht." — Des Vaters Augen blitzen auf. „Was hast Du gesagt?" fragt er. Maria sieht ihn an, zittert, faltet die Hände: „Papa, ich will's singen!" und singt augenblicklich die Stelle. Wie sie es gekonnt, wußte sie nachher selbst nicht. „Papa's Blick", sagte sie zur Gräfin, „hat eine solche Gewalt über mich, daß ich, wenn er es mich hieße, fünf Stock hoch herunterspringen könnte, ohne mir Schaden zu thun."

Mit funfzehn Jahren erlaubte Garcia ihr zum ersten Male öffentlich zu singen, und zwar in einer vierstimmigen Kantate von Rossini, welche zum ersten Male bei der Gräfin Merlin ausgeführt wurde. Die Gräfin sang den Sopran, Maria den Alt. Ihre tiefen Töne waren schon rein und stark, und sie selbst zeigte keine Spur von Schüchternheit. Es war, als wüßte sie bereits, was für eine Zukunft ihr vorbehalten sei. Auf dem Königs-Theater zu London, wo sie in einigen Intermezzostücken auftrat, bewies sie dieselbe Geistesgegenwart. Sie sollte mit Vellutti ein Duett aus Romeo und Giulietta von Zingarelli singen. In den Proben sang Vellutti seine Partie ganz einfach hin; er wollte nicht, daß Maria seine Fiorituren hören und vielleicht nachahmen sollte. Am Abend erst brachte er sie zum Vorschein, überlud sein Solo förmlich damit und endete mit einer so glänzenden Passage, daß ein allgemeiner Beifall losbrach und der Künstler auf seine junge Mitsängerin einen Blick des Mitleids fallen ließ. Unglücklicher Weise hatte er sich zu sehr beeilt, sie zu bemitleiden. Sie nahm alle seine Fiorituren auf, führte sie noch besser aus als er, und schloß mit einer noch glänzenderen Improvisation. Das Publikum klatschte wie rasend, Vellutti zwickte sie entsetzlich in den Oberarm, murmelte wüthend: „Briccona!" das Femininum von Schelm oder Schuft, und Maria hatte die erste Erfahrung gemacht, wie es auf der Bühne zugehen kann.

In New-York, wohin Garcia jetzt ging, versuchte Maria sich zuerst in ganzen Rollen, und gefiel besonders als Desdemona und als Aschen-

brödel. Ihr Vater, ihre Mutter und ihr Bruder hatten die übrigen Hauptrollen, und die italienische Truppe würde fortgefahren haben, vortreffliche Geschäfte zu machen, wenn nicht ein in New-York angesiedelter Franzose, Malibran, der Kaufmann war und für reich galt, eine Neigung für Maria gefaßt und um sie angehalten hätte. Er zählte funfzig Jahr, Maria siebzehn; wie es natürlich und vernünftig war, widersetzte Garcia sich dieser Heirath. Das junge Mädchen jedoch bestand darauf, sie glaubte des Künstlerlebens schon müde zu sein, und war es entschieden der strengen Zucht des Vaters. Es fielen stürmische Scenen vor; Garcia mußte anerkennen, daß die Tochter nicht nur das musikalische Talent, sondern auch den unbeugsamen Charakter von ihm geerbt hatte. Daß diese Erkenntniß ihn nicht gerade in die beste Laune versetzte, läßt sich denken; er war vielmehr so aufgebracht auf Maria, daß diese, als sie bei einer Vorstellung des Othello in der Hand des Vaters, welcher den Mohren sang, einen wirklichen Dolch wahrnahm, in Todesangst aufschrie: „Papa, Papa, por Dios, no me mate! (Um Gotteswillen, mach' mich nicht todt!") Wie es sich von selbst versteht, hegte Garcia keinerlei mörderische Absichten; der Theaterdolch war zerbrochen, und so hatte er diesen nehmen müssen, welchen er vor wenigen Tagen von einem Türken gekauft und in Maria's Gegenwart geprüft hatte; dieser Zug giebt aber einen Maßstab für die Stimmung ab, welche zwischen Vater und Tochter eben herrschte.

Maria setzte endlich ihren Willen durch; wenige Wochen nach der Heirath machte Malibran Bankerott. Garcia, der sich kannte und seinen Schwiegersohn umzubringen fürchtete, verließ New-York, ging mit seiner ganzen Familie nach Meriko und überließ Maria ihrem Schicksal.

Sie nahm es entschlossen in ihre kleine Hand. Die italienische Truppe hatte sich mit der Abreise der Garcia's aufgelöst, Maria brachte eine englische zusammen und trat auf dem Nationaltheater auf. Um ihrem Manne augenblicklich Hülfe bringen zu können, hatte sie sich nur für jede Vorstellung einzeln engagirt, so daß jeden Abend eine bedeutende Summe in die Kasse Malibran's floß. Da jedoch, was sie so erwarb, zur Herstellung seiner Geschäfte noch nicht ausreichte, beschloß er, sie nach Europa zu schicken, wo sie voraussichtlich noch mehr gewinnen könnte, und deshalb kam sie im Dezember 1827 nach Paris, wo sie bei der Schwester ihres Mannes abstieg und ihre einzige Bekannte, die Gräfin Merlin, aufsuchte. „Sie erschien bei mir", erzählt diese, „mit ihrem schwarzen seidnen Haare, welches ihr in langen Locken auf die Schultern fiel, einem engen und kurzen Musselinkleid,



Das Buch denkwürdiger Frauen. S. 294. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Maria Felicitas Garcia als Desdemona.

ihren schönen Augen, ihren Lippen, welche Kraft und Jugend athmeten, ihren zwanzig Jahren und ihrem unermeßlichen Talent.“ Das war ihr Gepäck und ihr Kapital.

Sie bat die Gräfin, ein Duett mit ihr zu singen. Mitten im Singen hielt sie inne, fiel der Gräfin mit Thränen um den Hals: „O Papa! wie Sie mich an Papa's Schule erinnern!“ und dann sang sie weiter. Die schöne enthusiastische Mercedes war entzückt; sie sprach am Abend in der italienischen Oper von dem Wunder, welches aus New-York gekommen war, sie versammelte einige Tage später in ihrem Salon eine Jury aus Ungläubigen, Maria bekehrte Alle, und einen Monat darauf, am 14. Januar 1828, sanktionirte die öffentliche Meinung die Begeisterung der Dilettanten.

Sie hatte jetzt die Wahl zwischen der großen Oper und dem italienischen Theater, und entschied sich für das letztere, wo sie im Februar schon als Desdemona auftrat. Nach andern Angaben geschah es erst am 8. April. Gewiß ist es, daß der Enthusiasmus, den sie erregte, fortwährend stieg. Im folgenden Winter war es nicht anders. Die Sonntag selbst verdunkelte die Malibran nicht, die Eine glänzte neben der Andern, jede in ihrer Eigenthümlichkeit: die Sonntag im graziösen, die Malibran im dramatischen Styl.

Hier ist der Ort, um von ihrer Eifersucht als Künstlerin zu sprechen. Maria hatte diesen Künstlerfehler in demselben Maße, wie sie künstlerisch begabt war; das will sagen, in einem großen. Aber sie darum anzuklagen, sie habe Absichten gegen das Leben oder doch wenigstens gegen die Schönheit ihrer Nebenbuhlerinnen gehabt, wie man es jüngst in einer Biographie der Schröder-Devrient gethan hat, das dürfte doch etwas zu weit gegangen sein.

Am besten wird sie sich in ihrer eifersüchtigen Schwäche selbst in einem Briefe schildern, den sie 1830 aus London schrieb, wo sie zum zweiten Male für die season (Saison) vom Direktor Laporte am Königstheater engagirt worden war, demselben, auf welchem Vellutti sie in den Arm gekniffen hatte. Eine Sängerin, von der jetzt nicht mehr die Rede ist, die Lalande, war ebenfalls Primadonna bei der italienischen Truppe und sollte zuerst im Piraten auftreten, Maria einige Tage später im Aschenbrödel. Die Lalande war wirklich keine Sonntag, aber Maria that ihr trotzdem die Ehre an, sie als Nebenbuhlerin zu fürchten, war bei ihrem ersten Erscheinen gewissenhaft im Theater, um sich ja mit eigenen Ohren von der Gefährlichkeit der Lalande zu überzeugen, und stattete in einem Briefe an einen Freund folgendermaßen Bericht über ihre Entdeckungen ab.



Covent-Garden-Theater in London.

„Sprechen wir vom Debüt von Madame Lalande.

„Ich bin im Theater mit Lady Flint, ihrer Tochter und ihrem Manne. Meine Lorgnette auf meine beiden Lampen gerichtet, wart' ich, ohne mich zu rühren, daß nach der Ouvertüre der Pirat, den Donzelli darstellt, zum Vorschein komme.

„Die Ouvertüre — hm! So, so. Sie macht keinen besondern Eindruck. Der Vorhang geht auf. Hübsche Dekoration. Die Ouvertüre wird applaudirt. Ein guter Dekorationsmaler ist am wichtigsten für eine Ouvertüre.

„Der Pirat kommt an. Eine gut geschrieene, gut gebrüllte Arie trägt ihm unverdiente Beifallsbezeigungen ein, welche er mit sechsunddreißigtausend Bücklingen und Reverenzen bis in die Coulissen hinein entgegennimmt.

„Die Arie ist nicht schlecht — es ist Originalität darin.

„Dekorationsveränderung.

„**Venga la bella Italiana!**" (Es komme die schöne Italienerin!) sagte mein kleines Ich, welches ungeduldig wurde. (Nebenbei, die Lalande war weder schön, noch Italienerin.) Endlich kommt sie, sag' ich, und beuge mich vor, um sie besser zu sehen. Stellen Sie sich eine Frau noch in den Vierzigen vor, blond, ein Gesicht wie eine Tagesnähterin, beinah gar keinen

Ausdruck, nicht hübsch gewachsen, gleich mir den häßlichsten Fuß von der Welt, schlecht coiffirt und angezogen idem.

„Das Rezitativ fängt an. Ihre Stimme zittert so, daß ich nicht entscheiden kann, ob sie scharf oder weich ist. Um zu urtheilen, warte ich geduldig auf die Cavatine.

„Die Cavatine fängt an. Sie hält einen Ton (hier macht die Schreiberin und Beschreiberin eine lange Wellenlinie).

„Ich beklage die Unglückliche, die sich keinen Muth fassen kann. Sie beendigt ihre Arie, die sehr hübsch ist, und welche sie mit dieser verwünschten Wellenbewegung weiter singt. Man überschüttet sie mit Beifallsbezeigungen. Tausend Reverenzen, wie sie nur in London üblich sind und wie man sie ihr angerathen hat, rufen verlängerte Salven hervor.

„Jetzt kommt das schöne Duett, welches Sie kennen.

„Sie singt es kalt und immer noch zitternd.

„Kurz, um Sie nicht länger zu langweilen, sie hört auf, wie sie angefangen hat. Sie hat eine schöne Arie zum Schluß, wo sie wahnsinnig ist. Man hat ihr eben ihren consorte (Gatten) und ihren Liebhaber umgebracht. Sie kommt mit einem kleinen Kinde an, welches gähnt, weil es lieber Nunnei machen als eine lacrymose Arie anhören möchte, die ganz anders gesungen und besonders gespielt werden müßte, wenn sie Eindruck hervorbringen soll. Das Ende ist gewesen, daß sie gar keinen gemacht hat. Dennoch hat man sie herausgerufen und sie ist erschienen, um die einstimmigsten Beifallsbezeigungen zu empfangen, die je ertheilt worden sind.

„Nun, vien il meglio (kommt das Beste), wie Susanna sagt. Ich habe herausbekommen, daß ihre Manier zu singen und den Ton auszuhalten (neue Wellenlinie) eine unveränderliche, bestimmte, ewige Eigenschaft von ihr ist. Sie begreifen wol, wie unsere Stimmen zusammen gehen werden, zwei und zwei, wie drei Ziegen."

In diesem Briefe offenbart sich ein eifersüchtiges, wenn man will, ein neidisches Kind, aber doch nicht gerade eine Furie, die nach Gift und Dolch greift, oder wenigstens die gehaßte Nebenbuhlerin so nahe an die Lampen schleppt, daß der Vorhang nicht herabgelassen werden kann, weil er sie sonst todt- oder ihr doch mindestens das Gesicht entzweischlagen würde. Das aber soll die Malibran mit der Schröder-Devrient gethan haben, als sie die Dummheit beging, der Schröder-Devrient die Desdemona zu überlassen und dafür, noch überdies zu ihrem Benefiz, den Othello zu nehmen. Die kleine feine Malibran muß als großer, wilder Mohr sehr komisch ausgesehen

haben, aber daß sie deswegen gleich seine blutdürstige Gemüthsart angenommen haben sollte, dünkt uns völlig fabelhaft.

Wo an einer Nebenbuhlerin wirklich Etwas zu bewundern war, da bewunderte Maria aus vollem Herzen. So schrieb sie einst, als sie die Pasta in Bologna als Norma gehört hatte: „Die Pasta ist mit Zuruf empfangen worden. Nach der Cavatine (welche sie wundervoll sang) hat man sie fünf Mal herausgerufen, nach dem Terzett zwei Mal. Bei jedem Abgang applaudirt. Zwei Mal nach dem Duett des zweiten Aufzugs mit Adalgisa. Das Duett mit Donzelli wurde auch wiederholt und gut gesungen, zuletzt rief man sie noch zwei Mal. Sie sehen also, wie gern man auch verbreiten möchte, die Pasta habe keinen Erfolg: nach diesen Thatsachen, die ich Ihnen verbürge, kann man es nicht glauben machen.“

Die schwersten Stunden bereitete die liebliche und liebenswürdige Sonntag der ehrgeizigen und eifersüchtigen kleinen Spanierin. Jedes Mal, wenn „die kleine Deutsche“ einen recht glänzenden Erfolg hatte, weinte Maria mit naiver Verzweiflung, und klagte wieder und wieder: „Mein Gott, warum singt sie so gut!“ Die Sonntag ihrerseits mochte ähnliche Gesinnungen hegen und Maria fürchten, wie diese sie fürchtete; genug, eine Zeit lang schien wenig Aussicht dazu, die beiden reizenden Sängerinnen in einer und derselben Oper zu hören, und doch war es der allgemeine sehnliche Wunsch.

Endlich verschwor man sich gewissermaßen gegen sie, und als sie sich eines Abends Beide in einem Konzert bei der Gräfin Merlin befanden, wurde ihnen unvermuthet der Vorschlag gemacht, das Duett aus Tancred miteinander zu singen.

Sie zögerten Beide, gaben dann nach, traten unter lautem Zuruf an das Piano und begannen. Beide sangen gleich hinreißend, Beide wurden gleich enthusiastisch beklatscht; bewegt, betäubt gleichsam sahen sie sich an, Jede streckt der Andern die Hand entgegen, und ein herzlicher Kuß endigte auf immer, nicht das Ringen gegeneinander, wol aber den Neid, der es bisher begleitet hatte. Von nun an weigerten sie sich nicht mehr, in denselben Opern zu singen, und die Vorstellungen, in denen sie miteinander wetteiferten, sollen unvergleichlich ausgefallen sein.

Bald genug ließ Henriette Sonntag, welche Gräfin Rossi geworden war, die Malibran im Alleinbesitz der ersten Rollen. Sechs Jahre lang nun herrschte Maria auf den Bühnen von London, Neapel, Bologna, Venedig, Lucca und Mailand. Nach Deutschland ist sie nie gekommen, außer ein

Mal, wo sie in Aachen sang, und zwischen ihr und dem Pariser Publikum war ein Erkalten eingetreten, dessen Grund wir bald angeben werden. Aber in England und in Italien war sie, wenn auch nicht immer unbestritten, während dieser Jahre die Königin des dramatischen Gesanges.

Es wäre übermenschlich gewesen, wenn bei dieser bewegten und berauschenden Existenz ihr Herz nie erwacht wäre, und wenn es, ein Mal erwacht, sie nicht zu weit fortgerissen hätte. Die theatralische Laufbahn ist gerade für Frauen darum so gefährlich, weil bei der gewaltsamen Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte auch die Empfänglichkeit für leidenschaftliche Gefühle in hohem Grade gesteigert werden muß. Maria konnte dieser Gefahr um so weniger entgehen, als sie im wahren Sinne des Wortes Südländerin war. Ihre Liebe zu dem ausgezeichneten belgischen Violinspieler Karl von Beriot beherrschte bald ihr ganzes Dasein. Sie hatte ihn in Paris kennen gelernt, dann in Brüssel wiedergefunden; gesetzlich noch immer die Frau Malibran's, wurde sie ihrem Herzen nach die Gattin Beriot's. Die Strenge, mit welcher die Welt diese Verirrung an ihr strafte, beweis't, wie hoch Maria von der öffentlichen Meinung gestellt worden war. Man verlangte von ihr, daß sie eben so untadelhaft als Frau, wie groß als Künstlerin sein sollte. Sie selbst war trotz ihrer heißen und warm erwiederten Liebe nicht glücklich; sie bedurfte zu sehr ihrer eigenen Achtung und der allgemeinen Schätzung, und Beides hatte sie verloren und — wie sie wohl fühlte — mit Recht und durch ihre Schuld. Die Frauen aus der vornehmen Gesellschaft, welche sie ehedem als Freundin behandelt hatten, zogen sich kalt von ihr zurück, das Publikum hörte sie nicht länger mit Begeisterung, sondern mit kühler, oft feindlicher Kritik an; ihr Vater, der den Winter von 1831 — 1832 wieder in Paris war, verschloß ihr seine Thür. Doch gewann er es nicht lange über sich, so streng gegen sein geliebtes, wenn gleich irrendes Kind zu sein, und eine Aussöhnung fand Statt, welche Maria in einen wahren Freudentaumel versetzte. Rührend ist es zu lesen, wie sie darüber an die Gräfin Merlin schreibt, welche ihr Glück gewünscht und sie zugleich auf den Abend eingeladen hatte, um ein wenig Musik zu machen. „Es ist mit dem größten Vergnügen," lautet das Briefchen, „daß ich Ihnen verspreche, heute Abend zu kommen. Ich bin so glücklich! Seit gestern gelingt mir Alles, und diese Aussöhnung ist eine gute Vorbedeutung für das Uebrige. Ich wußte wol, daß eine so gute Freundin, wie Sie, nicht anders als entzückt über das Vorgefallene sein könnte. Sobald er (Beriot) nach Hause kommt, werde ich ihm Ihren für mich und für ihn so freundlichen

Brief zeigen, und ich bin sicher, er würde sechsunddreißig Taschen machen lassen, um sechsunddreißig Violinen hineinzustecken, wenn er sie hätte, und sie Ihnen mit seinem ganzen guten Willen mitzubringen."

Vom Pariser Publikum nahm sie am 8. Januar 1832 als Desdemona Abschied, und gelobte sich feierlich, nicht eher wieder öffentlich in Paris aufzutreten, als bis sie mit Beriot verheirathet sein würde. Um zu diesem ersehnten Ziel zu gelangen, betrieb sie mit fieberischem Eifer eine gerichtliche Scheidung von ihrem Manne, gegen welchen sie schon vor ihrer Bekanntschaft mit Beriot Grund zu ernstlichem Mißvergnügen gehabt hatte. In der That behandelte er sie ganz und gar wie ein Eigenthum, welches ihm so und so viele Zinsen tragen müßte, ohne daß er dafür das Mindeste zu thun nöthig habe. Auch seine Familie hatte Maria auf eine Art bevormundet, welche bei einem so unabhängigen Charakter, wie der Maria's, unfehlbar das heftigste Auflehnen zur Folge haben mußte. Folglich wurde die Scheidung von Malibran, der inzwischen nach Frankreich zurückgekehrt war, eingeleitet, während Maria in Italien und England war, lebhaft beeilt, und am 6. März 1835 wegen eines Formfehlers ausgesprochen. Maria empfing diese Nachricht in Venedig, wo sie den Karneval hindurch sang. Noch mußte sie dem Gesetz nach zehn Monate bis zu ihrer Wiederverheirathung warten, aber sie gehörte keinem andern Manne mehr an, als Beriot; sie hatte die Gewißheit, auch gesetzlich die Seine zu werden, ihr Bewußtsein war in Ruhe, und höchst wahrscheinlich hat sie nie ein so glückliches Jahr verlebt, wie das, welches auf das Erkenntniß folgte, dem sie ihre wiedererrungene Freiheit dankte.

In Venedig schien sie wirklich eine Königin. Sie hatte sich eine graue Gondel mit Verzierungen von Gold und Seide machen lassen, indem sie in die „von außen und innen schwarzen Gondeln" durchaus nicht hineinwollte. Das Innere der ihrigen war scharlach, dazu hatte sie blaue Vorhänge und prächtig phantastisch gekleidete Gondolieri. Man wußte also überall, wo sie fuhr oder landete, daß sie es war, und immer folgte ihr ein langer Zug von Gondeln, und immer empfing sie am Ufer eine dichtgedrängte Menge.

Schon hatte sie ihr Engagement in der Fenice, dem ersten Theater Venedigs, beendet, da erfuhr sie, daß ein Herr Gallo, Eigenthümer eines Theaters zweiten Ranges, in Gefahr sei, Bankerott machen zu müssen, wenn es ihm nicht möglich werde, 14,000 Franken aufzutreiben.



Triumphe der Malibran in Venedig.

Augenblicklich faßte Maria den Plan zu einer außerordentlichen Vorstellung im Theater Gallo, und trotz aller Hindernisse wurde er glänzend durchgesetzt. So viel von Venedig, wie das Theater zu fassen vermochte, drängte sich herbei, um die Diva, die Göttin, wie Italien seine bevorzugten Sängerinnen und folglich auch Maria nannte, noch ein Mal zu hören. Blumen, Kronen, Gold- und Silberblätter fielen wie ein duftender und flimmernder Regen um sie her, als sie ausgesungen hatte; zwei weiße Tauben flatterten herab auf das schöne Haupt, welches sie bewegt und dankend neigte, und draußen wartete eine unabsehbare Menge, um sie mit Fackeln nach Hause zu geleiten. Erschöpft, unfähig, noch mehr von der süßen Last des Triumphes zu ertragen, flüchtet Maria sich für diesen Abend in eine der schwarzen Gondeln, die sie sonst so scheut. Aber so gut sie für gewöhnlich das Inkognito bewahren, die, welche Maria trägt, wird doch

errathen. Zu beiden Seiten des Kanales ziehen die Fackeln; als Maria landet, ist die Menge da, hebt sie, trägt sie, entreißt ihr Shawl und Schnupftuch, um Beides in kleine Stückchen zu zerreißen und unter sich zu vertheilen. Kaum hat sie in ihren Zimmern einen Augenblick aufgeathmet, so kommt eine Deputation der Gondolieri in Galatracht, und der, welcher am schönsten sprechen kann, bittet sie, mit ihren Lippen eine vergoldete Trinkschale zu berühren, welche er ihr mit Wein gefüllt darreicht. Diese Schale geht dann unten, wo sämmtliche Gondolieri mit Fackeln in einer langen Reihe stehen, von Mund zu Mund. So huldigte das Volk Venedigs der Sängerin.

Die Stadt schenkte ihr ein Diadem. Das Theater Gallo nannte sich von nun an Theater Malibran, die Vorstellung hatte 10,500 Franken eingetragen, die noch fehlenden 3500 legte Maria zu.

Ende April war sie schon wieder in London, wo sie sich vom 1. Mai bis zum 30. Juli für 3775 Pfund zu dreißig Vorstellungen in Drury-lane verpflichtet hatte. Ein Brief Beriot's vom 14. Mai 1835 läßt uns einen Blick in das Leben einer populairen Sängerin thun.

„Die Londoner Saison ist dieses Jahr prächtig: niemals gab es so viel Konzerte. Die Theater machen Glück, besonders das englische, welches jedes Mal voll ist, wenn man die Nachtwandlerin giebt; Maria befindet sich wohl; trotz der ungeheuern Anstrengungen, die sie aushält.

„Hier ist ihr Programm für drei oder vier Tage in der Woche: des Morgens um Zehn Probe, nach einer guten Stunde Arbeit am Piano. Von Eins bis Vier Konzert. Von Sieben bis Zehn Oper. Dann, um den Abend zu beschließen, ein oder zwei Privatkonzerte, so daß die arme Maria fast nie vor Tagesanbruch nach Hause kommt.

„Das ist die Existenz, welche sie in London führt, und zwar ganz gegen meinen Willen, denn ich setze mich aus allen Kräften dagegen, daß sie nach dem Theater noch Konzerte annimmt. Einen großen Theil schlage ich ohne ihr Wissen ab, denn Sie kennen ja den kleinen spanischen Eisenkopf: ließe man ihn machen, er brächte sich um.

„Zum Glück ist das Schlimmste überstanden. Gestern gab sie zum ersten Male Fidelio englisch mit einem unerhörten Erfolg. Sie mußte das Finale wiederholen. Die Grisi hat in den Puritanern auch viel Erfolg. Sie richtet sich sehr gut mit Maria ein, und singt oft Duette mit ihr in Privatkonzerten.

„Seit die Sonntag auf der Bühne war, hat man nicht so vollendete Frauenduette gehört. Sie werden in meinem Konzert am 29. Juni eines aus Semiramis singen, und da es zum ersten Male ist, daß sie öffentlich zusammen auftreten, so habe ich Sorge getragen, dieses Duett auf einem drei Ellen langen Zettel mit fußlangen Buchstaben anzukündigen, und rechne auf einen gedrängt vollen Saal."

Von London flog Maria gleichsam nach Lucca, wo sie, trotz des Entsetzens vor der nahenden Cholera, wie ein tröstender Engel, man möchte fast sagen, wie ein Schutzmittel gegen die Krankheit empfangen wurde. In den ersten Tagen des Septembers mußte sie in Mailand sein, wo, wie sie sehr drollig schreibt, man sie „mit Andacht erwarten solle, indem man überzeugt sei, daß ihre Erscheinung die Anhänger der Cholera kamphorisiren werde." Sie selbst fürchtete sich nicht, aber alle Regierungen fürchteten sich, und da es deren in Italien viele gab, so gab es auch eben so viele Grenzsperren, welche eine rasche Reise nach Mailand buchstäblich unmöglich machten. Maria entschloß sich kurz und ging über die Gebirge von Carrara. Es war mit zwei Wagen auf lauter Maulthierpfaden, eine wahrhaft abenteuerliche Fahrt, aber die war der Sängerin gerade recht. Lustig zog sie zu Pferde voran, unbekümmert darum, wie es die Wagen anfingen, um ihr nachzukommen. Wo sie auf Zollwächter stieß, sang sie ihnen Etwas vor, damit sie nicht erst ihr Gepäck untersuchen möchten; wenn sie durch ein armes Dörfchen kam, gab sie Almosen und zwar so reichlich, daß die Bewohner es sehr übel nahmen, wenn man ihnen versicherte, die großmüthige Geberin sei keine Prinzessin, sondern nur eine Sängerin. Endlich lagen die Berge hinter ihr und ihren Begleitern, aber darum hörten die Hindernisse nicht auf. Die Furcht vor der Cholera hatte die Lombarden dermaßen ergriffen, daß sie in jedem Fremden einen Pestbringer erblickten. Nirgends fand unsere musikalische Karawane Obdach, außer allenfalls in verlassenen Schuppen, welche sie mit den Ratten theilen mußte. Für gewöhnlich übernachtete sie auf freier Straße in den Wagen, und die nöthigen Lebensmittel wurden ihr nur aus sicherer Entfernung verabfolgt. Allen diesen Beschwerlichkeiten setzte Maria eine unerschütterliche gute Laune entgegen, und glücklich traf sie zur rechten Zeit in Mailand ein, wo sie vom Publikum mit lautem Jubel, von der vornehmen Gesellschaft mit hoher Auszeichnung empfangen wurde.

Der Herzog Visconti, der Intendant, hatte sie für fünf Saisons engagirt: für den Herbst 1835, für den Karneval vom 10. Dezember bis zum 10. März 1836, für den nächsten Karneval bis Ende März 1837, und für

den Herbst 1836 und 37. Hundertachtzig Mal sollte sie auftreten, ihr Honorar waren 400,000 Franken, dazu Wohnung im Palast Visconti, Tafel und Equipage.

Als sie in der ersten Karnevalssaison zum letzten Male auftrat, wurde sie mit Fackeln zum Palast Visconti zurückgeleitet, wo die Gärten erleuchtet waren und die Militairmusik sie empfing. Am andern Morgen wurde eine Menge Medaillen in Gold, Silber und Bronze ausgegeben, die ihr zu Ehren geprägt worden waren.

Ende März 1836 kam sie in Paris an, wo Alles zu ihrer Vermählung mit Beriot bereit war. Am 29. wurde diese in aller Stille vollzogen. Abends versammelten sich die genaueren Freunde in der kleinen Wohnung, welche Maria bei Troupenas, dem Verleger ihrer Kompositionen und einem ihrer treuesten Freunde, inne hatte. Thalberg, Rossini, Beriot und Maria selbst ließen sich hören. Maria war glücklich wie ein Kind, und sang wunderschön. An die Armen hatte sie 1000 Franken vertheilen lassen. Sie wollte ihre Dankbarkeit dafür beweisen, daß es ihr nun wieder gestattet war, ihren Platz unter den Frauen einzunehmen, welche nicht zu erröthen haben. Der Ruhm der Künstlerin hatte sie nicht einen Augenblick die Erniedrigung des Weibes vergessen machen. Die Vergangenheit konnte allerdings nicht ausgelöscht werden, aber die Zukunft sollte vorwurfsfrei sein. Die Anhänglichkeit Maria's an den so lange Geliebten, welcher nun endlich ganz ihr Eigenthum geworden war, hatte sich in ihrer vollen Kraft und Innigkeit erhalten. Von den Ihrigen fehlte ihr freilich der Vater, welcher 1832 starb, eben als Maria zum ersten Male in Italien war, aber sie hatte noch Mutter, Bruder und Schwester, ihr Ruf füllte Europa, sie war nur als Sängerin noch die Malibran — ihr Schicksal prangte in voller Blüte, sie konnte nicht glücklicher werden.

Kein Sterblicher darf lange in der Sonnenhöhe des Glückes stehen. Wie er hinaufgestiegen ist, muß er wieder abwärts steigen. Für Maria that sich bereits der Pfad auf, welcher hinab führte und hinab bis an das letzte Ziel.

Sie hatte das Vorgefühl ihres frühen Sterbens. Weil sie fest überzeugt war, sie würde ihre Jugend nicht überleben, suchte sie dieselbe festzuhalten und zu verlängern. Sie wollte junges Mädchen bleiben, oder möchte man nicht lieber sagen: kleiner Tollkopf? Nie erscheint sie uns als Frau, Alles in ihr ist achtzehn Jahr, selbst noch jünger. So liebte sie z. B. wie ein Kind die Spielsachen und die Puppen; in das Theater Girolamo zu

Mailand kam sie jeden Tag, und je abenteuerlicher, je unmöglicher die Marionetten spielten, je mehr belustigte sie sich. Sie selbst spielte gern die tollsten Streiche, und da sie sich vortrefflich zu verkleiden verstand, glückte es ihr vollkommen. Als sie in ihrer ersten Pariser Zeit einige Wochen bei der Gräfin Sparre auf Schloß Brizay zubrachte, fiel es ihr ein, sich als Bäuerin zu verkleiden, und einen alten, sehr menschenfreundlichen Doktor, der auch zum Besuch im Schloß war, um Rath für ihre Mutter zu bitten. Der alte Herr ertheilte den Rath, fügte noch Geld hinzu, die junge Bäuerin kam wieder, und gab allmälig dem Doktor zu verstehen, daß sie ihn liebenswürdig finde. Der Doktor seinerseits machte sich, oft mit Maria selbst, über die ländliche Schöne lustig, und eines Tages, als sie ihn auffordert, ihr seinen Arm zu einem Spaziergang im Garten zu geben, wendet er sich zu den anwesenden Personen und sagt achselzuckend: „Die schmeichelhafte Eroberung, die ich da gemacht habe!“ Kaum sind die Worte über seine Lippen, so sitzt auch schon eine gewaltige Ohrfeige auf seiner Backe, und mit unverstellter Stimme fragt Maria sehr entrüstet: „Und wo wirst Du eine schönere finden, unhöflicher Geck?“ Man sieht es, Maria zog nicht immer Handschuhe an, und nahm, um ihre Meinung zu sagen, kein Blatt vor den Mund. Sie war nicht in und für den Salon erzogen, und fiel bisweilen in das Triviale und Burleske, selbst mitten aus der Melancholie und aus der Erhabenheit heraus, aber sie war dabei so originell, so naiv, so wahrhaft und so geistvoll zugleich, daß ihre kleinen Verstöße gegen die hergebrachten Formen, ihre kleinen Seitensprünge vom Pfade der Etikette als die Unarten eines liebenswürdigen Kindes geduldet und entschuldigt wurden.

Merkwürdig begabt war sie. Gute Pianistin, glückliche Komponistin, geistreich im Karikaturzeichnen und im Briefschreiben, geschickt als Frau, mit einem außerordentlichen Sprachtalent, ebenso vortrefflich im Komischen wie groß im Tragischen, konnte sie so ziemlich Alles, nur nicht tanzen. Und doch tanzte sie leidenschaftlich, denn es war eine Bewegung, und Bewegung konnte Maria nie genug bekommen. Es war, als könnte sie das Leben, welches in ihrer andalusisch-maurischen Natur gleichsam überquoll, gar nicht schnell und reichlich genug los werden. Wir haben aus dem Briefe von Beriot gesehen, wie sie es während der Saison in London trieb; wohl, so machte sie es immer. War sie auf dem Lande, so zog sie Beinkleid und Blouse an, setzte die Mütze auf's Ohr, und nun ging es auf die Jagd oder zu Pferde über Stock und Stein, oder durch's Wasser, wo es so recht rauschte.

Um sich auszuruhen, sprang sie über den Strick oder machte endlose Spaziergänge. Die wilden Ritte setzte sie überall fort, oft sogar an den Tagen, wo sie auftrat. Die Theaterdirektoren lagen ewig im Hader mit ihr über die Art, wie sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Stimme mißhandelte, denn auch diese schonte sie nie einen Augenblick. Wo sie singen wollte, da sang sie, mochte es vor oder nach dem Theater sein. Ein Mal zwang die Administration sie an einem Abend, welchen sie der Gräfin Merlin versprochen hatte, in einer Benefizvorstellung mitzuwirken. Schmollen, Bitten, Widersetzlichkeit, Nichts half: sie mußte auftreten. „Gut," sagt sie, „ich werde auf dem Theater singen, weil es meine Pflicht ist, aber nachher werde ich bei Madame Merlin singen, weil es mein Vergnügen ist." Ihrerseits ist sie nun taub gegen alle Bitten und Vorstellungen, kommt um Eins nach der Semiramis zur Merlin, singt zwei Stunden, speist zu Abend, tanzt und bleibt bis zum hellen Tage.

Wenn sie diese Unvorsichtigkeiten buchstäblich bis über ihre Kräfte trieb und dann singen und spielen mußte, während sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, so nahm sie wol zu aufreizenden Mitteln ihre Zuflucht. Daher das Gerücht, sie tränke, welches sie förmlich wüthend machen konnte. Der Baron von Trémont wurde eines Tages das Opfer dieses Zornes. Er fand Maria mit funkelnden Augen und zitternden Lippen, und erkundigte sich, was ihr fehle. „Ich bin wüthend," antwortete sie; „man sagt, daß ich mich betrinke. Da sehen Sie!" und sie reißt einen Schrank auf, packt einen Porzellantopf und gießt dem unglücklichen Baron das abscheulichste Gebräu von Honig, Gerstenschleim und wer weiß was noch in den Mund, — „betrinkt man sich etwa damit?"

Nun bestanden zwar die Getränke, welche sie während der Vorstellungen nahm, nicht immer blos aus Honig und Gerstenschleim, indessen etwas weißer Burgunder oder Rum in heißem Wasser, noch überdies durch vielen Zucker gemildert, konnte ihr auch gestattet werden, und zwar ohne Furcht sowol für ihre Moral, wie für ihre Gesundheit. Wenn sie nur ebenso die Unmäßigkeit in den geistigen Aufregungen und künstlerischen Anstrengungen vermieden hätte! Es will Alles mit Maaß getrieben werden, selbst die Arbeit, selbst die Kunst. Maria indessen gehörte zu den Naturen, welche so lange unbändig mit den Flügeln schlagen, bis diese ermatten und sie nicht mehr erhalten können.

Vielleicht hätte trotzdem ihre zarte, aber mächtige Organisation den Lebenswogen, welchen sie dieselbe entgegenwarf, noch länger Widerstand

geleistet, wäre sie nicht, als sie während der Frühlingssaison in London eines Tages ausritt, von ihrem durchgegangenen Pferde eine ganze Strecke geschleift worden. Beriot hatte die Partie, an welcher er nicht Theil nahm, ungern gesehen; Maria wollte ihm nicht eingestehen, was ihr widerfahren, erklärte ihm die Wunden, welche sie am Kopf hatte, durch einen Fall auf der Treppe, und trat denselben Abend noch auf. Diese Verheimlichung hatte die unheilvollsten Folgen. Die Erschütterung des Gehirns, welche Maria erlitten, verursachte ihr unaufhörliche Kopfschmerzen, die manchmal so heftig wurden, daß sie förmlich die Besinnung verlor. Häufige Nervenzufälle kamen dazu, und eine allgemeine Erschöpfung wurde mehr und mehr sichtbar. Wer sich demohnerachtet nicht Ruhe gönnte, das war Maria. Sie arbeitete und studirte so eifrig wie nur je, sie war in guten Stunden so frisch und ausgelassen wie immer, und als der September kam, reiste sie entschlossen nach Manchester, wo sie in sechs Konzerten singen sollte.

Lablache war schon vor ihr angekommen, sie stieg in demselben Hotel ab, wo er wohnte, denn seit 1830, wo sie ihn in London kennen gelernt hatte, war er ihr von allen ihren Kameraden immer der liebste gewesen.

Nachdem sie am Abend wie ein Kind gelacht und getollt hatte, bat sie ihn um sein Urtheil über ihre beiden letzten Romanzen, den Räuber und den Tod, zu denen er ihr die Worte gegeben hatte. Sie sang herrlich, aber mit einer solchen Heftigkeit, daß der gute Lablache in förmliche Angst gerieth und Beriot ermahnte, seine Frau so geschwind wie möglich zur Ruhe zu schicken.

Den ersten Tag des Konzertes machte der Orgelklang sie ohnmächtig. Man brachte sie aus der Kirche; kaum hatte sie jedoch ihr Bewußtsein wiedergefunden, so kehrte sie zurück und sang die für sie bestimmte Arie aus Abraham von Cimarosa; ebenso füllte sie am Abend im Theater ihren Platz aus.

Am nächsten Morgen wiederholte sich die erschütternde Wirkung der Orgel auf ihre Nerven, und sie war außer Stande, im kirchlichen Konzert mitzuwirken. Dagegen erschien sie wie am vorigen Abend im Theater und sang mit Madame Caradori das Duett aus dem Andronico von Mercadante. Nie hatte ihre Stimme himmlischer geklungen. Hingerissen durch den Zauber ihres Gesanges vergaß das Auditorium in der Sängerin die Leidende, und verlangte das Duett da capo. Maria gehorchte, und sang noch schöner, als das erste Mal. Aber kaum hatte sie geendet und die Bühne verlassen, so brach sie in furchtbaren Zuckungen zusammen. Man hatte ihren Schwanengesang gehört. Sie war nicht zu retten.

Die ganze Stadt ließ sich bei ihr einschreiben. Alle Journale brachten Bulletins über ihre Krankheit. Daß sie zum Tode krank sei, glaubte man nicht, man erwartete ihre Genesung; man hoffte sogar, sie vor ihrer Abreise noch singen zu hören. Sie wußte nur noch in seltnen Augenblicken Etwas von sich selbst, meistens lag sie in stumpfer Bewegungslosigkeit. In einem jener letzten lichten Momente frug sie, ob Beriot gut gespielt habe und viel applaudirt worden sei. Als man ihr mit Ja antwortete, zog ein freudiges Lächeln über ihr Gesicht. Ihr letzter Gedanke war für ihren Gatten und ihre Kunst.

Am 23. September 1836 starb sie friedlich und schmerzlos. Achtundzwanzig Jahre war sie alt. Ganz England schien wie durch einen schmerzlichen Schlag betroffen. Es hatte die Sängerin gleichsam als sein Eigen betrachtet. Am 1. Oktober fand das feierliche Begräbniß statt. Als später Beriot die Reste seiner Frau verlangte, um sie in seiner Heimat zu bestatten, weigerte Manchester sich, sie herauszugeben. Dieser seltsame Fall wurde zu Gunsten Beriot's entschieden, und darum kann, wer Laeken besucht, jetzt zur Grabkapelle der Malibran pilgern.



Ende dieses Bandes.


PAPIERHANDLUNG
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN
HERZOGSPITALSTR. 22




H. HUTMACHER
PAPIERHANDLUNG
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN
HERZOGSPITALSTR. 22

